Lady Jane Gray

und ihre Zeit.

Historisches Lebensbild

von

Gräfin L. v. Robiano.

Zweiter Theil.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Fleischer.

1873.

Inhalt

20. Capitel.

Katharine schenkt dem Admiral eine Tochter.

Eduard, in der Absicht, seinen Oheim für das Fehlschlagen seiner Wünsche zu entschädigen, bestand darauf, daß Lady Sudely mit königlichen Ehren nach Glousterhire, in das Schloß ihres Gemahles ziehe. Eine Eskorte von hundert Edelleuten seiner eigenen Leibwache mußte mit ihr nach Sudely abgehen, und sollte auf dem Schlosse bleiben; auch durfte die Mutter nicht eher Chelsea verlassen, als bis der junge König die bestimmte Nachricht erhalten, Alles sei für die Ankunft und die Behaglichkeit der Königin bereitet worden. Seymour hatte die in Verfall gerathenen Theile der Befestigungen, zugleich mit der neuen Einrichtung der Zimmer, ausbessern lassen. Sobald er die Gewißheit erhielt, daß seine Gemahlin guter Hoffnung war, sandte er nicht weniger als hundertunddreißig Arbeiter nach Sudely ab, die fast Tag und Nacht arbeiten mußten. Die großen Kosten, welche er namentlich auf Wiederherstellung der Festungswerke verwandte, erregte Verdacht bei seiner Gegnerin, sie glaubte, der Admiral wolle das Schloß zu einem festen Zufluchtsorte bestimmen, für den Fall, daß es zwischen ihm und der Regierung je zu offener Fehde käme. In diesem Gedanken, der Seymour nicht unbekannt blieb, suchte der schlaue Intrigant seine Feinde zu bestärken, da er dadurch dieselben auf eine falsche Fährte leitete und desto sicherer seinen eigentlichen Plan verfolgen konnte.

Sudely castle war aber ganz dazu geeignet, den kräftigsten Widerstand bei einer Belagerung zu leisten, denn bereits unter der Regierung

Heinrichs IV. galt es allgemein für eine völlig uneinnehmbare Festung; und bis auf den heutigen Tag trotzen die festen Mauern dem Zahne der zerstörenden Zeit.

Die Aussicht von den Fenstern der inneren Wohnung ist malerisch freundlich; der Umfang der Festung so groß, daß innerhalb der enceinte Mauern, ein geräumiger Park zur Erholung der Schloßbewohner angebracht ward. Große alte Bäume boten den Lustwandelnden Schatten, und die lieblichsten Plätze zum Ausruhen.

Es war gegen Mittag, als der fürstliche Zug an dem Dorfe, am Fuße des Schlosses, anlangte. Die Bauern und Bäuerinnen standen in ihren Sonntagskleidern am Thore, um der hochverehrten Königin Blumen und Früchte zu spenden. Katharine mit Lady Jane Gray in einer Sänfte, die von Maulthieren gezogen wurde, grüßte Alle so freundlich und anmuthig, daß die guten Leute fast vor Freude vor ihr sich niederwarfen. Mit der Schloßherrin schien für Alle ein Glücksstern aufgegangen zu sein, denn Seymour war nicht geliebt von seinen Unterthanen, da er dieselben über ihr Vermögen mit Steuern belegte. Katharinens bekannte liebevolle Milde und ihr religiöser Sinn, berechtigte zu den kühnsten, schönsten Hoffnungen. Es waren nicht leere Worte die Glückwünsche, welche der hohen Frau hier dargebracht wurden, sondern gleichsam zum Voraus Segenswünsche und Danksagungen. Nicht minder groß war die Bewunderung, welche man Katharinens Schönheit zollte, denn die frische Luft, die Aufregung der Erwartung, vor Allem die besorgte Zärtlichkeit Seymour's, hatten ihr Herz erheitert, und diese Heiterkeit spiegelte sich in dem zarten Colorit der Wangen, in der sanften Belebung der schönen, sanftinnigen Augen.

„Wie schön die Königin aussieht, und wie jung noch," sagten die Leute untereinander. „Und wie gut, die läßt uns nicht unterdrücken."

„Gott gebe, daß sie fröhliche Zeiten in der alten Burg erlebe, und daß Lord Sudely den Werth des Kleinods zu schätzen wisse, das ihm der Himmel bescheert," sprach ein ehrwürdiger Greis. „Wer hätte geglaubt, daß sie die Gemahlin Lord Seymour's werden würde, der ihr so wenig gleicht wie die Sonne der Nacht," setzte der Alte hinzu, das ehrwürdige Haupt schüttelnd.

„Der Lord ist aber ein schöner Kavalier, und weiß zu leben," sagte ein junger Bauer. „Jetzt wird's lustig hergehen bei uns, Alter, denn ohne Vergnügen lebt der Admiral nicht lange hier. Was er nur für ein Gefolge mit sich gebracht hat!"

Das Gefolge, deren Anzahl und reiche Bekleidung das Erstaunen der Dorfbewohner erregte, hatte Katharine auf Befehl Eduard's mitnehmen müssen. Er verlangte, daß seine Mutter einen königlichen Hofstaat in Sudely halte, der in Pagen, Kammerherrn, Zofen, Ehrenfräulein und einhundertunddreißig Dienst thuenden Edelleuten bestand. Zu diesen kamen noch zwei Aerzte hinzu, die persönliche Bedienung für das erwartete Kind, und die Pflege der hohen Wöchnerin. Seymour hatte sich mit Allen einverstanden erklärt, nur nicht mit der Ernennung zweier Hauskaplane, welche täglich Gottesdienst in der Schloßkapelle halten sollten. Katharine wählte hierzu Robert Hugck und John Parkhurst,*) entschiedene evangelische Prediger.

Seymour widersetzte sich nicht nur der Anwesenheit der Geistlichen aus dem Grunde, weil er selbst keine Ehrfurcht vor der Religion hegte, sondern, weil es ihm beliebte bei dem katholischen Adel sich Freunde zu gewinnen, damit er auf dessen Hülfe gegen die Regierung rechnen könne. Aber Eduard stand seiner Mutter bei, und Seymour war gezwungen nachzugeben. Jedoch knüpfte er an die Ernennung der Hausgeistlichen die Bedingung, daß an den Tagen, wo er selbst in Sudely sich aufhielt, kein Gottesdienst gehalten werden dürfte, oder daß er wenigstens nicht genöthigt sein möge den Gottesdiensten beizuwohnen. Tief kränkte diese Erklärung das fromme Gemüth Katharinens, jetzt empfand sie schmerzlich, wie wenig beide Seelen miteinander harmonirten, und jemehr sie sich gestehen mußte, daß Seymour's Herz ihr nicht ungetheilt gehörte, desto inniger schloß sie sich an die Religion an. Ihre einzige Hoffnung war, daß Seymour, wenn er in Sudely entfernt vom Hofe lebe, doch einmal ernsteren Sinnes werden, und sich glücklich im häuslichen Kreise fühlen würde. Er wünschte so sehnlich ein Kind zu besitzen, freute sich so herzlich darauf, und Katharine schmeichelte sich

*) Beide wurden später berühmte Theologen.

mit dem süßen Wahne, dieses Kind werde mit einem innigeren festen Bande, die Seele des Gemahles an die Mutter desselben fesseln.

In dieser Hoffnung bekräftigte sie Seymour's Aufmerksamkeit gegen ihre Person und sein eifriges Bemühen, den Schloßaufenthalt ihr angenehm zu machen. Er selbst führte sie mit Lady Jane in der Wohnung umher, und lächelte vergnügt als Katharine mit innigen Worten und Blicken ihm Dank sagen mußte.

Seymour hatte die innere Einrichtung nicht nur mit verschwenderischer Pracht getroffen, sondern auch mit feinem Takte für die Bequemlichkeit der hohen Wöchnerin und des Kindes. Die Apartements waren so kostbar ausgestattet, als ob Lady Katharine noch die Gemahlin Heinrichs VIII. gewesen, und der stolze Monarch einen Thronerben erwartet hätte.

Katharine machte ihrem Gemahl sanfte Vorwürfe hierüber, aber er schloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Nichts ist zu kostbar für meine Herzenskönigin, für die geliebte Mutter meines Kindes; der König hat es auch ausdrücklich anbefohlen.“

Drei Zimmer waren für die Zeit des Wochenbettes bestimmt, allerdings eine geringere Anzahl als unsere Fürstinnen in Anspruch nehmen. Aber dazumal, namentlich in einer Burg, mußte sich auch der Vornehmste mit einem beschränkten Raume begnügen. Das eine Gemach, es sollte Katharinens Schlafzimmer sein; war mit kostbaren Teppichen an den Wänden behängt und besaß neben dem reichen, schwerfälligen Bette mit dem vergoldeten Bettgestelle und den schweren Umhängen, eine Art von Thronsessel, welcher mitten im Zimmer stand. Der Sessel war mit schwerem, golddurchwirktem Tuche überzogen, die weichen Kissen darinen vom gleichen Stoffe. Ein reich vergoldeter Fußschemel stand davor, an den Wänden waren kleinere Tabourets, ebenfalls vergoldet, aufgestellt.

„In diesem Sessel werdet Ihr zum ersten Male den kleinen Erben auf Euren Knieen halten,“ sagte Seymour zu seiner Gemahlin.

„Und ich auf dem Schemel vor Euch sitzen, und meine geliebte Herrin mit Entzücken anschauen,“ sagte Lady Jane mit leuchtendem Blicke. „Ach, wenn nur schon der Kleine da wäre, ich kann es kaum

erwarten Majestät! Nicht wahr, es bleibt dabei, daß ich das Kindlein bei der Taufe halten darf, nicht Lady Herbert?"

„Das darfst Du," erwiederte Seymour, „diese Ehre muß Dir zu Theil werden als nächste Verwandte des Königs, und als meine liebe Mündel."

„Danke, Lord. Ach, ich bin so glücklich, daß ich das thun darf. Und welche Freude, wenn das liebliche Kindlein in dieser schönen Wiege liegt und mit den Aeuglein zu mir aufschaut. Ich glaube, ich werde es den ganzen Tag küssen," setzte Jane hinzu. „Wenn man nur gewiß wüßte, ob es ein Knabe oder ein kleines Mägdlein ist. Ich behaupte es wird ein Knabe sein."

„Und ich möchte eine Tochter haben, die Dir gleich sehe im Aeußeren und im Herzen, meine süße Jane," antwortete Katharine.

„Nun ja — in dem Falle würde ich den Sohn verschmerzen," erwiederte Seymour lachend, „das Brüderchen müßte aber nachfolgen."

„Wie Gott will," sprach Katharine, ihr erröthendes Antlitz an der Brust des Gatten bergend.

Seymour küßte sie — dann führte er sie nach einem der hohen Bogenfenster, in deren Vertiefung ebenfalls ein bequemer Sessel stand. Er öffnete das Fenster:

„Sieh, diesen Platz habe ich ausgewählt, weil man die schönste Aussicht in Nah' und Ferne hat," sprach er zu Katharinen. „Von dem Walde weht stets eine frische, reine Luft herüber, und die kleine Kapelle dort mit den Häusern, wird bald das Auge des Kindes fesseln. Hier soll die Amme oder die Gouvernante mit unserem Kinde sitzen.

„Ein herrliches Plätzchen!" rief die Königin aus, „ich lobe Eure Wahl, mein theurer Gemahl."

„Und wie schön ist die Bauart der Fenster," bemerkte Jane. „Seht nur, Majestät, wie schön diese Verzierung ist und wie rein der gothische Styl gehalten."

„Doch nicht ganz gothisch, meine Liebe," sagte Seymour, „diese Verzierungen sind theilweise von dem Tudorstyle."

„Ach Lord, Ihr seid ein großer Connaisseur!" rief Lady Jane

aus. „Lady Katharine behauptet, Ihr wüßtet Alles, oder viel mehr wie andere Herren."

„Ihr seid zu nachsichtig, meine liebe Katharine," erwiederte Seymour, aber er lächelte wohlgefällig.

„Wenn nur Elisabeth mit uns wäre, diese alte Burg würde sie sehr interessiren, sie liebt solche Wohnungen sagt sie."

„Wann darf sie zu uns kommen?" fragte Jane.

„Bald, mein Liebling, schon zur Taufe, wenn die Prinzessin es wünscht," antwortete Katharine freundlich. „Einstweilen wollen wir ihr schreiben und unsere glückliche Ankunft melden."

„Jetzt ist es Zeit, daß Ihr ausruht," sagte Seymour, welcher eine Unterhaltung über Elisabeth abbrechen wollte. „Ich führe Euch in Euer Schlafgemach, liebe Katharine, dann muß ich mich im Schlosse zeigen und Anordnungen zum Empfange und zur Unterbringung der Gäste treffen."

„Was, schon Gäste?" fragte Katharine unangenehm berührt.

„Versteht sich, meine Theure! Ei, wie könnte man es ohne Gäste in dieser einsamen Burg aushalten."

„Einsam doch nicht, Lord, bei den vielen Leuten," rief Lady Jane lächelnd aus.

„Nun freilich, aber wir wollen ein großes Treibjagen anstellen in den nächsten Tagen, und dazu habe ich die in nächster Nachbarschaft wohnenden Edelleute eingeladen. O, es muß lustig hier zugehen, liebe Katharine, damit Ihr heiteren Sinnes der bangen Stunde entgegenseht. Hier sollt Ihr fröhlich werden, Herzchen; ich war in letzter Zeit nicht mit Euch zufrieden, weil Ihr für nichts Anderes Sinn hattet, als für die langweiligen Dissertationen Eurer Theologen."

„In meiner Lage — denkt man auch an die Ewigkeit, mein theurer Gemahl. Wer weiß, wie nahe ich derselben bin!"

„Unsinn!" schalt Seymour ärgerlich. „Ihr werdet immer kräftiger werden, liebe Katharine, und die Erde lieber gewinnen. Wir sollen die Gegenwart genießen, die ist unser — die Zukunft müssen wir abwarten ohne daran zu denken."

„Ich bin es zufrieden, wenn Ihr Euch glücklich in der Gegenwart

fühlt, Lord, ganz, ganz glücklich," sagte Katharine, und dabei blickten ihn die schönen, sinnigen Augen fast bittend an. „Ich nehme Euch beim Worte, mein theurer Gemahl; Genießet die Gegenwart, und lassen wir alle Pläne für die Zukunft ruhen."

„Ihr müßt jetzt immer bei uns bleiben," sagte Jane, traulich die Hand ihres Vormunds fassend. „Die Königin ist immer traurig wenn Ihr fort seid."

„Aber warum traurig, meine theure Katharine?" fragte Seymour. „Habt Ihr kein Vertrauen mehr zu mir, glaubt Ihr nicht, daß Ihr mein geliebtes Weib seid und es bleibt, auch wenn ich abwesend bin?"

„O doch, ich will es glauben, weil mich das Gegentheil tödten würde," erwiederte Katharine, aber ihre Stimme klang nicht freudig, sondern leise und wehmüthig. „Nicht um Meinetwillen allein möchte ich Euch hier behalten, sondern weil — —"

Seymour unterbrach sie mit den Worten:

„Ich kann nicht versprechen mein Lebenlang London zu entsagen, Ihr wißt ja, liebe Katharine, daß mein Amt mich nöthigt, oft dort zu verweilen. Aber seid nur beruhigt — es kommt bald eine Zeit wo ich keine Pläne mehr zu schmieden brauche, weil ich Alles erreicht haben werde wonach ich trachte. Und Ihr wißt auch, daß der König mich nicht gerne ganz entbehren würde; er bedarf meines Rathes und oft auch meiner Hülfe. Ich muß darüber wachen, daß mein Plan mit Dorset nicht scheitere durch die Gewaltthätigkeit des Regenten." Dabei legte er einen Arm um die Taille seiner Gattin, reichte Jane die andere Hand und führte Beide aus den Zimmern, bis zum Schlafgemache Katharinens. Hier übergab er sie der Lady Tyrwhit mit dem Befehl, dafür zu sorgen, daß die Königin der Ruhe pflege, während er Jane noch die untern Räumlichkeiten des Schlosses und die Festungswerke zeige." —

Seymour rechtfertigte die Erwartungen der Bauern sehr bald, denn von allen Seiten kamen die Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern herbei, um das hohe Paar zu begrüßen und theilweise sich an den reichen Banquetten und Jagden zu ergötzen; denn Seymour führte eine lucullische Tafel. Katharine empfing zwar die Gäste wie es sich gebührte, aber im Stillen litt sie unter dem aufregenden hohlen Treiben, und dem

immerwährenden Lärmen. Nur weil sie Seymour durch diese Festlichkeiten an Sudely gebunden sah, fügte sie sich mit freundlicher Ergebung darein. Hätte die Arme gewußt, daß der Admiral den Aufenthalt in Sudely benützte, um im Geheimen mit seinen Verbündeten in der Hauptstadt zu verkehren, daß er Boten empfing, von denen sie nichts erfahren durfte — wie groß wäre da nicht ihr Schmerz gewesen! Er empfing und beherbergte hier nicht nur die Boten des betrügerischen Münzmeisters Sharrington, sondern selbst die Abgesandten der verwegnen Piratenanführer. Einige Male begab er sich dann auch nach London; jetzt machte seine Entfernung nicht der Königin Kummer, sondern seine Abwesenheit war eine Zeit der Ruhe für sie, und die kleine Jane Gray, welche eben so wenig Freude an dem ausgelassenen Treiben fand. In dieser stillen Zeit schlossen sich die beiden gleichgestimmten Herzen immer inniger aneinander an, obgleich es ein Verhältniß wie zwischen Mutter und Tochter war. Die ernsten Unterhaltungen mit den beiden Geistlichen, die Bücher, welche Jane der Königin vorlesen mußte, bildeten ihren Geist selbstständiger aus, und bewirkten, daß das junge Mädchen immer entschiedener in ihrem Glauben wurde. In Sudely erstärkte die jugendliche Seele sichtbar, das stille Schloß wurde ihr selbst unbewußt die Schule, in welcher der Himmel sie auf ihre späteren Prüfungen vorbereitete. Vielleicht haben wir Unrecht, wenn wir das Verhältniß der Königin zu dem jungen Mädchen, als „Freundschaft" bezeichnen, dennoch bestand eine Seelenharmonie zwischen ihnen, welche füglich als der Grundpfeiler einer edleren Freundschaft genannt werden darf. Gleichsam, als wenn Katharine geahnt hätte, welche dornenvolle Bahn ihr Schützling werde wandeln müssen, strebte sie in dieser Zeit besonders danach, Jane's Herz glaubensfest zu machen.

„Bist Du Dir klar, meine Jane, über Dein eigenes Glaubensbekenntniß," sprach die edle Frau eines Tages, „dann wirst Du auch fest im Glauben, und Deine Ueberzeugung tief in der Seele wurzeln, daß sie durch keinen Sturm der Anfechtung von Innen oder von Außen umgestoßen werden kann. Es ist ein köstlich Ding, wenn das Herz im Glauben fest ist; wenn wir nicht mehr als Kinder blind befolgen und annehmen, was Eltern und Lehrer uns gelehrt, sondern wir eine eigene

Ueberzeugung gewonnen haben, daß das, was wir bisher glaubten, auch wirklich das Wahre ist."

„Was Ihr mir gelehrt muß das Wahre sein," antwortete Jane, „Eure Lehre gründet sich auf die heilige Schrift."

„Damit mußt Du Dich nicht begnügen, mein Kind, sondern Du mußt forschen, Dich mit den Lehren der verschiedenen Secten bekannt machen, welche durch die Reformation leider entstanden sind. Wir leben noch in einer Zeit geistiger Gährung — prüfe Alles, wie der Apostel sagt, und das Beste behaltet; nämlich, die Ueberzeugung suche zu gewinnen, daß Dein Glaube auf Christi Worten beruht. Ein fester Glaube ist der schmale Weg, der zum Himmel führet. Er hilft die Leiden der Seele ertragen, er hilft, daß Dir Deine Seele theurer ist als Dein Leben, mein Kind."

„Ich habe mich schon oft gefragt, ob ich eben so fest dem Tode entgegengesehen hätte, als die Märtyrer, die um ihres Glaubens willen Pein litten," sagte Jane gedankenvoll.

„Nun, und welche Antwort ertheilte Dir Dein Gewissen, meine Liebe?"

Jane schwieg und erröthete, dann sprach sie leise, aber entschieden:

„Ich glaube, wenn man von mir verlangte, daß ich den Heiland verleugnen solle und die Götzen anbeten, so würde ich lieber sterben."

„Wenn Du den Herrn jetzt also liebest, mein Kind, dann bist Du auf dem Wege, auch seinen Worten unbedingt zu glauben," erwiederte Katharine, „die Liebe ist der Grundton in dem Accorde des Glaubens. Ich weiß nicht, wie Dein Lebensweg sich gestalten mag mein Kind, ob Du erreichst das irdische Glück, das ich für Dich und den König erflehe. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß es also komme, vielleicht auch nicht. Darum suche Dir den Schild des Glaubens anzueignen, mein Herzchen, und dann wirst Du ohne Klage ertragen, das Kreuz, welches Dir auferlegt wird. Du wirst entsagen lernen dem schönsten Ideale Deines reinen Herzens, den Hoffnungen Deiner jugendlichen Seele, und wirst empor blicken von der Erde zu dem, welcher Wunden schlägt, aber sie auch verbindet. O, es ist schwer, diesen schönen Hoffnungen des Herzens entsagen zu müssen!"

„Ihr habt es doch nicht thun müssen, theure Herrin,“ sprach Jane, betroffen von dem schmerzlichen Tone, in dem Katharine die letzten Worte ausgesprochen hatte.

„Mein Kind, es legt der Herr jedem sein heimlich Kreuz zu tragen auf,“ erwiederte die Königin ausweichend. „Und es ist gut so! Wäre diese Erde schon des Herzens Paradies, dann würden wir uns nicht nach dem Ewigen sehnen.“

„Ich möchte noch nicht sterben; diese Erde ist zu schön mit Euch, meine gütige Beschützerin, und mit den Eltern und Freunden, sagte Jane. Nur dann möchte ich sterben, wenn der König stürbe. Es muß schrecklich sein, wenn man Jemand verlieren muß, den man recht, recht innig liebt.“

„Es ist noch härter zu ertragen, wenn man leben muß, nachdem wir die Liebe desjenigen verloren haben, an dem unsere ganze Seele hing“ sagte Katharine weich und ihre Augen wurden feucht.

„Ja, wenn der König doch noch eine Prinzessin zur Gemahlin nehmen müßte,“ sprach Jane, „Lady Mary sagte am Weihnachten, es werde doch so kommen müssen.“

„Fürchtest Du Mary noch immer?“

„O ja, ja! obgleich sie so gütig gegen mich war.“

„Du hast die schönen Perlen noch nie getragen, die sie Dir schenkte, auch nicht das Armband.“

„Das Armband gab ich meiner Schwester Mary, und die Perlen meiner Mutter, ich kann den Schmuck nicht tragen.“

„Liebe Jane, man muß nicht einem Traum so vielen Glauben schenken.“

„Ich suche wohl dagegen zu kämpfen, aber immer schwebt er mir wieder vor,“ sagte Jane. „Als die Prinzessin die Perlen selbst um meinen Hals anlegte, da hätte ich fast laut aufgeschrien: es war gerade, als faßte mich die kalte Hand des grausenhaften Mannes, in der scharlachrothen Kleidung.“

„Wenn Du älter bist, wirst Du einsehen, daß Deine Furcht unbegründet war, hoffe ich. Unmöglich erscheint es mir zwar nicht, daß

Mary einmal zur Regierung kommen könne, aber Du bist ja ihr Liebling und wirst nichts von ihr zu fürchten haben."

„Wenn sie nur nicht verlangt, daß ich wie sie katholisch werde."

„Nun, dann giebst Du doch wohl nach —"

„Nein, niemals, lieber soll mir der Henker den Kopf abschlagen!" rief Jane lebhaft aus. Dann setzte sie lachend hinzu:

„Der abscheuliche Mann sagte mir ja im Tower, wenn man so einen schlanken Hals habe wie ich, thue es gar nicht weh." —

Katharine lachte mit ihrem anmuthigen Liebling, aber sie konnte sich doch eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren, denn selbst die gebildeteren Stände glaubten ja an mysteriöse Warnungen und Weissagungen. Eduards Gesundheit hatte bei Vielen im Stillen Besorgniß erweckt, und bei den Katholiken die freudige Hoffnung, daß Lady Mary zur Regierung gelangen werde. In diesem Falle war nichts Erfreuliches für die Anhänger des Protestantismus zu erwarten. Indessen verbarg die hohe Frau, in liebevoller Zartheit, diese trüben Gedanken oder Vorahnungen sorgfältig vor Jane, weil sie nicht deren Abneigung gegen Lady Mary zu versteigern wünschte. —

Zu Anfang des Monats August saß der Regent ungewöhnlich nachdenklich in seinem Cabinete, dem Staatskanzler Lord Rutland gegenüber. Die beiden Herren hatten eine lange geheime Unterredung miteinander gepflogen, deren Gegenstand Niemand anderes als der Admiral war. Nur kurze Zeit war durch Seymour's Anwesenheit in Sudely, der Verdacht gegen ihn eingeschläfert worden; er erwachte von Neuem, da die großen Deficite in der Münze ruchbar geworden waren, und einer der Staatsräthe ausgekundschaftet hatte, daß Sir Sharrington den Admiral häufig bei Nacht Besuche abstatte, wenn dieser sich in London befand. Noch scheute sich zwar Jeder, aus Rücksicht auf die Königin, den Bruder und den König, Seymour's Namen in Verbindung mit dem Deficit, zu nennen; indessen sandte man privatim den Kanzler an den Regenten. Dieser sollte jetzt seinem Bruder mit Nachdrucke schreiben und ihn warnen, daß der Staatsrath, beunruhigt durch sein heimliches Treiben, beschlossen habe, ihn streng zu überwachen.

„Ich habe so kräftig und eindringlich geschrieben als möglich," sagte

Somerset. „Wenn meine brüderlichen Ermahnungen nichts bei ihm fruchten, Beweise von irgend einem Plane vorliegen, welcher die Ruhe des Reiches bedroht dann — darf ich als Regent nicht mehr den Bruder schonen, sondern muß den Gesetzen den freien Lauf lassen. — Sollte er wirklich Verbündete unter dem Adel haben? Jedenfalls, er sucht sich schon lange bei der katholischen Parthei beliebt zu machen. Was er damit zu erzielen hofft, können wir uns vorstellen; um die Religion handelt es sich nicht, höchstens dient diese zum Deckmantel anderer ehrgeiziger Pläne."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Kanzler. Gleich darauf erschien ein reichgekleideter junger Edelmann, und überbrachte dem Regenten einen Brief.

„Der Bote ist soeben von Sudely angekommen, Euer Gnaden."

„Ah! gut." Sir Richard heißt den Boten warten, „er wird eine Antwort zurück nehmen," sagte Lord Somerset.

Der Edelmann entfernte sich.

„Von Thomas. Was mag er mir zu melden haben? Vielleicht die Geburt des heißersehnten Erben."

Er erbrach den Siegel und durchflog die kurze Schrift.

„Es ist so wie ich vermuthete," sprach Somerset lächelnd zum Kanzler. Katharine ist glücklich entbunden, aber — von einer Tochter!"

„Ach, ich bedaure die Königin, Seymour wird außer sich vor Zorn sein."

„Nicht doch! leset selbst, Lord, er schreibt in einem wahren Jubel über sein Glück, wiewohl er einen Sohn gewünscht und sich Anfangs getäuscht sah, so freut ihn doch sein Töchterchen."

Rutland las ebenfalls das Schreiben und händigte es Somerset wieder ein.

„Was meint er damit, daß er sich nur noch zu gedulden habe bis die Prophezeiung in Erfüllung gehe?"

Der Regent lächelte. „Mein Bruder erzählte mir, vor seiner Vermählung habe er einen weisen Mann consultirt und dieser habe ihm versichert, er werde sich mit einer Dame von hoher Geburt verehelichen, und Vater mehrerer Söhne werden. Er selbst glaubte nicht daran,

bis er Katharine gewann und dann die Hoffnung auf ein Kind erhielt. Freut mich an ihm, daß er seine Enttäuschung so christlich erträgt. Seine Freude beweist, daß sein Herz im Grunde doch gut ist. Ich hoffe zuversichtlich, das Dasein seiner kleinen Tochter werde alle ehrgeizigen Pläne ihm aus dem Sinne treiben."

„Ich wage das nicht zu hoffen, Lord. Vielleicht fühlt er sich befriedigt auf kurze Zeit, lange gewiß nicht. Will man doch wissen in gewissen Kreisen, daß die Königin nicht das Glück gefunden, welches sie erwartete. Seymour scheint mir nicht zu würdigen, was er durch seine Verbindung mit der Königin Mutter gewonnen. Sollte sie ihm durch den Tod entrissen werden, dann wird er es schmerzlich zu empfinden haben, Viele werden sich von ihm zurückziehen. Auch der König dürfte jetzt schon den Oheim minder herzlich lieben, wenn er wüßte, daß seine Mutter vernachlässigt worden."

„Ich verstehe Euch nicht! Redet ehrlich, Rutland."

„Ei nun, man sagt, die Königin habe entdeckt, daß Seymour die Prinzessin Elisabeth mehr liebe als sie."

„Das ist eine erbärmliche Hofcabale, die so etwas ausgestreut hat," rief Somerset entrüstet aus.

„Ich wiederhole nur was ich von Andern vernommen, Euer Gnaden. Sicherlich erregt es Verdacht, daß die Königin, Elisabeth nicht bei sich behielt, dagegen Lady Jane, die viel jünger als Lady Elisabeth ist. Doch reden wir nicht weiter darüber."

„Wie wird es jetzt mit Eurem Briefe sein, sendet ihn doch ab, Lord?"

„Gewiß thue ich es; aber ich füge eine Nachschrift hinzu, ihm dankend für die schnelle Mittheilung, und ihm Glück wünschend. Er ist immer noch mein Bruder, obgleich er alle meine Liebe mit schnödem Hochmuthe zurückweist."

„Gut, dann will ich mich verabschieden, Euer Gnaden, damit Ihr dem Boten das Schreiben übergeben könnt."

Die beiden Herren reichten sich die Hände, worauf Rutland den Regenten verließ. Somerset setzte sich an seinen Schreibtisch und fügte

einen herzlichen, echt brüderlichen Glückwunsch dem streng tadelnden Briefe nachträglich hinzu.

21. Capitel.

Katharinens Tod.

Seymour's Wangen erbleichten im ersten Augenblicke, als er das Schreiben seines Bruders las. Jeder Andere hätte sich warnen lassen, aber Seymour's ungestüme Leidenschaft sah nur in dem gut gemeinten Rathe, den versteckten Neid eines Feindes. Seinen Plan wollte er nicht aufgeben, höchstens vorsichtiger in seinen Reden sein.

Die Freude über das Geschenk eines Töchterchens, war keineswegs eine erheuchelte, sondern eine aufrichtige, denn er zweifelte nicht, daß die verheißenen Söhne dem Mägdelein zur gehörigen Zeit nachfolgen würden. Eine Tochter war auch gar nicht zu verachten, sie konnte eine vornehme Verbindung schließen, und dadurch zum Glanze des Hauses Seymour beitragen. Ein Ehrgeiziger speculirt auf Alles — so hoffte Seymour durch sein neugebornes Töchterchen goldene Berge zu erobern.

Katharine war unbeschreiblich glücklich über seine Freude, denn schwer hatte die Spannung in letzter Zeit auf ihrem Gemüthe gelastet und ihre Gesundheit sichtlich geschwächt. Die Taufe wurde in aller Stille vollzogen; die Kleine erhielt den Namen ihrer ältesten Pathin, Mary. Aber am nämlichen Tage nach der Taufe zeigte die hohe Kranke Symptome von Fieber, welche die Aerzte beunruhigten. Der treusten Pflege ungeachtet, nahm das Fieber rasch zu, zeitweise trat ein Dilirium ein.

Eines Tages, als sie klar bei Bewußtsein war, wandte sie sich plötzlich zu Lady Tyrwhit, welche mit Seymour am Bette saß, und sprach mit ängstlicher Miene:

„Gute Tyrwhit, ich fürchte, daß ich nicht lange leben werde.“

„Majestät, ich sehe keine Wahrscheinlichkeit Eures Todes,“ erwiederte die ruhige Frau. „Ihr seid aufgeregt durch das Fieber, nach einigen Tagen werdet ihr besser sein.“

„Nein, ich werde nicht gesund werden, man behandelt mich nicht gut, die Leute um mich lieben mich nicht mehr, sondern belachen meinen Kummer, und je mehr Gutes ich ihnen erweise, desto mehr Undank ist mein Lohn."

„Liebes Schätzchen, ich bin Dir doch gewiß gut und zärtlich ergeben," sprach Seymour. „Glaubst Du das nicht von mir?"

„Ich glaube es, Lord, und doch —" hier brach sie in Thränen aus. „Ihr habt mich oft mit scharfen Worten gekränkt."

Der Admiral warf einen unruhigen Blick auf die Dienerinnen am anderen Ende des Gemaches, dann erhob er sich und gab der Kammerfrau ein Zeichen ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Was meint die Königin damit, daß ich sie oft gekränkt?" fragte er. „Lady Tyrwhit, Ihr seid die Vertraute meiner Gemahlin, von Euch fordere ich eine offene Erklärung."

„Lord," erwiederte die edle Frau, „es wäre mir lieber, Ihr fragtet mich nicht, so Ihr aber eine Erklärung verlangt, so gestattet mir frei und unumwunden zu reden, wozu meine treue Ergebenheit mich zwingt. Ihre Gnaden tragen im Herzen einen geheimen Kummer, ob Eure Liebe zu der Prinzessin —"

„Liebe!" wiederholte der Admiral, „wer wagt es, meine Fürsorge für Elisabeth also zu nennen?"

„Lord, das Gerede geht, daß Ihr beabsichtigt, im Fall die Königin stürbe, die Prinzessin zu heirathen. Ich habe dazu geschwiegen, wie Ihr wohl denken möget, aber Jemand von der Bedienung muß unvorsichtig und so laut diese Sache besprochen haben, daß die Königin die Worte überhörte. Nun wißt Ihr Alles, Lord — und werdet als Christ Euch bemühen, diesen Gedanken der Königin auszureden, so Euch ihr Leben theuer ist."

„Mein Gott, was soll ich da thun?" fragte Seymour wirklich bestürzt.

„Ich sehe kein anderes Mittel, Lord, als daß Ihr Euch der hohen Dame ganz hingebet, bis die Tage des Fiebers vorüber sein werden. Eure Liebe ist die heilsamste Arzenei für das kranke Herz der Königin."

„Ich bleibe bei ihr, ich werde Alles thun, was die aufrichtigste Zu-

neigung mir eingiebt," erwiederte Seymour. „Einstweilen bitte ich Euch, auch das Eurige nach Kräften zu thun."

Die Kammerfrau versprach es, worauf Beide wieder in das Krankenzimmer eintraten.

Der Admiral setzte sich hier in halbliegender Stellung auf das große Bett seiner Gemahlin, umschlang sie mit dem rechten Arme und redete ihr liebkosend und zärtlich zu.

Allmählig wurde die Kranke stiller, ihr feines Gesicht erhielt wieder den gewohnten sanften Ausdruck; mit rührender Zärtlichkeit ruhten ihre sinnigen Augen auf den Gatten, den sie trotz seiner Untreue bis zum Tode abgöttisch verehrte und liebte.

„Ah, Lord, Ihr seid jetzt sehr gütig gegen mich und macht mich unbeschreiblich glücklich, aber —" hier veränderte sich plötzlich wieder der Ausdruck ihrer Züge; eine düstere Wolke lagerte sich auf dem lieblichen Antlitz, ihn leicht von sich weg drückend, fügte sie mit scharfem Tone hinzu:

„Ich würde hundert Goldmarken gegeben haben, wenn ich mich gegen Dr. Hugck hätte aussprechen dürfen, am ersten Tage nach meiner Entbindung, aber ich wagte es nicht, aus Furcht, Euch zu erzürnen."

„Liebchen, der Arzt wünschte selbst die äußerste Ruhe für Euch," sagte der Admiral. „Wenn Du es noch wünschest, will ich ihn rufen und mich zurückziehen."

Aber Katharine antwortete nicht, sondern verfiel in einen halbbewußtlosen Zustand. Dieser gefährlichen Stille folgten wildaufgeregte Irreden. Aus allen ihren, wenn auch unzusammenhängenden Reden, offenbarte sich die geheime, langverborgene Herzenswunde. Sie sprach von ihrer Entbindung, aber erwähnte mit keiner Silbe ihres Kindes, dagegen vernahm ihre Umgebung deutlich und wiederholt den Namen „Elisabeth," in einem schmerzlich klagenden Tone ausgesprochen.

Noch am nämlichen Tage, wo sie eine ruhige Stunde hatte, sprach die Kranke den Wunsch aus, ihren letzten Willen niederschreiben zu lassen. Robert Hugck mit John Parkhurst, ihre Kaplane, funktionirten dabei als Zeugen bei dieser traurigen Begebenheit. Das Testament wurde kurz abgefaßt und enthält nur die Erklärung:

„Ich, Katharine Parr, Gemahlin des Lord Sudely, jetzt auf meinem Sterbebette liegend, krank zwar am Leibe, aber gesund am Geiste und im vollen Besitze meines Gedächtnisses und Verstandes, nachdem ich überzeugt worden, und selbst glaube, daß die Finsterniß des Todes sich mir nahet, vermache Alles meinem angetrauten Lebensgefährten und Gemahle, indem ich wünschte, daß mein Vermächtniß tausendmal werthvoller wäre als es ist, oder je gewesen ist."

Robert Hugck, M. D.
John Parkhurst.

Katharine vermachte kein einziges Legat weder an Freunde noch Dienerinnen, ebensowenig unterzeichnete sie selbst noch ihr Testament. Es war, als ob die edle Frau, durch die bedingungslose, unbeschränkte Uebergabe ihres Vermögens, den Namen ihres Gemahles von jedem Verdachte der Untreue oder der Lieblosigkeit, in den Augen der Welt rechtfertigen wollte.

Eine großmüthigere Handlung, oder einen ergreifenderen Beweis einer wahrhaft edlen, weiblichen Seele, kann es nicht leicht geben, als diese zarte Rücksicht auf den unwürdigen Gatten.

Aber so sehr wir ihre weibliche, hingebende Liebe bewundern, so sehr muß man bedauern, daß die Gattin über den Gemahl das neugeborene Kind vergaß.

Hätte die Mutter in dieser feierlichen Stunde geahnt, welche schwere und schmerzliche Folgen aus diesem unbedingten Vermächtnisse für ihre Tochter entstehen sollten, sie würde gewiß eine andere Bestimmung getroffen haben.

Zwei Tage später, also erst acht Tage nach der Geburt des Kindes, entschlief die edle Frau in den Armen ihres bestürzten Gemahls, und unter dem heftigen Weinen ihrer sämmtlichen Bedienung.

In dem großen, herrlichen Schlosse, das hunderte von Bewohnern beherbergte, trat plötzlich eine so tiefe Stille ein, als wäre dasselbe in ein Mausoleum verwandelt worden. Von den Wällen und Zinnen der stolzen Feudalburg, verschwanden die bunten Freudenfahnen, mit den vereinten Wappen der Seymour's und des königlichen Hauses. Traurig flatterte anstatt ihrer jetzt, die düstere Trauerfahne.

Selbst die Wiege des armen kleinen Kindes, das nichts von dem schweren Verluste ahnte, wurde ihres bunten Schmuckes und ihrer Ueberwürfe beraubt, und mit schwarzer Farbe behangen. Die kleine Erbin, um deren Ankunft sich so viele Menschen bekümmert, zu deren Bewillkommnung so viel Geld verschwendet, auf deren Dasein so viele stolze Hoffnungen gebaut worden, trat jetzt gleichsam in den Hintergrund, die todte Mutter nahm jedes Herz in Anspruch.

Für den jungen König war die Nachricht von dem Tode seiner Stiefmutter ein schwerer Schlag, der seine ohnehin zarte Gesundheit auffallend erschütterte. Auch Elisabeth und Mary betrauerten sie von ganzer Seele; am innigsten aber Lady Jane Gray, die noch kindliche Vertraute ihrer mütterlichen Freundin, und die Zeugin derer unwandelbaren sanften Ergebung. Stundenlang saß Jane, in tiefer Trauer gekleidet, neben der Wiege der kleinen mutterlosen Tochter; sie lächelte nur, wenn die Amme ihr gestattete, die Kleine behutsam in den Armen auf und ab zu tragen. Wie lieblich suchte sie deren Weinen mit sanften Liebkosungen zu beschwichtigen; wie rührend war es anzuhören, wenn sie dem Kinde leise von der Mutter redete, deren Vorzüge pries, und deren unendliche Herzensgüte.

„Ach, daß Du Deiner edlen Mutter gleichen möchtest, Du süßes Kindchen," sagte sie eines Tages, „dann wirst Du doch ein Engel im Himmel, wenn Du auf Erden auch nicht glücklich würdest. Ich möchte mit Dir sterben, um bei meiner theuren Königin zu sein."

Die jugendliche, zwölfjährige Lady Jane mußte hier zum ersten Male eine wirklich officielle Stellung einnehmen; indem sie bei der Beisetzung der geliebten Leiche in der Sudely Kapelle als Hauptleidtragende erscheinen mußte. Dr. Coverdale hielt die Leichenpredigt; es war eine fürstliche oder königliche Beerdigung, welche nach rein protestantischem Ritus in England stattfand, d. h. ohne Seelenmesse rc.; Lichter brannten zwar um den Katafalk, aber der gute Dr. Coverdale unterließ nicht in seiner Rede, den Landleuten deutlich auseinander zu setzen, daß die Lichter nur eine Ehrenbezeugung sein sollten, eine Sache der Etiquette; desgleichen sei das Opfergeld den Armen bestimmt, nicht um Katha-

rinens Seele aus dem Fegefeuer zu befreien, oder ewige Seeligkeit ihr zu erkaufen. Ein herrliches Requiem in englischer Sprache gesungen, beschloß die ernste Feierlichkeit.

22. Capitel.

Seymour und Elisabeth.

Am Abende nach der Beerdigung seiner Gemahlin, lag Seymour in seinem Sessel, das Bild der äußersten Bestürzung und des aufrichtigsten Schmerzes. Der leichtsinnige, eitle Mann hatte zu wenig erkannt, welchen Schatz er in seiner Gattin besaß, und wie viel er deren allgemein geachteter Stellung verdankte. Jetzt überkam ihn ein unsäglich bitteres Gefühl von Reue und Leid, denn ungeachtet seiner Leidenschaft für die blühendere Elisabeth, war doch Katharine das einzige weibliche Wesen, welches Seymour in Wahrheit geachtet hatte. Wie tief bereute er es jetzt in diesen stillen Stunden, daß er ihr Kummer verursacht, daß er sie mit seiner unwürdigen Tändelei gekränkt hatte. Es war ihm bitter ernst in dieser Stunde, was er zu seinen Freunden Dorset und Lord Parr sprach:

„Ich habe gefehlt, ich fühle es, mit Katharine habe ich das schönste Gut verloren, das ich auf Erden mein nannte Hinfort will ich nur nach ihrem Wunsche leben, auf meinem Schlosse als unabhängiger Mann bleiben, und mich nach keiner weltlichen Ehre sehnen. Die Sorge für mein Töchterchen, soll jetzt mein Amt, meine liebste Beschäftigung sein. Ihr, lieber Dorset, nehmt Lady Jane wieder unter Eure väterliche Obhut, ich entsage dem Vormundschaftsrechte — ich will mit der Politik nichts mehr zu schaffen haben; sie ekelt mich jetzt an."

„Ich habe gleich gedacht, daß ich Jane würde mit mir heimnehmen müssen," erwiederte Dorset, „Ihr seid noch zu jung, um das Mädchen unter Eurem Dache zu behalten nun Ihr Wittwer seid. Meine Francis hat bereits in einem Schreiben, Jane auf die Trennung vorbereitet. Wird ihr schwer fallen, dem guten Kinde, da sie Euer Töchterchen so herzlich liebt."

„Auch mir thut es leid, von Jane mich trennen zu müssen," erwiederte Seymour, „aber ich sehe wohl, daß der Anstand unser Beisammensein nicht gestattet. Doch verzichte ich nicht ganz auf des lieben Kindes Anwesenheit, denn ich erachte es nicht als unmöglich, daß meine Mutter sich bereden läßt, meinem Haushalte vorzustehen. Alsdann dürfte Jane, wenn sie es selbst wünscht, ohne Anstand wieder zu mir zurückkehren. — Wir reden Morgen weiter hierüber, lieber Freund, ich hoffe, Ihr bleibt jedenfalls auf einige Tage als meine lieben Gäste."

Die Freunde und Verbündeten verließen den Wittwer, dem zum ersten Male in seinem Leben, die Einsamkeit eine willkommene Wohlthat war.

Am folgenden Morgen schon brachte Sir John Harrington seinem Herrn verschiedene Briefe, die von London angekommen waren. Seymour lag noch zu Bette; er hatte eine rastlose Nacht gehabt, sah müde und krank aus. „Lauter Beileidsbezeugungen" sagte er gleichgültig, „wie hasse ich diese Art von Briefen. Zu trösten vermag Niemand für den schweren Verlust eines geliebten Wesens."

„Es sind wie mir scheint nicht alle Beileidsschreiben, Lord, dieses hier trägt das Amtssiegel."

„Ah! Du hast recht John, sehen wir was der Brief enthält, wohl irgend eine neue, unkluge Verordnung des Staatsrathes." Mit diesen Worten erbrach er das Schreiben, las dasselbe und stieß einen gedämpften Schrei der zornigsten Ueberraschung aus.

In diesem Augenblick trat Lord Parr in's Schlafgemach, um seinem Schwager guten Morgen zu wünschen.

„Was ist vorgefallen?" fragte Parr bestürzt, „was hat Dich so heftig aufgeregt, Seymour?"

„Es sind ehrlose Schurken, Räuber, niederträchtige Spitzbuben!" stieß Seymour aus. „Kaum ist Katharine im Grabe, so fallen sie über mich her und wollen mir Alles entreißen. Aber so wahr ich lebe, sie sollen diese Schandthat büßen, und auch dem Könige werde ich diese Ungerechtigkeit gedenken."

Lord Parr nahm schweigend den Brief auf und las den Inhalt; er lächelte spöttisch dabei:

„Ja, Dein Bruder hat sich beeilt wie es scheint, meine gute Schwester zu beerben, anstatt Deiner, Thomas. Die schönen Schlösser erhält er jetzt zu den gestohlenen Juwelen Katharinens hinzu. — Ah, da kommt Freund Dorset! Guten Morgen, Lord, Ihr trefft sehr apropos ein, um den neusten Cabinetsbefehl zu vernehmen."

„Nun, wie lautet dieser?"

„Der Staatsrath bestimmt, daß von Stund an, nach dem Ableben der Königin Wittwe sämmtliche, ihr vom König Heinrich zugesprochenen Güter und Schlösser, wieder als Staatseigenthum betrachtet werden. Der Regent befindet sich bereits im Besitze von Chelsea Hall und dem schönen Schlosse Marlborough. Ueber die anderen wird man noch verfügen; vielleicht kann Euch ein Gut zu Theil werden, Dorset, wenn Ihr darum einkommt."

„Da wollt ich lieber, daß mir meine rechte Hand verfaulte!" rief der ehrliche Dorset aus. „Das ist ja eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wie ich noch nie erlebt habe. Katharine hat ja ein Kind hinterlassen, diesem fielen die Güter zu, wenigstens die von Heinrich seiner Braut förmlich geschenkten."

„Es geschieht aus Zorn, aus Neid gegen mich!" rief Seymour mit geballter Faust. „Der Staatsrath glaubt, ich könne mich nicht vertheidigen, nun Katharine nicht mehr lebt! Aber bei allen Heiligen, ich will es dieser Räuberhorde beweisen, daß Seymour sich selbst Recht zu verschaffen weiß. Bereuen sollen sie es, und mein Bruder mit seiner gleisnerischen Gemahlin zu erst."

„Für so grundfalsch hätte ich Lady Anna doch nicht gehalten," sagte Dorset. „Gestern erst schreibt sie Euch als zärtliche Schwester, versichert, daß sie nur Lady Katharine, niemals Euch abhold gewesen, und bittet Euch um Eure Freundschaft; nein, das ist mehr als Schlangenfalschheit!"

„Laß Dich diese Bosheit nicht aufregen, Schwager," mahnte Lord Parr, „bist ja noch immer reich genug ohne die Krongüter, sintemal Du Katharinens Privatbesitzthum und die Güter ihrer beiden ersten Männer geerbt. Schweige zu der Sache, ich rathe Dir; Somerset's Regentschaft währt nicht ewig, und die Ungerechtigkeit wird auch auf Erden gerächt."

„Das Rächeramt übernehme ich,“ sagte Seymour finster, „ich werde es übernehmen, so wahr ich lebe. Ich hatte es anders im Sinne, Gott weiß es, und Ihr wißt es auch — aber sie wollen es nicht, daß ich in Frieden lebe, sie treiben mich selbst zu dem Werke an, dem ich zu entsagen, Willens war. Bleibt Ihr meine Freunde, oder wollet auch Ihr mich verlassen?“

„Die Liebe zu meiner Schwester verpflichtet mich, Dein Freund und Bundesgenosse zu bleiben,“ sprach Lord Parr. „Hier meine Hand, ich will Dir helfen, Dich an Deinen und Katharinens Feinde zu rächen.“

„Ich bleibe Euch auch treu, Seymour; meinen ganzen Einfluß verspreche ich, ebenfalls die Freundschaft meiner drei Brüder.“

„Habt Dank, meine Freunde! es muß uns gelingen, diese saubere Regierung zu stürzen, denn unser Anhang unter den Katholiken ist bereits groß. Wenn jeder Gutsbesitzer seine Unterthanen bewaffnet in die Stadt bringen kann, dann bilden wir mit meinen Piraten eine Macht, gegen die sich der Regent nicht zu halten vermag.“

„Ich zweifle nicht an dem Gelingen unseres Planes, vorausgesetzt, derselbe wird nicht verrathen,“ sagte Lord Parr. „Ich muß Dich dringend warnen, lieber Schwager, vorsichtig zu sein. Am besten wäre es, Du bliebst hier in Sudely bis zum Tage der Revolution.“

„Bin ich denn ein Schulknabe, Schwager, daß Ihr mir mißtrauet?“ fragte Seymour empfindlich.

„Du verstehst mich falsch, Seymour; ich fürchte nur, daß Du Deine Verstimmung gegen den Staatsrath und den Regenten nicht verbergen kannst, und dadurch abermals die Herren auf Dich aufmerksam machen wirst. Nur, wenn Du Dich so sehr zu beherrschen weißt, daß Du mit Deinem Bruder freundlich verkehrest, Dich zufrieden mit der Anordnung des Staatsraths erklärst, mit einem Worte, nur wenn Du Dir getraust, die Rolle eines vollendeten Heuchlers zu spielen, werde ich mich beruhigt fühlen. Bedenke, es handelt sich nicht nur um Dein Leben —“

„Es wird Keiner wagen, Hand an mich zu legen,“ sagte Seymour.

„Jetzt lebt Katharine nicht mehr, die Dich beschützte,“ erwiederte Parr.

„Bei Gott Schwager, ich kann mich selbst beschützen, denke ich.“

„Zugegeben, aber Du opferst alle Deine Freunde durch ein einzig unbesonnenes Wort dem sichern Tode. Eben so wenig darfst Du einen der Piraten, Abgesandten, oder andere Verbündete in Deinem Hause empfangen."

„Parr hat nicht unrecht, Seymour," fiel Dorset etwas ängstlich ein. „Vergeßt nicht, daß wir Andern Weib und Kinder besitzen, um die wir Sorge tragen müssen. Wenn wir nicht als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen — so enden wir auf dem Schaffot, was wahrlich kein Plaisir sein muß. Wenn wir um Euretwillen dieses Risico laufen wollen, so dürfen wir dagegen verlangen, daß Ihr uns nicht tollkühn dem Verderben entgegenführt."

Seymour versprach, dem Rathe seiner Freunde zu folgen, und sich nur wenig in London aufzuhalten, damit der Verdacht gegen ihn nicht genährt würde.

Sich völlig von der Hauptstadt entfernt zu halten, war unmöglich seines Amtes wegen, auch erwartete ihn der König, damit er demselben Bericht über die letzten Stunden Katharinens erstattete. Dieses erkannten auch Parr und Dorset, und einige Tage später verließ er mit Beiden das Schloß, um sich nach London zu begeben. Lady Jane kehrte von dort aus mit dem Vater auf sein Gut bei Warwick, wo sie vorläufig bei den Eltern bleiben sollte.

Eduard empfing den geliebten Oheim sofort. Der Knabe eilte in dessen Arme, und brach in ein heftiges Weinen aus, welches den Admiral selbst so tief bewegte, daß er nicht nöthig hatte hier schon die Rolle eines tiefbetrübten Wittwers zu spielen. Nur nach einiger Zeit gelang es seinem liebreichen Zureden, Eduard so weit zu beruhigen, daß dieser ohne Unterbrechung, den Verlauf der Krankheit vernehmen konnte. Als Seymour seinen Bericht abgestattet, schloß er mit den Worten:

„Ich habe meine beste Freundin verloren."

„Ja das habt Ihr, Oheim," erwiederte Eduard, „aber es bleibt Euch der treuste Freund. Glaube mir, es geschah nicht mit freiem Willen, daß ich Euch die Güter meiner theuren Mutter entziehen mußte; ich hatte einen lebhaften Wortwechsel mit dem Staatsrathe darüber und vergaß mich so weit, dem Regenten in's Gesicht zu sagen, dieser Raub,

den man an Euch begehen wolle, sei ein würdiges Pendant zu dem Diamantendiebstahle."

„Was erwiederte er hierauf?"

„Nicht viel und ganz in seinem gewohnten Tone," erwiederte Eduard, „er meinte, ich sei noch zu jung, um ein selbstständiges Urtheil über Recht oder Unrecht zu haben. Aber das weiß ich," setzte der Knabe mit zornig belebter Miene hinzu, „daß ich den Mann seit jenem Tage förmlich hasse. Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich kann nicht anders. Ach, wie bin ich so namenlos elend und verlassen! Die Briefe meiner Mutter, die Hoffnung, von Zeit zu Zeit ihr liebes, sanftes Antlitz zu sehen, an ihrer Brust mich ausweinen zu dürfen, waren meine einzigen Tröster. Jetzt ist sie todt, die herrliche Frau, Niemand wird es wagen mir Freundschaft zu erweisen, denn Alles fürchtet den Zorn meines Kerkermeisters."

„Majestät, wenn Ihr meinen Rath nicht verworfen hättet, dann wäret Ihr heute von Eurem Zuchtmeister befreit."

„Gemahnet mich nicht daran, Oheim! ach, wie oft habe ich es bereut, jetzt kommt die Reue zu spät."

„Verlieret die Hoffnung nicht, Majestät, wer weiß, ob nicht über Nacht die Erlösung erscheint."

„Wie so? Ihr wolltet doch nicht mit Gewalt —"

Seymour erschrak, er sah, daß er sich fast verrathen hätte. Schnell gefaßt, antwortete er ausweichend: „Ich meine, so unerwartet uns der schwere Verlust getroffen, eben so plötzlich kann es, wenn Gott will, hier eine Aenderung geben."

„Ja, es könnte sein, denn Gottes Wege sind oft wunderbar, und wenn uns Sterblichen ein Räthsel, dennoch stets weise geordnet."

„Wie steht es jetzt mit Lady Jane, Oheim? werdet Ihr die Vormundschaft behalten?"

„Allerdings, mein theurer Neffe, obgleich Jane nur dann wieder in mein Haus zurückkehren darf, wenn meine Mutter zu mir zieht. In Lady Seymour besäße Jane einen ehrenvollen Schutz vor jeglichem Leumunde, und die Großmutter würde sich der Liebe ihres geliebten königlichen Enkels nicht widersetzen. Steht meine Mutter meinem Hause

vor, dann fehlt es auch nicht Euch Beiden an einer passenden Gelegenheit Euch zu sehen. Ich bin hauptsächlich nach London gekommen, um mit der Mutter Rücksprache zu treffen, sonst würde ich es vorgezogen haben in der Stille des Landlebens, meinem Schmerze nach zu hängen."

„Das begreife ich, und bin Euch doppelt dankbar für das Opfer, welches Ihr mir bringt, mein theurer Oheim. O, wie herzlich gut seid Ihr, und dennoch verkennt man Euch so sehr!"

„Ich betrübe mich nicht um das Urtheil feiler Seelen," erwiederte Seymour stolz. „Mir genügt, daß Ihr mich liebet, mein theurer Neffe, und andere Menschen denen ich Achtung zollen muß."

„Gedenkt Ihr länger in London zu verweilen?"

„Nein, nur bis ich einige Beileidsbesuche erwiedert habe. Auch meinen Bruder will ich aufsuchen; aus Höflichkeit muß ich für seine und Lady Annes Theilnahme danken."

„Theilnahme!" wiederholte Eduard spöttisch —

„Nun, ich will es so nennen," erwiederte Seymour lächelnd, „um das Andenken meiner theuren Gemahlin willen, habe ich beschlossen, das Beste zu denken. Sodann werde ich die beiden Prinzessinnen besuchen, um ihnen, wie Eurer Majestät, Kunde von den letzten Stunden Katharinens zu geben, und der Lady Mary mein kleines Töchterchen zu empfehlen."

„Armes Kind, welches Unglück, eine solche Mutter zu verlieren."

„Meine Kleine ist glücklicher als wir, denn was man nie gekannt, entbehrt man auch nicht. Für Katharinens Verlust vermag uns nichts zu trösten, und Niemand die Lücke auszufüllen, welche in meinem Herzen entstanden ist. Haben Eure Majestät keinen Auftrag an die hohen Schwestern?"

„An Beide nur die herzlichsten Grüße, mein Oheim. Und doch — noch etwas, melde Lisbetta, daß ich mich herzlich nach ihrer Gegenwart sehne, und hoffe, sie werde mich bald besuchen. Sie sei jetzt meine vertrauteste Freundin, seit dem die Mutter mir entrissen worden. Lebt wohl, mein theurer Oheim; auf der Rückkehr hoffe ich Euch zu sehen."

Dabei umarmte der königliche Knabe den Oheim, und entließ ihn.

Seymour begab sich nun zu seinen Verwandten, zunächst zu seiner Mutter dann zu Somerset.

Bei den Letzten spielte er nun im Ernste seine Rolle so gut, daß selbst die argwöhnische Schwägerin getäuscht ward, und nach Seymour's Abschied zu ihrem Gatten sagte:

„Ich denke jetzt Thomas' Erbschaft ist uns gewiß, Lord. Er scheint wirklich Katharine innig geliebt zu haben, daß er nicht an eine zweite Vermählung denken wird, wenn wir ihn an uns zu fesseln verstehen."

„Du vergissest, daß Seymour eine Tochter besitzt, die seine Erbin wird."

„Nein, ich habe diesen Umstand nicht vergessen, Lord," erwiederte die habsüchtige Frau. „Aber die Kleine steht uns nicht im Wege, denn gesetzt, sie bliebe am Leben, dann soll sie einen unserer Söhne heirathen, und stirbt sie, ehe es so weit kommt, so fällt uns die Erbschaft von Rechts wegen zu."

„Allerdings, aber daran dachte ich bis jetzt nicht, Anne. Ich danke Gott, daß er durch diesen schweren Schlag, das Herz meines Bruders minder hochmüthig gestimmt hat, und daß ich hoffen darf, er werde von nun an weder mir, noch der Regierung gefährlich sein. Es wäre mir lieb, wenn ich ihn für mich gewinnen könnte; thue Dein Möglichstes, lade ihn ein, uns auf unserm Schloß zu besuchen. Sage den Kindern, daß sie sich liebevoll gegen ihn benehmen, und sich jedes Urtheils über Lady Jane, oder gar der Königin enthalten. Ich werde jede unzarte Bemerkung ihrerseits aufs Strengste bestrafen oder rügen. Ich muß jetzt in die Sitzung, meine Liebe; Gott sei gelobt, ich kann dem Staatsrathe mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß mein Bruder jetzt keine finsteren Pläne schmiedet!" —

Seymour's Besuch währte zwei Tage bei Lady Mary, absichtlich hielt er sich länger bei dieser auf, damit sein Besuch bei Elisabeth weniger Aufsehen erregen könne. Lady Mary's Alter gestattete ihr, ohne Verletzung des Anstandes, auch männliche Gäste bei sich zu beherbergen; auch wußte man, daß Beide freundschaftlich miteinander verkehrten, ohne daß von Seymour's, oder Mary's Seite, ein tieferes Gefühl vorwaltete. Bei der Prinzessin hatte sich Seymour durch

Sir John Harrington anmelden lassen; bei Elisabeth beschloß er diese Förmlichkeit zu umgehen. Er wollte das junge Mädchen überraschen, aus dieser Ueberraschung ihre Gesinnung gegen ihn entziffern, denn seit ihrer Trennung hatte er nur durch Katharine von ihr Kunde erhalten. Sein Brief, worin er ihr den Tod der Stiefmutter gemeldet hatte, war unbeantwortet geblieben, ein Umstand, der nicht wenig Seymour beunruhigte. Er mußte wissen, was die Prinzessin zu dieser Theilnahmlosigkeit bewogen. War es möglich, daß sie ohne sein Wissen, die Liebe Robert Dudley's begünstigte, oder die Absicht hegte, sich auswärts zu vermählen?

Elisabeth erschrak nicht wenig, als eines Morgens Master Parry, ihr Hausintendant, in das Lehrzimmer trat, wo sie mit Dr. Ascham am Tische saß, eifrig mit einer Uebersetzung aus den Klassikern beschäftigt.

Ascham wollte sich erheben und das Zimmer verlassen, ebenso auch Mrs. Ashly. Aber Elisabeth legte ihre schöne Hand auf den Arm des Lehrers, und sprach mit Entschiedenheit:

„Ehrwürden, ich bitte, daß Ihr unserer Unterhaltung beiwohnen wollet, und auch Du, liebe Ashly. Was ein Wittwer, der noch in tiefster Trauer zu reden hat, dürft Ihr Beide mit anhören, und es ist gegen Eduards Befehl, daß Lord von mir privatim empfangen werde. Führt den Admiral zu mir, Parry, und sorgt dafür, daß im großen Saale eine Tafel mit vier Couverts gerichtet werde.“

„Es soll geschehen Euer Gnaden. Uebrigens erlaube ich mir zu melden, daß Lord soeben von einem Besuche bei Lady Mary zurückkehrt, und mit der Erlaubniß seiner Majestät Euch aufgesucht hat.“

„Das freut mich“, erwiederte Elisabeth, „aber ändert sonst nichts an meinen Wünschen. Ich will ihn nur in Gegenwart meiner Freunde empfangen.“

Parry verbeugte sich und verschwand. Einige Augenblicke später trat Seymour ein. Er war in tiefer Trauer zwar gekleidet, Elisabeths scharfes Auge entdeckte jedoch sofort bei seiner Erscheinung, daß Seymour mit der üblichen Sorgfalt und Verschwendung seinen Traueranzug gewählt hatte. Er mußte durch Parry von der Gegenwart der

Gouvernante und Dr. Aschams' vernommen haben, denn er trat mit ruhiger, würdevoller Haltung auf Elisabeth zu, und küßte ihr die dargebotene Hand; dann begrüßte er freundlich die beiden Zeugen.

„Es ist eine traurige Veranlassung zu Eurem Besuche, Lord," sprach der gutmüthige Lehrer. „Wer hätte das geahnt, als wir das letzte Mal von der Königin schieden, daß es auf Nimmerwiedersehen sei!"

„Es ist überhaupt gut, man blickt nicht in die Zukunft, Ehrwürden," erwiederte Seymour. „Mir ist bange vor der Zukunft geworden, da die Gegenwart so traurig ist. Lady Elisabeth, darf ich sagen, daß es mich tief schmerzte, von Euch keine Antwort auf meinen Brief zu erhalten?"

„Nicht doch, Lord, Mrs. Ashly beantwortete ihn für mich," erwiederte Elisabeth.

„Ja, das that sie, und ich bin der liebwerthen Dame Dank schuldig, allein ich hoffte doch von Euch einige Worte der Theilnahme zu erhalten. Selbst meine Schwägerin hat mir geschrieben, und Andere, von denen ich keine Aufmerksamkeit erwartete, noch wünschte."

„Dann konntet Ihr um so leichter meine Worte der Theilnahme entbehren," erwiederte Elisabeth kalt. „Ihr begreift, Lord, daß mich der Tod der edlen Frau, die mir eine Mutter war, zu tief zu Herzen ging, als daß ich Verlangen in mir gespürt hätte, eine formelle Beileidsbezeugung zu schreiben. Was macht die kleine Mary, gedeiht sie? bleibt Lady Jane bei Euch?"

„Meine Tochter, obgleich zart, gedeiht, Lady Jane habe ich jedoch zu ihren Eltern zurückgesandt, da es sich nicht geziemte, daß sie ohne eine mütterliche Freundin bei mir verweilte. Das liebe, herzensgute Kind hat die Trennung aber sehr schwer genommen; sie liebte Katharinens Kind leidenschaftlich. Es war ergreifend, zu sehen, wie sie sich demselben hingab. Der schmerzliche Verlust, die längere fast ungetheilte Gesellschaft mit der edlen Beschützerin, haben Jane auffallend zu ihrem Vortheile verändert. Sie ist nicht mehr so schüchtern wie sie war; tritt bereits mit einem großen Selbstgefühle und einer seltenen, ruhigen Besonnenheit auf. Ihr würdet Euch freuen, Jane jetzt zu

sehen, liebe Elisabeth; ich finde, sie ist auch hübscher geworden, nun das zarte Antlitz mehr Gefühl ausdrückt."

Elisabeth vernahm nicht ohne ein geheimes Gefühl von Eifersucht dieses warme Lob, welches Seymour ihrer Cousine spendete. Jetzt war er ja frei, wer konnte wissen, ob der ehrgeizige Admiral nicht noch nach der Hand Jane's strebte! Sie war zwar klug genug diesem Gefühle keine Worte zu leihen, aber Seymour kannte Elisabeth zu gut; ihm entging der Eindruck nicht, den er absichtlich auf sie gemacht hatte. Er ließ sich nicht durch Elisabeths ruhige Bemerkung irre leiten.

„Ich habe immer geglaubt, aus der schüchternen Knospe werde sich dereinst eine schöne Blume entfalten. Mein Bruder darf stolz sein, daß er ungetheilt Janes warmes, reines Herz besitzt. Eine liebere Schwester könnte der König mir nicht zuführen. Aber ich vergesse, daß Ihr einen anstrengenden Ritt gemacht, mein Oheim, Ihr müßt einer Erfrischung bedürfen, ich werde Befehl ertheilen, daß man Euch einen Becher Weins bringe; bis zur Tafel haben wir noch eine gute Stunde."

Seymour lehnte die angebotene Erfrischung ab, ebenfalls die Einladung zur Tafel, da seine Zeit dränge und er nicht gern länger von seinem Kinde entfernt bleiben möge. Die Stunde verging in gemeinsamer Unterhaltung. Elisabeth benahm sich freundlich, aber sehr ernst, und Seymour fand für gut denselben Ton anzustimmen. Da weder Mrs. Ashly noch Ascham sich entfernten, erkannte er leicht, daß Elisabeth aus irgend einem Grunde ihm eine Privataudienz verweigern wolle. Schließlich blieb er jedoch zur Tafel, wobei er seine Nichte zu Tische führen durfte. Von einem Händedruck konnte aber nicht die Rede sein, denn die Etiquette gebot, daß man eine vornehme Dame nur an einen Finger führen durfte, erst beim Abschiede, wo ihm Elisabeth die ganze Hand reichte, wagte er es, diese vielsagend zu drücken, und dabei die Frage an sie zu richten, ob er ihr schreiben dürfe so oft das Herz ihn dazu treibe?

Elisabeths Antlitz überflog eine dunklere Gluth bei dieser Frage.

„Es ist keine Sünde, wenn wir correspondiren," setzte er bittend hinzu. „Bedenkt, wie verödet mein Haus und mein Dasein geworden ist."

Elisabeth lächelte schalkhaft — und blickte dann ihre Freunde an.

„Ich sehe nicht, warum Ihr dem Admiral diese Bitte abschlagen wollet," nahm Mrs. Ashly das Wort.

„Ich auch nicht, nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der Staatsrath leicht Verrath wittern möchte, wenn er von einer Correspondenz die Kunde erhielte," sagte Dr. Ascham.

„Was den Staatsrath betrifft, so wird er nie davon Kunde erhalten," beeilte sich Seymour zu antworten. „Mein treuer Harrington wird den Courier abgeben, sowohl meine Briefe, als die Antwort Elisabeths in Empfang nehmen."

„Ich fürchte mich vor dieser Sache," erwiederte Elisabeth zögernd, „obwohl es mir Freude gewähren würde, von Euch Nachricht zu erhalten, mein Oheim."

„Aber Du gestattest es mir."

„Nur unter der Bedingung, daß Briefe nicht häufig kommen, Eduard würde mir einen Betrug nie verzeihen, und einen solchen begehe ich, wenn ich mit Euch regelmäßig correspondiren würde."

„Dann erlaube, daß ich Dich besuche," bat Seymour.

„Nein," erwiederte Elisabeth entschieden, das darf ich nicht, außer es geschähe mit der Genehmigung des Königs. Wenn dieser es gestattet, sollet Ihr mir stets von Herzen willkommen sein."

Seymour sah, daß er nichts mehr erlangen konnte, und verabschiedete sich.

Parry erwartete ihn, und führte ihn hinab in die unteren Räume des Schlosses, wo der Gast nach damaliger Sitte, ehe er das Haus verließ, noch einen Becher Weins leeren mußte. Seymour stieg nicht am Portal zu Pferde, sondern hieß Sir John vorausreiten; er habe noch mit Master Parry etwas zu besprechen, setzte er als Erklärung hinzu.

Sir John that wie ihm befohlen war, bestieg sein eigenes Pferd, nahm den Zügel des andern in die Hand und ritt langsam durch den innern Hof zum Thore hinaus. Seymour folgte mit dem Intendanten.

„Master Parry," fing Seymour an, „mir deucht, dieses Schloß sei zu gering als Wohnung für eine Schwester des Königs. Es ist eine

Schmach von der Regierung, daß sie nicht besser für Lady Elisabeth besorgt sind, sintemal Ihro Gnaden einst Königin werden könnte. Wie groß ist die Zahl der Diener im Schloße?"

„Ich sollte meinen einhundertundzwanzig bis einhundertunddreißig Personen, Lord, doch weiß ich es nicht ganz genau. Ihro Gnaden Lady Elisabeth dürften allerdings eine großartigere Wohnung verlangen; aber sie sind vergnügt und zufrieden wie es ist, hier sind Ihro Gnaden doch freie Herrin."

„Welche Besitzungen und Ländereien besitzt sie außer dem königlichen Schlosse Cheston?"

„Die Güter liegen in Northamptonshire, Bookshire, Lincoln, und in anderen Theilen des Landes."

„Sind sie einträglich? rentiren sie sich so hoch wie der verstorbene König berechnete?"

„Bei weitem nicht, Lord, denn die meisten sind verpachtet, und werden, wie ich Grund habe anzunehmen, sehr mangelhaft bebaut. Auch ist der Boden nicht überall sehr ergiebig."

„Wißt Ihr, ob der Staatsrath bereits den beiden Prinzessinnen die Schenkungsurkunden ausgestellt hat, oder ob den Prinzessinnen die Güter nur auf Lebenslang überlassen werden sollen?"

„Darüber vermag ich Euch keine Antwort zu ertheilen, Lord, nur daß keine Urkunden bis jetzt ausgegeben worden sind. Es scheint, daß, nach dem Testamente des Königs, erst mit der Volljährigkeit der Prinzessin Elisabeth darüber fester bestimmt werden dürfe. Ihro Gnaden theilte mir kürzlich mit, daß ein Freund ihr den Vorschlag gemacht habe, ihre schlechten Ländereien gegen andere austauschen zu lassen, die mehr eintrügen."

„Ah! dieser Freund ist wohl Lord Warwick gewesen, der für seinen Sohn gern die Prinzessin erobern möchte?"

„Möglich, Lord, doch weiß ich nichts Gewisses darüber. Nur möchte ich einen Tausch wünschen, denn die Einkünfte reichen kaum mit großer Mühe zur Bestreitung des Haushaltes, wie bescheiden er auch ist."

„Redet der Prinzessin von einem Tausche der Länder einstweilen ab," sprach Seymour. „Ich bin ausschließlich hierher gekommen, weil

die Königin mich dringend bat, für Lady Elisabeth Sorge zu tragen, daß es ihr nicht an Geld fehlen möge. Ich will selbst einen Austausch der Güter bewirken, um die Einkünfte zu erhöhen. Von meinen vier Schlössern ist jedes zweimal so groß wie dieses Haus oder Ashridge. Diese Wohnung ist sehr triste für eine jugendliche Dame. Ashridge gefiele mir weit besser, ist auch näher bei London gelegen, so daß die Prinzessin leichter in der Hauptstadt einen Besuch abstatten könnte, oder Besuche empfangen."

„Lord reden die Wahrheit; wir leben hier wie die Einsiedler. Nach London möchte die Prinzessin oftmals gehen, aber es fehlt ihr ein eigenes Haus zum Absteigequartier, und in Westminster sind Ihro Gnaden nicht mehr gerne, seitdem der König so streng religiös geworden, daß es im Pallaste wie in einem Kloster aussieht."

„Da kann ich glücklicher Weise aushelfen," erwiederte Seymour. „Meine Mutter zieht zu mir nach Sudely Castle, und ich gedenke nicht viel in London zu sein. Lady Elisabeth soll mein ganzes Haus auf Weihnachten beziehen, und dort nach Behaglichkeit Weihnachten feiern."

„Das wäre für uns Alle eine große Freude, Lord. Im Stillen hofft Lady Elisabeth, sie werde die Regierung bewegen, ihr Durhamhaus abzutreten."

„Wäre nur billig und gerecht, denn Heinrich VIII. schenkte den schönen Palast der Mutter Elisabeths zum erblichen Familiensitz der Boleyns. Es ist ungesetzlich, daß Lord Warwick den Palast bewohnt. Ich werde den König auf diesen Umstand aufmerksam machen. Damit es aber der Prinzessin an nichts mangeln möge, lieber Intendant, so übergebe ich Euch diese Börse mit der Bitte, darüber zum Haushalte also zu verfügen, daß Lady Elisabeth glaube, die Ländereien trügen besser ein dieses Jahr. Ich habe Alles von der Königin geerbt, es ist billig, daß ich meiner Nichte, eigentlich meiner Stieftochter, zu Hülfe komme. Was übrig bleibt, gehört Euch. Vergeßt nicht, daß Ihr Euch an mich wendet, so es irgendwo an Geld gebricht, versteht Ihr?"

„Gewiß, Lord, und nehme mit Dank Eure Güte an. Also die Prinzessin darf nichts davon erfahren?"

„Nein, wenn Euch meine Gewogenheit lieb ist," erwiederte Seymour;

„Lady Elisabeth ist stolz, sie würde meine Hülfe abweisen. Bleibt Ihr der Dame wie bisher treu, lieber Parry, und Ihr werdet stets in mir einen Freund besitzen. Ich weiß, Eure Belohnung ist geringe bei der Prinzessin, aber haltet noch aus, und es soll Euch eine bessere Stelle nicht fehlen."

„Wenn ich mich für Eure Güte dankbar erweisen könnte!"

„Vielleicht vermögt Ihr das. Ich habe bemerkt, daß Lady Elisabeth mich ungemein kalt und steif empfing, worüber ich betreten bin. Es kann nicht anders sein, als daß man mich bei ihr verleumdet hat, da wir als gute Freunde schieden. Sie gestattet nicht, daß ich sie besuche, aus Furcht, der Staatsrath möchte ungehalten sein. Und dennoch haben meine Besuche nichts Verdächtiges, sintemal man bereits am Hofe davon redet, daß ich Lady Jane Gray zur Gemahlin nehmen werde."

„Lady Jane! ich glaubte — ich hoffte —"

„Nun, redet frei heraus, Parry."

„Ei nun, ich dachte, als ich die Nachricht von dem Tode der Königin vernahm, Ihr möchtet später der Gemahl Lady Elisabeths werden."

„Ihr seid närrisch, Parry," sagte Seymour lachend. „Selbst wenn ich es auch wünschte, würde ich niemals diese Ehre genießen. Elisabeth hat mir heute deutlich genug gezeigt, daß sie mir nicht gewogen ist. Wenn ihr mir dankbar sein wollet, redet mir das Wort, Master Parry, und suchet zu erforschen durch Mrs. Ashly, wer mich verleumdet hat. Soll Euer Schaden nicht sein, wenn Ihr für mich wirken wollet. Ihr seid ein tüchtiger Geschäftsmann — ich habe hübsche Güter, davon Ihr eins steuerfrei erhalten sollet, wenn Ihr bezwecket, daß Elisabeth mir freundlich gewogen wird wie ehedem. Ich gedenke ihr zu schreiben hierüber. Trefft Fürsorge, wo Ihr meinen Boten den Brief abnehmen könnet, und ihm wieder eine Antwort zustellen, ohne daß Jemand im Schlosse die Correspondenz erfährt."

Parry versprach es; Seymour entließ ihn wieder in's Schloß, und holte Sir John mit den Pferden ein.

Parry kehrte sehr gedankenvoll zurück; den schweren Geldbeutel-

verbarg er sorgfältig in der langen Rocktasche. Er eilte mit seinem Schatze gleich in sein eigenes Zimmer, wo er zu seinem Erstaunen Mrs. Ashly auf ihn wartend fand.

„Lady Elisabeth hat vom Fenster aus gesehen, daß Ihr dem Lord eine Strecke das Geleite gabt", sagte Mrs. Ashly; „sie ist neugierig, zu erfahren, was gesprochen worden!"

„Ei über die Prinzessin!"

„Dachte es mir doch gleich! Was sagte er aber? Hat er schon ernste Absichten auf Lady Elisabeth?"

„Das möchte ich bezweifeln, denn er beklagte sich, daß man ihm Oben unfreundlich begegnet sei, und daß kein Grund vorhanden wäre, seine Besuche zu fürchten, da man schon davon rede, er wolle Lady Jane heirathen!"

„Also hat Lady Elisabeth doch Recht, wenn sie dies vermuthet!"

„Wir können es noch verhindern, Mrs. Ashly, und ich denke, wir kämen Beide gut weg, wenn wir die Prinzessin freundlicher gegen den Lord stimmten. Er ist reich und generös; wir würden uns besser stehen, wenn Elisabeth seine Gemahlin würde, als die eines fremden Fürsten! Als Lady Sudely bliebe Euch die Liebe und der Umgang Ihro Gnaden unverändert; würde sie Fürstin, gar Königin, dann nimmt sie von uns keine Notiz mehr!"

„Ach, es würde mir das Herz brechen, von Lady Elisabeth getrennt zu werden!"

„Nun, dann arbeiten wir gemeinsam, um die Verbindung zu Stande zu bringen", sagte Parry.

„Mein Gott, wir dürfen es nicht, die Regierung würfe uns Beide in den Tower!"

„Ja, wenn sie unser habhaft würde, aber Seymour ist einer, den selbst die Regierung fürchtet. Wenn der uns beschützt, dann sind wir sicher, sage ich. Und wenn die Regierung die Heirath nicht zugeben will, dann macht Seymour es mit Lady Elisabeth, wie mit Lady Katharine, läßt sich nemlich insgeheim trauen, und dann lacht er das Parlament aus!"

„Ich traue ihm freilich zu, daß er seinen Willen durchsetzt", er-

wiederte Mrs. Ashly. „Aber gefährlich bleibt es immerhin, die regierende Macht zu reizen. Ich will mein Möglichstes thun, für Seymour das Wort zu reden, und auch die Montjoie bereden, die viel bei Lady Elisabeth gilt. Aber ob es gelingt, und ob ich weise handle —"

„Darüber macht Euch keine Sorge, liebe Freundin. Warum empfing Lady Elisabeth den Admiral heute so unfreundlich?"

„Das war sie nicht, aber sie wollte ihn nicht allein sprechen, weil sie befürchtete —"

„Nun? was weiter? Nicht? dann will ich Euch sagen, was sie befürchtete! Daß nemlich der Admiral ihr seine Liebe gestände!"

„Was? jetzt schon, Parry? Das wäre ja mehr als schlecht! Seine Frau liegt kaum im Grabe, und er sollte schon an eine zweite denken?"

„Das thut er jedenfalls", erwiederte der Intendant lachend. „Mit Worten sagte er es nicht, aber er hat sich so genau bei mir nach den Besitzungen der Prinzessin erkundigt, und ob sie ihr ganz geschenkt seien, daß ich klar genug durchschaute, es gelüste ihm, Güter und Prinzessin zugleich zu haben. Aus Spaß sagte ich ihm, die Güter trügen fast nichts ein! Er will darauf antragen, daß sie bessere bekömmt, und Ihr dürft der Lady melden, der Admiral habe ihr sein Haus in der Stadt zum Winterquartier angeboten, sammt Allem, was darinnen ist!"

„Dieses Anerbieten muß sie annehmen! Dann dürfen wir nicht den ganzen Winter in dieser Einöde schmachten!" rief Mrs. Ashly heiter aus.

„Das denke ich auch, meine liebe Freundin! Also wir sind Verbündete?"

„Ganz gewiß! wenn der Admiral auch meinen Gatten befördern will", erwiederte die Gouvernante. —

23. Kapitel.

Das neue Gebetbuch. Seymour erregt den Verdacht des Staatsraths.

Lady Dorset hatte nur ungern eingewilligt, ihre Tochter abermals der Obhut Seymours zu übergeben, da aber ihr Gemahl es wünschte, Jane selbst darum bat, weil sie sich nach dem lieblichen Kinde ihrer Freundin sehnte, mußte sie schließlich nachgeben. Sie wußte zu ihrer Beruhigung, daß ja Lady Seymour eine eben so gottesfürchtige, als liebenswürdige Dame war, unter deren mütterlichem Schutze das junge Mädchen sicher bewahrt wurde. Dazu wurde Jane von einem gelehrten, trefflichen Lehrer begleitet, unter dessen Leitung sie ihre Studien fortsetzen sollte.

Es war eine wehmüthige Rückkehr für Jane, in das Schloß, wo sie nicht mehr die Gesellschaft ihrer angebeteten Freundin genießen durfte.

Im Anfange schlich sie traurig und bleich umher; entweder an der Wiege der kleinen Mary, oder in der Schloßkapelle, an der Gruft Katharinens, verweilte sie am liebsten. Aber bald gewann die ehrwürdige, sanfte Lady Seymour des Mädchens Herz, und nach kurzer Zeit trat ein äußerst freundliches Verhältniß zwischen beiden ein. Besaß Lady Seymour auch nicht Katharinen's gebildeten Geist, so war es Jane doch wohl, wenn sie neben der Matrone sitzend, dieser von der Königin erzählen, oder ihr aus einem guten Buche vorlesen durfte. Lady Seymour selbst war zwar katholisch, aber sie achtete eine feste Ueberzeugung in Andern, und versuchte daher niemals, Jane in der ihrigen irre zu machen. Jane's Zeit wurde so ganz ausgefüllt, daß sie keine Langeweile fühlte, obgleich sie hier die Gesellschaft von Mädchen ihres Alters ganz entbehren mußte. Lady Tyrwhit war als Gouvernante der kleinen Mary beibehalten worden. Wir brauchen kaum zu sagen, daß diese streng rechtliche, pflichtgetreue Dame eben so treulich für die Kleine Sorge trug, wie einst für deren geliebte Mutter.

Seymour hatte zwar seinen Bruder versichert, er gedenke sich nur

selten in London aufzuhalten, aber nach dem ersten Besuche bei Elisabeth dachte der Admiral wenig mehr an sein eigenes Haus, noch an sein mutterloses Kind. Nachdem er seine Mutter nach Sudely gebracht, und sich überzeugt hatte, daß diese an Jane eine liebevolle Gesellschafterin finden würde, wandte er sich wieder ganz der Ausführung seiner politischen Pläne zu. Das feste Schloß Holt Castle ließ er ausbessern, und reichlich mit Kriegsmaterial und Provisionen versehen. In Southwark betrieb er eine neue, geheime Stückgießerei, wobei er Tag und Nacht 50 Arbeiter beschäftigte. Schon standen 25 Kanonen mit 14 Tonnen Pulver in dieser einen, geheimen Werkstätte bereit.

Sir John Sharrington hatte ihm nach und nach so viel Geld zusammengebracht, daß er einen Monat lang 10,000 Mann erhalten konnte; die Piraten dagegen versprachen, eine Flottille mit 300 Mannschaft Segel bereit zu haben. Sharrington hatte nicht weniger als 40,000 Pfund der königlichen Münze zu entwenden gewußt, indem er über 100,000 Pfund schlechter Silbermünze in Umlauf brachte. Insofern stand es gut mit den Aussichten der Verschwörer; hierzu kam noch, daß, als die Verlobung mit Mary Stuart vereitelt worden, und die Einführung des reformirten Gottesdienstes bei Vielen Unzufriedenheit erregte, der Protector schon von dem Nimbus verlor, mit dem die Volkspopularität seinen Namen umgeben hatte. Hätte Seymour es verstanden, geduldig die günstige Zeit abzuwarten, so ist kein Zweifel darüber, daß ihm der Streich geglückt wäre; aber sein ungestümes Temperament taugte nicht zu einem erfolgreichen Verschwörer. Er konnte es nicht unterlassen, die heftigsten Reden gegen den Regenten und die Staatsräthe auszustoßen, obwohl er wissen mußte, daß diese unfehlbar der Regierung hinterbracht würden. In seiner wahnwitzigen Verblendung beging er die Unvorsichtigkeit, sich an den entlassenen Reichskanzler Wriothesly zu wenden, und auch an Lord Warwick. Beide Herren setzten den Regenten sofort in Kenntniß von den drohenden Plänen des Bruders, und Warwick besonders rieth, ohne Versäumniß den Admiral verhaften zu lassen.

Aber Somerset zögerte immer noch, da ihm bestimmte Beweise fehlten. Auch das Gerücht, daß Seymour heimlich mit Elisabeth in

Correspondenz stehe, ja dieser heimlich Besuche in Hatfield abstatte, behandelte er noch als unbegründete Verleumdung. Indeß versprach er, des Bruders Treiben überwachen zu lassen, und gelobte dem Staatsrath, daß, wenn er schuldig sei, nichts mehr den Verbrecher vor der Strafe der Gesetze schützen sollte.

Vergebens warnten Dorset, Parr und andere treu gesinnte Freunde den Admiral zur Vorsicht und zum Schweigen. Noch weniger bewogen sie ihn zu einem längern Aufenthalte in Sudely, bei seiner Mutter. Er fand dort, weder in der Stille des Familienlebens Befriedigung, noch in den geräuschvollen Gelagen, die er mit dem benachbarten Adel hielt.

Rastlos betrieb er die geheimen Vorbereitungen; es war, als reiße ein unsichtbarer Dämon ihn mit Gewalt bis zum Rande des Abgrundes, in den er stürzen sollte. Er ahnte nicht, daß die erkauften Spione des Regenten jeden seiner Schritte in der Hauptstadt belauerten, und ihn bis nahe an Hatfield verfolgten, wo er Elisabeth aufsuchte. Bisher durfte er jedoch sich keines Erfolges bei Elisabeth rühmen, denn diese gestattete ihm keine Zusammenkunft, bei der Mrs. Ashly nicht gegenwärtig war. Daß die Gegenwart der durch ihn gewonnenen Gouvernante seiner Leidenschaftlichkeit keinen Zügel anlegte, ist gewiß. Es ist kaum zu verwundern, daß Elisabeth sich hinreißen ließ, eine Liebe zu erwiedern, welche, wenn sie auch theilweise nur erheuchelt war, dennoch so sehr das Gepräge eines echten Gefühles trug, daß ein junges Mädchen betrogen wurde. Wir müssen zu ihrer Entschuldigung anführen, daß ihre nächste Umgebung, Mrs. Ashly und der charakterlose Sir Thomas Parry, ihre Zofen, sämmtlich von Seymour durch großartige Geschenke bestochen — es sich angelegen sein ließen, des Admirals Tugenden und Lob zu besingen. Dazu kam ja, daß Seymour frei, seine Liebe kein Verbrechen mehr war. So lange Katharine lebte, hatte sie kräftig gegen ihre eigene Liebe gekämpft; war es zu verwundern, daß das feurig-leidenschaftliche Herz Elisabeths jetzt sich ohne Gewissensbisse dem süßen Taumel überließ? Erst ein ernst tadelnder, mahnender Brief Lady Mary's machte sie auf die Gefahr aufmerksam, welche sie sich zuzog. Somerset hatte durch seine Gemahlin, Mary von Sey-

mours Bewerbung in Kenntniß setzen lassen, und diese Dame nicht ermangelt, Seymours Charakter als verworfen und unmoralisch zu bezeichnen. Mary drohte, den König in Kenntniß zu setzen, falls Elisabeth nicht nachdrücklich dem Admiral jede Hoffnung benehme, die Correspondenz abbreche, und dessen Besuche anzunehmen sich weigere.

Elisabeth zerfloß in Thränen, nachdem sie diesen Brief gelesen. Aber schnell gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder, richtete einen ernsten, traurigen Brief an Seymour, schloß den von Lady Mary ein, und übersandte ihn durch Parry. Parry brachte trotz des Verbotes eine Antwort zurück. Sie lautete kurz, aber äußerst dringlich und leidenschaftlich. Seymour beschwor sie, nur einmal noch ihn zu empfangen, dann werde er sie nie mehr aufsuchen. Da er das Land zu verlassen beabsichtige, wünsche er sie noch einmal zu sprechen, um Wichtiges ihr mittheilen zu können.

„Mein Gott, was soll ich thun?" rief Elisabeth aufgeregt aus, „es könnte ihm das Leben kosten, wenn er im Schlosse entdeckt würde."

„In's Schloß darf er freilich nicht mehr," erwiederte Parry, „aber Euer Gnaden, ich habe es gewagt, dem Admiral, dem kleinen Gartenpavillon am Rande des Parkes zu bezeichnen."

„Wie, Sir Thomas, das habt Ihr gethan?"

„Ich konnte nicht den Bitten Lords widerstehen, er bat so dringend, sagte, sein ganzes Lebensglück hänge von einer kurzen Unterredung mit Euch ab."

„Und dahin will er kommen?"

„Ja, Euer Gnaden, morgen Abend, nachdem die Dunkelheit angebrochen. Man kann eine Fackel im innern Raume anzünden, und Mrs. Ashly begleitet Euch; bedenkt Euer Gnaden, es ist vielleicht das letzte Mal, daß Ihr ihn sehen werdet, es heißt, er gehe nach Frankreich als Botschafter."

„Das letzte Mal!" Elisabeth bedeckte sich bei diesem Gedanken die Augen, der Kampf in ihr war heftig, aber die allgewaltige Liebe siegte.

„Nun, es sei heute noch, aber dann, ich schwöre es bei dem Andenken meiner Mutter, zum letzten Male."

* * *

Während Seymour mit Eifer an dem Sturze der Regierung arbeitete, dazwischen hinein Liebesbriefe an die Prinzessin schrieb, war das englische Parlament damit beschäftigt, die Veränderungen im Glaubensbekenntnisse und Kirchenritual zu prüfen und sanctioniren.

Erzbischof Cranmer hatte endlich die Summa der Doctrinen verfaßt, welche übereinstimmend mit der heiligen Schrift waren, und legte dasselbe dem Parlamente zur Prüfung vor. Bei dieser Arbeit waren Peter Martyre Bernard Oehin und andere gottesfürchtige Theologen, sowohl Lutheraner als Zwinglianer, nach England eingeladen worden. Dabei hatte Cranmer auch Melanchthon um Hülfe angesprochen, worauf dieser brieflich und persönlich wartete. Die extremen Ansichten beider Partheien brachten aber dem Werke keinen Gewinn, so daß Cranmer nur ein unvollkommenes erstes Exemplar, des jetzigen englischen Kirchenbuches, dem Parlamente vorlegen konnte. Das Auffallendste bei dieser Angelegenheit war, daß die Geistlichkeit kaum um ihre Ansicht gefragt wurde, sondern daß ein Parlament von Laien über die Doctrinen ein Urtheil aussprach, welche die Geistlichen lehren mußten. Es fanden Discussionen über das Cölibat statt, und schließlich wurde das Gesetz, welches den Priestern die Ehe verbot, annullirt; aber während das Parlament das Cölibat aufhob, gab es die Erklärung ab:

„Es ist besser für die Stellung der Geistlichen, wenn sie unverehelicht bleiben, daher es sehr zu wünschen ist, sie möchten freiwillig ohne Gebot, sich das Gelübde der Keuschheit auferlegen.“

Das katholische Gesetz über die „Fasten“ wurde gleichfalls in einer eigenthümlichen Weise entschieden. Der Unterschied zwischen Tagen und Speisen existire nicht mehr, denn offenbar sei man Gott nicht wohlgefälliger, weil man an einem Tage Fleisch, und am andern Fisch esse. Die Enthaltung der Fleischspeisen diene nur dazu, die Menschen in einer tugendhaften Enthaltsamkeit zu üben, das Fischessen sei eine Ersparniß für das Land, und der Fischfang ernähre tausende von Leuten, die ihren Erwerb einbüßen würden, wenn man die Fasten abstellte. Aus diesen Gründen — an sich verständig genug — beging das Parlament die groteske inconsequence zu befehlen, daß alle bisherigen

Fastenzeiten und Tage, bei Strafe einer Geldbuße oder einer Einsperrung beibehalten werden sollten! —

Die Hauptschwierigkeit lag in der Erklärung des Abendmahles, und in dem Communionsgebete. Katholiken, Lutheraner und Zwinglianer stritten sich untereinander auf's Heftigste, und Cranmer selbst hütete sich aus sehr weiser Politik, seine eigene Ansicht hier auszusprechen, obgleich kein Zweifel obwaltet, daß er Calvins Auslegung beistimmte. Nachdem man sich Tage lang hierüber gestritten, so daß — wie ein Theolog an Calvin schrieb — keiner sein eigenes Wort mehr hörte, kam man zu dem Entschlusse, die Mysterien der Eucharistik unberührt zu lassen. Der erste Theil des Communionrituals, ward fast ohne Veränderung beibehalten. Der consecrirende Geistliche sollte noch „Priester" heißen, der Communiontisch „Altar." Gebete für die Seelen der Verstorbenen wurden in der Lithurgie für Begräbnisse beibehalten, desgleichen das Gebet für die Kirche Christi.

Nachdem diese Sache von beiden Häusern approbirt worden, ertheilte man Befehl, das Manuscript dem Drucke zu übergeben, damit jeder Geistliche ein Exemplar davon erhielt, und nach demselben den Gottesdienst verrichtete.

Es war ein großes, erhabenes Werk, welches Cranmer hier vollendete, und das seinen Namen in England unsterblich macht, denn bis auf den heutigen Tag ist das englische Kirchenbuch, mit wenig Veränderungen, dasselbe, welches Cranmer entwarf. Der fromme Erzbischof ahnte wohl nicht, daß dieses Büchlein ihm einst den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen zuziehen werde. Mit strahlendem Auge begleitete er den jungen König und den Regenten aus dem Sitzungssaale. Die Herzen der drei Menschen waren zu voll, um zu reden, aber als sie in das königliche Gemach eintraten, warf sich Eduard vor Freude weinend, dem Erzbischof an die Brust.

„O mein Vater! wir haben heute einen Sieg erfochten, der glorreicher ist als alle Siege über menschliche Gegner. Wir haben den Geist der Finsterniß besiegt."

„Ja, es war ein großer Sieg, mein Sohn! Gott gebe, daß die ganze Nation sich mit uns einverstanden erkläre. Wir Engländer hängen

zäh an alten Gewohnheiten und am alten Glauben; es wird eine Zeitlang dauern, bis man sich in das Ungewohnte fügen lernt.“

„Ich theile Eure Ansicht nicht, Hochwürden,“ fiel Somerset ein, „vielmehr hege ich die feste Ueberzeugung, daß das Volk sich einstimmig für die neue Lithurgie erklären wird. Nur von einigen höhern Geistlichen erwarte ich eine Opposition, dann müssen sie gezwungen werden, sich den Gesetzen zu unterwerfen. Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns, daher die Priester, welche sich weigern, dies neue Kirchenbuch einzuführen, ihres Amtes auf der Stelle suspendirt werden müssen.“

„Ach, wenn unsere theure Königin diesen Tag mit uns erlebt hätte,“ sagte Eduard, „wie groß wäre ihre Freude gewesen. Ich denke, ihr seliger Geist wird sich aber auch im Himmel darob freuen; meiner lieben Cousine Jane, werde ich mein erstes Buch verehren, wenn ich es erhalte; und zwar recht schön eingebunden. Auch Elisabeth muß eins haben.“

„Und Lady Mary! es wäre nicht brüderlich sie auszuschließen,“ meinte Cranmer. „Vielleicht gefallen ihr doch die Gebete.“

„Glaubt das ja nicht, Hochwürden,“ erwiederte Eduard lächelnd. „Mary wird sich niemals damit aussöhnen. Weit entfernt Euch Dank zu wissen, für die Jahre lange Arbeit, Hochwürden, wenn sie Königin von England wird, so lange Ihr noch lebet, wird sie sich beeilen, den Verfasser des neuen Kirchenbuches von der heiligen Inquisition zum Scheiterhaufen verurtheilen zu lassen.“

„Ich sterbe lieber in meinem eigenen Bette, Majestät, aber so Gott es will, daß ich als ein Märtyrer der evangelischen Wahrheit sterben muß, dann möge ich auch die Freudigkeit eines Stephanus empfinden und den Himmel offen sehen. Dieses Buch wird keine fanatische Inquisition mit mir vernichten können, denn sein Inhalt beruht auf Christi Worten, die ewig bestehen werden, so lange diese Erde besteht.“

„Ich begreife nicht, woher es kommt, daß die Katholiken die Lehren eines fehlbaren Papstes, den Lehren des Heilandes, vorziehen,“ sprach Eduard. „Daß das unwissende Volk, welches nicht selbst in der heiligen Schrift zu forschen vermag, blindlings annehme, was gelehrt wird, ist eher zu verstehen, aber wie eine geistvolle Seele, wie Lady Mary, welche

fleißig in der Bibel liest, sich nicht von der geistigen Herrschaft der katholischen Irrlehren lossagt, ist mir ein Räthsel."

„Wir müssen noch einmal versuchen, die Prinzessin zu bewegen, daß sie nur des Beispielswegen, die neue Kirchenlithurgie anerkennt. Thut sie es nicht gutwillig, dann drohen wir, sie von der Thronnachfolge auszuschließen."

„Ihr werdet weder mit Drohungen noch mit Güte, die Sinnesart Lady Marys ändern," sprach der Erzbischof, „und ich rathe nicht dazu, Gewaltmaßregeln anzuwenden; diese erbittern nur, überzeugen niemals. Auch können wir zwar als die Regierung, den evangelischen Kirchendienst einführen, auch die protestantische Religion zur Staatsreligion erheben, aber wir vermögen nicht, die Ueberzeugungen der Einzelnen, auf Befehl umzuwandeln, Majestät. Laßt uns, wie es Christen geziemt, jeden gehässigen Fanatismus vermeiden, Euer Gnaden. Ich vertraue der guten Sache, daß sie am Ende die Oberherrschaft gewinnt, und ohne Streit oder Bürgerkrieg. So lange Lady Mary sich stille auf ihren Landsitzen aufhält, und keine Opposition begünstigt, darf sie nicht belästigt werden, denn Heinrich VIII. gestattete seiner Tochter schließlich auch Religionsfreiheit."

„Aber sie wird täglich Messen lesen lassen und den katholischen Landleuten erlauben, dem Gottesdienste beizuwohnen," sagte Somerset.

„Das soll nicht sein," rief Eduard, „ich werde es ausdrücklich verbieten. Wenn Mary die Messe hören will, so soll dies bei geschlossenen Thüren und nur ihrer nächsten Umgebung gestattet sein, dem Gottesdienste beizuwohnen. Ich werde übrigens Mary einladen, mich zu besuchen, und dann wollen wir eine ernste Disputation mit ihr haben, wozu ich einige Mitglieder des Staatsrathes ebenfalls einlade."

„Der Gedanke ist nicht übel, Majestät, aber Ihr werdet nichts erringen, denn Lady Marys Charakter ist nicht von der Art, daß sie sich leicht überzeugen läßt. Bei ihr ist es nicht allein jetzt der Glaube, welcher sie zur Opposition treibt, sondern auch ein zäher Eigensinn, über den ihr Vater vielfach und mit Recht unzufrieden war. Sie will sich nicht überzeugen lassen, will daher auch keiner theologischen Unterhaltung beiwohnen, wo sie entfernt ahnt, daß man sie eines Bessern

überzeugen möchte. Die Religion ihrer Mutter, ihres Oheims, ist ihr heilig, daher würde sie derselben nie untreu werden, selbst wenn sie einsähe, daß die Protestanten mehr nach Christi Wort lehren."

„Das ist sehr traurig," sprach Eduard, und die Thränen traten ihm in die Augen. „Ach mein Gott, was würde aus Euch, Hochwürden, und allen meinen besten Freunden, wenn ich heute stürbe? Mary würde sofort einen päpstlichen Legaten kommen lassen, sich, und die englische Nation demüthig zu den Füßen des Papstes werfen, und Alles, Alles, was mein Vater und ich gethan, wäre umsonst. Es wäre entsetzlich, der Gedanke hieran, verbannt oft Stundenlang den Schlaf aus meinen Augen."

„Majestät, es giebt doch ein Mittel, um diesem Uebel wenigstens einiger Maßen zu steuern, so daß, wenn auch Gott zuläßt, daß eine katholische Regierung eine Zeitlang den jungen Protestantismus niederdrückt, derselbe nicht ersterbe unter dem Drucke, sondern vielmehr erstarke. Ich meine die Belehrung des Volkes, Majestät. Unsere Schulen befinden sich in einem trostlosen Zustande, auf dem Lande kann in einem Dorfe meistens nur der Pfarrer lesen und schreiben. Die geistige Ausbildung verhilft auch den Bauern zu einem selbstständigen Urtheile, und verleiht ihm die Freudigkeit, den Glauben zu vertheidigen, zu wahren, den er aus freier Ueberzeugung sich zu eigen gemacht. Sorgen wir neben dem Schulunterrichte, für die Verbreitung des neuen Testamentes und guter belehrender Schriften, dann dürfet Ihr ruhig der letzten Stunde entgegen sehen, Majestät, denn Ihr habt Eurem Volke die Waffen in die Hand gegeben, mit denen es schließlich doch den Sieg erringt."

Eduard und der Regent drückten dem ehrwürdigen Prälaten die Hände. Eduards sanftes Antlitz röthete sich in freudiger Begeisterung.

„Ja, so soll es sein, und dazu wird mein Oheim uns beistehen. Mein Volk soll geistig frei werden durch Kenntnisse und Bildung. Ich will nicht über ein Volk herrschen, das mich verehrt, wie Sclaven ihren Sultan anbeten, weil es muß, sondern über eine Nation König sein, die gewaltsam nach dem Lichte der Aufklärung strebt, mich mit dankbaren Herzen verehrt."

„Ich hoffe, Ihr werdet diese Freude noch erleben, mein theurer Neffe", nahm Somerset das Wort. „Aber ich möchte, da wir ungestört sind, gegen Euch und diesen ehrwürdigen Prälaten eine Sache erwähnen, die mich sehr ernstlich beschäftigt und bekümmert. Es betrifft meinen Bruder!"

„Wie? seid Ihr wieder uneins geworden?" sagte Eduard lächelnd.

„Ja und nein. Thomas spielt gegen mich zwar äußerlich den Versöhnten, und doch weiß ich leider zu gut, daß er unheilvolle Pläne ausbrütet, die nichts Geringeres bezwecken, als mich, und mit mir den Staatsrath, zu verdrängen!"

„Ihr täuscht Euch sicherlich, Lord", sagte der Erzbischof. „Für so unvernünftig halte ich Seymour, bei allen seinen Fehlern, doch nicht! Er muß ja das Unmögliche eines Gelingens einsehen!"

„Er wird wohl Gewalt anwenden, eine Revolution in London bewirken, denn ich habe sichere Kunde, daß er bereits im Stillen sich mit den Piraten verbunden hat, und sonst verschiedene Mittel zu seinem Zwecke bereit hält. Doch auch dieser tollkühne Plan würde mich weniger beunruhigen, da wir auf eine kräftige Gegenwehr vorbereitet sind, wenn er nicht auch Lady Elisabeth sich zu verbinden suchte!"

Eduard sprang entsetzt von seinem Sessel auf.

„Elisabeth! Wie? meine Schwester sollte sich gegen mich, mit einem Aufrührer verbinden?" —

„Nicht gegen Eure Person, Majestät, aber Seymour hofft, als Gemahl Lady Elisabeths, die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen, und Euch zu zwingen, ihn zum Regenten zu ernennen!"

„Wahrlich, das wird niemals geschehen, so sehr ich meinen Oheim liebe, so wenig würde ich ihm die Sorge für mein Reich anvertrauen!"

„Freut mich, dieses Wort aus Eurem Munde zu vernehmen", sprach Cranmer. „Seymour als Regent würde England in ein grundloses Elend stürzen; davon gar nicht zu reden, daß er keine Religion achtet."

„Wissen Eure Majestät, daß Elisabeth mit ihm schon länger correspondirt, ja daß sie sogar Besuche von ihm erhält zu einer Zeit, wo ehrbare Jungfrauen keine Herren zu empfangen pflegen?"

„Oheim, wenn ein anderer Mund solches in meiner Gegenwart ausspräche, ich würde ihn einen Verleumder, einen Lügner heißen!“ rief Eduard, bleich vor Zorn.

„Leider muß ich wiederholen, was ich gesagt habe, und setze hinzu, daß ich Seymour habe bewachen und verfolgen lassen, nachdem mir vom Staatsrathe Nachricht hierüber ertheilt ward.“

„Und Ihr glaubt, er möchte Elisabeth zu seiner Gemahlin haben?“

„Sicherlich! Er hat schon sich genau erkundigt nach Allem, was die Prinzessin besitzt, hat ihr auch sein eigenes Haus zu einem Winteraufenthalt in London angeboten. Es erscheint als unzweifelhaft, daß er entschlossen ist, sie zu heirathen, ob gegen oder mit unserer Erlaubniß.“

„Mein Vater machte einst Seymour Hoffnung auf Elisabeths Hand“, sagte Eduard, „und zwar in meiner Gegenwart. Man hielt mich für zu jung, um die Sache zu verstehen, aber der Vater irrte sich — und ich sagte es Elisabeth wieder vor einem Jahr.“

„Würdet Ihr einwilligen, Majestät?“

„Ich weiß nicht — wenn Elisabeth ihn wirklich liebte! Es wäre mir lieber, einen englischen Edelmann zum Schwager zu haben, als einen Ausländer. Aber es sollte mich doch Wunder nehmen, wenn der Oheim Elisabeth liebt, nachdem er so betrübt über den Tod seiner Gemahlin gewesen!“

„Ich fürchte, er liebte Elisabeth, ehe er sich um die Königin bewarb“, sagte Somerset. „Erst als der Staatsrath ihm jede Hoffnung auf Elisabeths Hand benahm, wandte er sich Eurer Mutter zu. Ich will Euch jetzt vertrauen, was ich bisher verschwieg, mein lieber Neffe; daß nemlich Lady Katharine Seymours Neigung zu ihrer Stieftochter entdeckte, und daher eine getrennte Haushaltung verlangte. Die Damen der Königin sagen unverhohlen aus, daß die Königin am gebrochenen Herzen gestorben sei, wiewohl Thomas es nicht an Fürsorge und Verehrung fehlen ließ.“

„Mein Gott, und ich mußte diese Ehe bewerkstelligen!“ sprach Eduard tief erschüttert.

„Bewerkstelligen nicht“, erwiederte Somerset lächelnd. „Beide waren schon über drei Monate heimlich verlobt, als Seymour Euch bat, für

ihn um die Hand der Mutter zu werben. Die Bitte war nur eine List, um Eure Fürsprache zu erhalten."

„Ich kann es nicht glauben! — Meine Mutter, die ich wie eine Heilige verehrte, hätte mich so schmählich hintergehen können!"

„Sie wollte es nicht, aber Seymour bestand darauf. Er ist mein leiblicher Bruder, Majestät, ich habe ihn herzlich geliebt, und möchte auch jetzt ihn retten, denn das Rächerschwert des Gesetzes schwebt über seinem Haupte. Ich kann nicht länger ihn beschützen, wenn es sich um das Weh oder Wohl unseres Reiches handelt. Was er gegen mich gefehlt, alle bittern Kränkungen verzeihe ich von Herzen. Meine Stellung ist eine peinliche, darum erbitte ich mir Euren Rath, Lord Erzbischof."

„Mir scheint, daß Euer Weg klar ist", erwiederte Cranmer. „Die Stimme der Natur muß schweigen, wenn die Stimme der Pflicht sich erhebt. Ihr habt geschworen, dieses Reiches Wohl zu befördern, den innern und äußern Frieden zu erhalten. Wenn wirklich Beweise von Seymours Hochverrathe vorliegen, dann muß er unschädlich gemacht werden, indem der Staatsrath ihn verhaften, und die Sache untersuchen läßt."

„Das wollte man längst, Hochwürden. Um meiner Mutter Willen habe ich es bisher zu verhindern gewußt. Vielleicht wäre es noch möglich, ihn zu retten, wenn er einen ausländischen Posten annehmen würde, oder sein Ehrenwort gäbe, zwei Jahre lang London zu meiden! Aber ich fürchte, Lady Elisabeth hält ihn zurück."

„Das soll sie nicht!" sprach Eduard entschieden. „Ich werde an meine Schwester ernsthaft schreiben, und ihr die Wahl lassen zwischen meiner Freundschaft und dem Admiral. Sie soll wählen dürfen — aber mit ihrem Gemahl zeitlebens vom Hofe verbannt sein. Wenn es wahr ist, daß sie ihn heimlich bei sich empfängt, dann ist Elisabeth nicht mehr meiner Achtung würdig, und sie soll die Strafe hinnehmen."

„Ich muß ein Wort zu Elisabeths Gunsten einlegen, Majestät", bat Cranmer. „Urtheilt und verurtheilt nicht zu schnell! Höret erst, was Elisabeth Euch zu erwiedern habe. Kann sein, daß der Admiral sie besucht hat, aber ich bin Bürge dafür, daß Elisabeth ihn in Gegenwart ihrer Gouvernante empfing, und daß sie zu stolz ist, um sich ihrer

weiblichen Würde zu entäußern. Nein, Majestät, das glaube ich nicht von Eurer Schwester, denn ich kenne sie besser, als irgend Jemand an diesem Hofe. Bedenkt, daß Seymour viele Gegner hat, die ihm um seine Ehe mit der Königin, und um seine reiche Erbschaft beneiden. Ich bitte Euch, mein theurer Sohn, beschließet nichts, bis Ihr reiflich überlegt haben werdet, oder bis Ihr Beweise eines strafbaren Benehmens vor Euch habt!"

„Wir dürfen nicht lange mehr zaudern", sagte Somerset, „sonst beredet er die Prinzessin, im Geheimen sich mit ihm trauen zu lassen. Ich bitte Eure Majestät, mich nicht als lieblos oder rachsüchtig zu verurtheilen, wenn ich plötzlich genöthigt bin, als Regent aufzutreten. Gott weiß, wie schwer es mir werden wird, gegen den eigenen Bruder als Richter erscheinen zu müssen!"

Eduard sah den Redner mit dem eigenthümlich forschenden Blick seiner klaren Augen an, die Alle an ihm bewunderten, und die Unaufrichtigen fürchteten. Es war, als dränge der Blick bis in des Herzens geheimsten Tiefen ein. Nach einer Weile seufzte er schwer, und reichte dem Regenten die Hand.

„Thut, was Eures Amtes ist, Lord, und was Eure heilige Pflicht gebietet. Aber vergeßt nicht, daß es ein allsehendes Auge über uns giebt, das die geheimsten Triebfedern unserer Handlungen erkennet. Eine Maske können wir nur den Menschen gegenüber tragen — vor Gott muß jede Maske abfallen! Ihr wißt, wie theuer mir Euer Bruder ist, und daß ich der Meinung bin, mein Gouverneur — Ihr habt nicht immer brüderlich an ihm gehandelt; das muß Euer eigenes Gewissen Euch sagen. Noch immer habt Ihr keine Untersuchung wegen den Diamanten meiner Mutter angestellt!"

„Majestät, man hat ja entschieden, daß diese Krongut waren!"

„O nicht alle", erwiederte Eduard lächelnd. „Unter den confiscirten Juwelen befinden sich Schmuckgegenstände, die Lady Katharine von ihrer Mutter erbte, und solche, welche sie vor ihrer Vermählung mit meinem Vater besaß. Diese Sachen gehören der Tochter Lady Katharine's."

„Das wußte ich nicht", sagte Somerset im hohen Grade bestürzt

und verlegen. „Aber woher wißt Ihr, was mir unbekannt geblieben?“

„Ei, Lord, ich bin in Euren Augen zwar nur ein unmündig Kind, und dennoch höre ich Vieles, was Ihr nicht erfahret! Was die Diamanten betrifft, so hat mein Vater eines Tages das Schmuckkästchen meiner Mutter besichtigt, um zu sehen, was ihr noch fehle. Da zeigte er mir den Schmuck von der alten Lady Parr, und wollte, daß man denselben als veraltert eintausche gegen einen modernen Schmuck. Aber Lady Katharine weigerte sich aus Pietät, die Sachen herzugeben.“

„Ich werde in den nächsten Tagen eine Untersuchung anstellen lassen, Majestät!“

„Thut es ja, Euer Gnaden, denn Katharine's Tochter hat ein Recht auf das Eigenthum ihrer Mutter. Und glaubt meinem Worte, Ihr werdet Euren Bruder schneller von seinen revolutionären Plänen heilen, wenn Ihr ihm die Diamanten ausliefert, als wenn Ihr ihn in den Tower führen lasset.“

Eduard wandte sich hierauf zum Erzbischof, und redete noch eine kurze Zeit mit diesem über seine Studien. Somerset, dem es unbehaglich zu Muthe war, weil er wohl fühlte, daß Eduard die Wahrheit gesprochen, unterbrach das Gespräch, indem er sich verabschiedete. Cranmer begleitete ihn hinab bis an das Schloßportal, wo die Herren sich trennten.

24. Kapitel.

Das letzte Rendezvous.

Wir müssen uns wieder nach Hatfield versetzen, auf das Landgut Elisabeths. Der Monat November näherte sich seinem Ende, über die unbeschattete Ebene pfiff ein starker Nordostwind, der die Wolken wie erschreckte Vögel auseinander jagte, und dem Monde gestattete, seine hell leuchtenden Strahlen über Garten und Fluren zu ergießen. In dem Lustschlosse war es bereits zum großen Theile dunkel, denn die Einwohner pflegten sich zeitig zurückzuziehen, um früh wieder von ihrem

Lager sich zu erheben. Nur ein paar schwache Lichtchen zeigten, daß einzelne Bewohner des Hauses eine Ausnahme machten, und noch wach waren.

Da öffnete sich die zweite Pforte, welche am Tage nur von der Dienerschaft als Ausgang benutzt ward, zwei weibliche Gestalten erschienen, fest in ihre Mäntel gehüllt, und eilten flüchtigen Fußes, als fürchteten sie, verfolgt zu werden, nach dem fernen Ende des Gartens, wo zwischen hohen Tannenbäumen sich ein einfacher Pavillon von Holz erhob. Es war ein traulich stilles Plätzchen; anstatt der Fenster waren nur Luken gelassen, die man mit schwerfälligen hölzernen Lädchen gegen Wind oder Sonne verschließen konnte. Das Ameublement bestand aus einem weiß gehobelten Tischchen, und einigen eben so einfachen Stühlen. Nur zwei Lehnsessel waren vorhanden.

Als die beiden Damen nur ein paar Schritte von der Thür standen, trat Sir Thomas Parry aus dem Häuschen, und ließ die Thür angelehnt, während er auf die Frauengestalten zueilte, und der Einen zuflüsterte:

„Lord sind bereits da!“

Elisabeth preßte die linke Hand gegen das heftig klopfende Herz, und schritt auf die Hütte zu.

„Ich werde Wache halten“, sagte Parry, „und Euch benachrichtigen, wenn ich etwas Verdächtiges sehe. Zum Glück ist es hell genug!“

Elisabeth öffnete rasch die kleine Thür; Mrs. Ashly folgte ihr unmittelbar, und wollte ebenfalls eintreten, als Parry sie am Arme berührte, und ihr ein Zeichen gab, draußen zu bleiben. Elisabeth bemerkte diesen Verrath in ihrer Aufregung nicht, sie blickte nach dem einen Winkel der Hütte, wo eine kleine Kienfackel an der Mauer im eisernen Ring stach, und dessen flackernde, rauchende Flamme einen kräftigen, schönen Landmann beleuchtete. Seymours Verkleidung war so vollkommen, daß Elisabeth im ersten Augenblick stutzte, und einen Schritt rückwärts that. Jetzt eilte der Landmann auf sie zu, warf sich vor ihr nieder, und küßte mit Zärtlichkeit die Hand, welche sich willenlos ihm überließ.

„Hab' Dank für diese Güte, diese Gnade, meine theure Elisabeth;

es ist mehr, als ich zu hoffen wagte, nach Deinem strengen Briefe." Dann erhob er sich schnell, schlang seinen Arm um sie, und küßte sie auf beide Wangen.

„Lord, ich bitte — wollet meine Güte nicht mißbrauchen", stammelte Elisabeth, mehr verlegen, denn erfreut über diese Zärtlichkeit.

„Warum so kalt und förmlich? O wenn Du ahnen könntest, wie es mich zu Dir getrieben hat, Elisabeth, und welche Wonne mein Herz erfüllt, wenn meine Augen Dein edles Antlitz, Deine königliche, herrliche Gestalt sehen dürfen! Du weißt nicht, was Liebe ist, Du stolze Seele, kannst nicht fühlen, wie schwer ich unter der Trennung von Dir leide! Tag und Nacht verfolgt mich Dein süßes, holdes Bild! O sei mir gut, Elisabeth, nur einmal laß Dein Herz allein reden, und liebe mich, wie ich Dich liebe!"

„Wozu soll ich wiederholen, was Ihr schon längst wisset", erwiederte Elisabeth, ihn freundlich anlächelnd. „Vielleicht liebe ich Euch sogar noch inniger, als Ihr mich, obgleich ich diesem Gefühle weniger Worte verleihen kann. Doch wir sind nicht hier, um die kostbare Zeit zu vertändeln. Ihr habt mir sagen lassen, daß wir uns heute zum letzten Male sprechen, Lord. Laßt uns niedersetzen, und mit einander reden — Käthe ist keine Fremde, sondern unsere treue Verbündete!"

Bei diesen Worten wandte sie den Kopf.

„Wo — wo ist Mrs. Ashly?" fragte sie bestürzt. „Ich glaubte, sie sei mit mir eingetreten!" —

Seymour faßte sie bei der Hand.

„Ashly hat gefühlt, daß Liebende sich besser verständigen, wenn sie tête à tête sind. Aber beunruhige Dich nicht, sie wird draußen mit Parry Wache über uns halten."

Elisabeth schwieg, aber es überkam sie plötzlich eine seltsame Scheu und Furcht. Sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen. In diesem Augenblicke war sie nicht die stolze Prinzessin, sondern nur eine verschämte, zagende Jungfrau. Seymour bemerkte die Verwandlung, und lächelte verstohlen, während er den breitkrämpigen Strohhut abnahm, und auf den Tisch warf.

Jetzt berichtete er ihr, wie sein Bruder in ihn gedrungen sei, das

Ehrenamt eines Gesandten an dem französischen Hof zu übernehmen, und daß er sich bereit dazu erklärt habe, weil er des Mißtrauens der Regierung endlich satt sei. Auch habe er Grund, zu befürchten, daß es, wenn er in London bleibe, zu einem heftigen Auftritte zwischen ihm und dem Regenten komme, da dieser jetzt seinen Verkehr mit Elisabeth ausgekundschaftet habe.

„Die angetragene Stelle ist ehrenvoll, und der Aufenthalt am französischen Hofe wird Euch besser zusagen, als unsere langweiligen Hofcirkel", sagte Elisabeth mit einem erzwungenen Lächeln. „Es wird Euch so gut dort bei den schönen, gebildeten Damen behagen, daß Ihr Euch nie mehr zu uns zurücksehnet!"

„Du könntest recht haben, wenn ich Dich nicht liebte", erwiederte Seymour. „Ohne Dich bin ich überall unglücklich, denn mein Herz bleibt bei Dir — gefangen und gefesselt."

„Das sagt Ihr jetzt — aber es wird anders kommen — auf Eure Treue möchte ich mein Lebensglück nicht bauen!"

„Elisabeth! Du bist grausam, Du verhöhnst mich! Habe ich nicht bewiesen, daß ich einer treuen Liebe fähig bin? Aber wenn Du mir mißtraust, dann — dann sage nur ein Wort, und ich bleibe in England, selbst wenn es mein Leben kostete!"

„Nein, nein, Ihr müßt gehen, ich sehe ein, daß es besser für Euch und für mich ist", sagte Elisabeth tonlos, und Thränen des aufrichtigsten Gefühls traten ihr in die Augen.

„Warum soll es besser sein, wenn wir uns trennen, mein geliebtes Herz?" fragte Seymour leise, und in dem sanft schmeichelnden Tone, womit er manches Herz erobert hatte. Dabei beugte er sich aus seinem Sessel vor, und legte den Arm um ihren weißen, vollen Nacken. „Warum müssen wir uns überhaupt trennen, Elisabeth, wenn Du mich wahrhaft liebst?"

„Es muß sein — Alle wollen es ja! Aber es ist hart — und schwer zu ertragen —"

Jetzt brach sie in ein heftiges Weinen aus und verhüllte sich das Antlitz mit den Händen.

„Elisabeth, weine nicht! Deine Thränen brechen mir das Herz,"

bat Seymour, ihre Hände sanft von dem feuchten Antlitz hinwegziehend. „Höre mich an, Geliebte, was ich Dir vorzuschlagen habe, es ist ein gewagtes Mittel, aber das einzige, welches die Bosheit unserer Feinde ferner unschädlich machen wird. Ich habe es lange reiflich überlegt, und wenn Du es willst — dann soll uns Niemand mehr auf Erden trennen dürfen."

„Was meint Ihr? Welches Mittel kennt Ihr, das unsere Feinde besiegen würde?"

Seymour warf sich plötzlich vor der Prinzessin nieder, drückte ihre Hände an seine Brust und sprach mit leidenschaftlichem Blicke:

„Werde mein geliebtes, angebetetes Weib, dann kann uns Niemand auf Erden trennen, hat Niemand mehr das Recht uns zu verbieten, daß wir uns lieben."

„Ich darf nicht, der Regent schickt mich eher lebenslänglich in den Tower, als daß er unsere Verbindung gestattet."

„Darum soll er gar nichts davon erfahren, bis der heilige Bund geschlossen ist. Bist Du mein Weib, wie kann er Dich mit einem Andern vermählen? Er wird dann nicht mehr wagen uns zu kränken oder zu beleidigen, und der König ist gut er liebt uns Beide, wird vergeben, was wir nur aus Liebe verbrochen haben. Und wenn er uns auch niemals vergeben sollte, ich bin reich und unabhängig, ich kann Dir eine fürstliche Heimath bieten, hier oder im Auslande, bis die Stunde schlägt, wo ich für Dich und Deine Rechte kämpfen darf; Elisabeth, sage ja zu meiner Bitte, sei der gute Geist, der mir das Leben verschönert, und mich zu allem Guten anspornt! Laß mich an Deiner Seite leben, und einst in Deinen lieben Armen sterben!"

Er schlang jetzt beide Arme um ihre schlanke Taille, zog das heftig bewegte Mädchen fester an sich, und drückte glühende Küsse auf ihre Lippen.

Elisabeth fühlte sich wie betäubt unter seinen Liebkosungen; sie wollte sich deren entreißen, aber vermochte es nicht, Seymour's Auge so beredt, so flehend und zärtlich, hielt sie wie mit magischer Kraft gefesselt. Ihr war es bange — und doch so unbeschreiblich glücklich

in diesem Augenblicke. Sie dachte nicht an die Zukunft, nur an die Wonne ihm ganz, ganz anzugehören. Die Gegenwart war so süß, sie füllte ihre ganze Seele aus. Mit einem bezaubernden Lächeln beugte sie sich hinab und ließ ihr glühendes Antlitz auf seiner Stirn ruhen. Schon öffnete sie die Lippen zum Reden, schon schwebte das Wort darauf, welches auf immer ihr Schicksal an das Seinige binden sollte, da rief Seymour in stolzer Siegesfreude aus:

„Meine Geliebte, meine Braut, und bald meine theure Gattin! O, welch ein seliger Augenblick wird es für mich sein, wenn ich Deine schöne Stirn mit dem königlichen Diadem geschmückt sehe, Dir huldigen darf, Du schönste der Königinnen!"

Das waren unglückselige Worte für den stolzen Admiral, aber rettende für Elisabeth — das junge Mädchen zuckte plötzlich heftig zusammen, richtete sich auf und schob Seymour mit sanfter Gewalt von sich hinweg. Der süße Traum, der kurze Zeit sie des Nachdenkens unfähig machte, war verflogen, und Elisabeth erwachte zu dem Bewußtsein der Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte. Wurde sie Seymour's Gattin, so war sie dem Gesetze nach von der Thronfolge ausgeschlossen, mußte all ihren stolzen Hoffnungen entsagen, arm und hülflos, gleich einer Ausgestoßenen in das Haus des Mannes treten, der sie trotz ihrer Liebe dennoch nicht achten konnte. Ein guter Engel ließ das Bild der edlen, betrogenen Königin vor Elisabeths Seele treten; abmahnend und bittend sah sie jetzt diese liebevollen Blicke auf sich gerichtet, und Elisabeth durchschauerte es eisigkalt, als sie in ihrem Sessel zurücksinkend die Augen schloß.

„Was ist Dir, meine Seele, mein süßes Leben, warum wirst Du so blaß?" fragte Seymour. „Sieh mich liebreich an, Elisabeth, und gieb mir Dein Wort, daß Du die Meinige werden willst. Ich werde den Geistlichen herbringen, der uns in Eurer Kapelle trauen soll. Parry und Harrington sind unsere Zeugen."

„Lord, es kann nicht sein," erwiederte Elisabeth jetzt in einem ruhigen Tone, „Eure Gattin mag ich nicht werden, es sei denn mit der Genehmigung meines Bruders und des Eurigen."

Seymour stand hastig auf, er war plötzlich blaß geworden. So

nahe am Ziele — nun sollten seine Hoffnungen mit einem Male vernichtet werden.

„Wie? höre ich recht, oder täuschen mich meine aufgeregten Sinne! Du liebst mich also nicht, treibst mich von Dir, legst mir eine ewige Verbannung auf?“

„Ich liebe Euch, und werde Euch lieben so lange ich lebe,“ erwiederte Elisabeth. „Auch bin ich bereit, heute meine Hand zum ewigen Bunde Euch zu reichen, sobald mein Bruder diesen Bund segnet.“

„Wenn er es aber nicht thun will, noch darf?“

„Ihr habt ihn noch nicht gefragt ob er Eurem Wunsche günstig oder ungünstig ist. Geht zu ihm, Lord, redet offen und ehrlich mit ihm, saget ihm auch, meines Herzens Glück hänge von unserer Verbindung ab, und er wird nachgeben, wird für uns beim Staatsrathe Fürbitte einlegen, wie einst für Euch und Lady Katharine.“

„Ich will dem verhaßten Staatsrathe nicht mein Glück verdanken,“ antwortete Seymour. „Nein, eher will ich nach Frankreich — oder an das äußerste Ende der Welt gehen!“

„Ihr warft mir Stolz vor, wer ist jetzt der Stolzeste von uns Beiden? Nicht einmal um unser Glück vermöget Ihr dem Bruder ein freundlich Wort zu geben,“ sagte Elisabeth schmerzlich bewegt.

„Ich war ein Thor, daß ich auf Deine Liebe baute, aber nicht länger will ich mich mit leeren Worten vertrösten lassen, heute muß mir Gewißheit werden, darum entscheide, ob Du die Meinige werden willst, wie ich es vorgeschlagen, entscheide auf der Stelle, Elisabeth.“

„Die Frage ist zu ernst und gewichtig für meine Zukunft, als daß ich sogleich zu entscheiden vermöchte. Gebt mir Frist zur ruhigen Ueberlegung.“

„Dazu bleibt keine Zeit, der Regent erwartet morgen meine Antwort. Sagst Du nein, dann reise ich ab — und wir sehen uns nicht wieder.“

„Da Ihr es denn verlangt, so sei es. Ich will Eure Gemahlin nicht werden ohne die Genehmigung meines Bruders.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Mein letztes."

„Dann leb wohl," erwiederte Seymour kurz, griff nach seinem Hute und wandte sich von ihr ab.

Jetzt sprang Elisabeth auf, hob die gefalteten Hände bittend zu ihm empor, und rief im Tone des heftigsten Schmerzes: „Seymour! O gehe nicht im Zorn von mir!"

„Ich zürne Dir nicht; ich bedauere nur, daß ich mich täuschte — Du liebst vermuthlich einen Andern. Wohlan, sei glücklich, und vergiß mich!"

„Nein, nein, so ist es nicht, Gott ist mein Zeuge, Seymour, ich liebe Niemand als Euch! Ich will Eduard selbst um seine Einwilligung bitten, wenn ich ihn Weihnachten sehe," setzte sie verschämt hinzu, „will ihm sagen, daß — daß ich niemals die Gattin eines Mannes werden will, wenn nicht die Eurige!"

Seymour stieß einen Freudenschrei aus, und schloß das junge Mädchen an seine Brust.

„Es ist Dir ernst, Du willst mir angehören? Ich darf nicht fürchten, die Pein erdulden zu müssen, Dich als die Gemahlin eines Fürsten zu sehen?"

„Seht Ihr dieses Kreuzchen?" sagte Elisabeth, ein goldenes Kreuz berührend, das sie an einer goldnen Kette um den Hals trug. „Bei diesem heiligen Andenken an den Tod des Erlösers, bei dem Andenken an meine Mutter, der das Kreuz gehörte, schwöre ich es — Ihr werdet mein Gemahl oder ich sterbe als Jungfrau, sei es früh oder später. Seid Ihr jetzt zufrieden, Zweifler?"

„Ja — weil ich es sein muß. Mir bleibt wenigstens die Hoffnung, diese himmlische Trösterin der Menschheit. Damit Du aber oftmals an Deinen Schwur gemahnet werdest, an Dein Versprechen und an meine Liebe, trage diesen Ring, mein geliebtes Leben. Er wird Deinem feinen Finger passen, denn er gehörte Katharinen."

„Dann soll er mir doppelt werth sein," erwiederte Elisabeth und ieß sich von ihm den Ring anstecken. „Ich bin zu arm, um Euch ein gleiches Angedenken zu verehren, mein theurer Freund."

„Ich nehme dieses Tuch, das Deine schönen Augen berühren

durfte," erwiederte Seymour, nahm ihr das feine Battist-Schnupftuch aus der Hand und schob es in die Brust. „Hier soll es liegen als eine heilige Reliquie. Ob nah, ob ferne, wir bleiben einander treu!"

„Treu bis zum Tode," sprach Elisabeth feierlich. „Geht mit Gott, mein Geliebter, mein Freund, mein Ein und Alles auf dieser Welt! Alle heiligen Engel mögen Euer theures Haupt beschützen! Um Meinetwillen seid klug, vorsichtig und besonnen. Bedenkt, Euer Leben ist mein Leben; Euer Tod wäre der Meinige. Gott beschütze Euch," wiederholte sie mit tiefer Innigkeit, „und führe uns bald auf ewig zusammen. Ja — hier — oder einst dort droben, wo die Seelen vereinigt werden, die auf dieser Erde getrennt bleiben mußten."

Ermattet und vom Schmerz überwältigt ließ sie ihr schönes Haupt auf der Brust des Geliebten ruhen. Ein unbeschreiblich wehmüthiges Gefühl ergriff plötzlich den Admiral; dieses Mal waren seine zärtlichen Blicke der getreue Spiegel seines Innern. Ihm war es, als nähme er auf lange, lange Zeit Abschied, als halte er zum letzten Male die schöne jugendliche Gestalt in seinen Armen. „Ich werde Dich erkämpfen," sprach er leise. Seine Brust wogte, sein Herz schlug fast hörbar. Zorn und Aerger über seine fehlgeschlagenen Erwartungen, verschwanden vor der Allgewalt der Liebe.

Da öffnete sich die Thür und Mrs. Ashly erschien.

„Lord, Parry sagt, Ihr müßtet jetzt fort, so lange der Pfad durch den Park im Schatten sei."

„Leb wohl, Geliebte," sprach Seymour, noch einmal die weiße Stirn Elisabeths küssend. „Vergiß mich nicht!"

Elisabeth warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals.

„Nie, nie, ich habe es geschworen und werde es halten! Ob Ihr lebet oder sterben möget, ich bleibe Euch treu."

„Und ich Dir! Ich lasse Dich mir nicht entreißen, nur durch den Tod!" Noch einen langen, innigen Kuß, dann eilte er hinaus. —

Elisabeth blieb noch einige Minuten wie angebannt auf der Stelle stehen. Jede Spur von Farbe war aus ihrem Antlitze verschwunden, die Arme sanken kraftlos und matt. Das große Auge hing unverwandt an der kleinen Thür, durch die Seymour verschwunden war.

„Seid Ihr einig geworden?“ fragte Mrs. Ashly leise, „habt Ihr eingewilligt?“ —

Elisabeth schien die Frage weder zu verstehen, noch zu hören.

„Das letzte Mal!“ stieß sie mit tonloser Stimme hervor, dann sank sie zum größten Schrecken der Gouvernante, dieser ohnmächtig in die Arme.

Da trat Parry ein. Schnell wickelte er die Ohnmächtige in ihren Mantel, nahm sie in die Arme und trug sie eilends durch den Garten hinauf in ihr Zimmer.

Es war das letzte Rendezvous der Liebenden, denn im Himmel war es beschlossen, daß Elisabeth niemals Seymour's Gattin werden solle, sondern als jungfräuliche Königin, Englands größte Zierde, leben und sterben.

25. Kapitel.

Seymour's Verhaftung.

Zu Somerset's Freude, kündigte ihm sein Bruder an, er wolle die Gesandtschaftsstelle annehmen und abreisen, sobald er einige Vorbereitungen getroffen haben werde. Seine Mutter wünsche, daß er mit ihr das nahe Weihnachtsfest in Sudely-Schloß feiere. Darin lag nichts Verdächtiges, und Somerset machte keine Einwendungen. Elisabeth ihrerseits beruhigte Eduards Besorgnisse, indem sie dem Könige in einem zärtlichen Briefe meldete, da allerlei übele Gerüchte über ihre Freundschaft mit dem Admiral von Lady Somerset verbreitet seien, habe sie es für geziemender erachtet, Seymour House dankbar abzulehnen. Sie bat seine kleine Majestät, ihr dagegen zu gestatten, daß sie Weihnachten mit ihrer Schwester Mary eine gemeinschaftliche Wohnung im St. James-palast beziehen dürfe, so lange sie in der Stadt zu bleiben gedenke. Eduard antwortete der Schwester in den liebreichsten Worten, und hieß sie herzlich willkommen.

Je näher indeß die Weihnachtstage heranrückten, desto banger wurde es Elisabeth, wenn sie an das Zusammensein mit ihrem Bruder dachte. Es war ein eigenthümlicher Zug in Elisabeths feuriger Liebe zu dem Admiral, daß sie diesem im Grunde der Seele mißtraute und dieses Gefühl nicht überwinden konnte. Eines Tages sprach sie zu Mrs. Ashly: „Wenn ich nur überzeugt wäre, daß der Admiral mich wahrhaft liebte, daß ihn nicht abermals sein Ehrgeiz zu dem Wunsche nach einer Verbindung mit mir treibt. Ich fürchte, sein Benehmen gegen Lady Katharine hat ihm auf immer mein Vertrauen auf seinen Charakter entzogen. O, wenn ich einen Blick in die Zukunft werfen dürfte, um danach handeln zu können! Entdecke ich dem Könige unser Geheimniß, und er weigert sich unsere Verbindung zu gestatten, dann ist Seymour seiner Ungnade gewiß. Und doch habe ich es versprochen."

„Um die Wahrheit zu reden, Lady Elisabeth, so sehr ich mich freute, Weihnachten in London zu feiern, eben so sehr wünsche ich jetzt, von London ferne zu bleiben. Ashly hat mir wiederholt geschrieben, daß allgemein in dem Hofkreise von Eurem Liebesverhältniß zu Mylord gesprochen werde, ja, daß sogar Lady Somerset in einem Damenempfange mich in gehässigen Worten beschuldigt habe, Euch einen unziemlichen Verkehr mit dem Admiral zu erlauben."

„Die Schlange!" rief Elisabeth entrüstet aus.

„Ich meine, liebe Elisabeth, wenn Euch nicht viel an dem Besuche gelegen ist, daß wir besser thun, in Hatfield zu bleiben, bis der Lord abgereist ist, entweder nach Frankreich oder nach Sudely."

„Dein Wunsch entscheidet, liebe Käthe; wir gehen nicht nach London. Ich werde dem Könige vermelden, daß mein altes Uebel, der Rheumatismus sich eingestellt habe, und ich bei der Kälte nicht zu reisen wage."

Bei diesem Entschlusse verblieb es; Lady Mary traf allein in London ein, da sie sich aber keineswegs behaglich fühlte, reiste sie gleich nach den Feiertagen wieder ab. Seymour zeigte sich ungemein aufmerksam gegen Lady Mary, ja, er schlug ihr sogar vor, einen jungen Mann in seinem Gefolge, auf einige Monate zu sich zu nehmen, da dieser ein ausgezeichneter Musiker sei. Mary nahm hoch erfreut das Anerbieten an, denn sie liebte die Musik leidenschaftlich, und entbehrte auf dem

Lande einen Lehrer. Dieses Anerbieten, verbunden mit Seymours ungewöhnlicher Aufmerksamkeit, erregte Somersets Verdacht, so daß er Lady Mary vor seinem Bruder zu warnen für gut fand.

„Ei!“ erwiederte Mary lächelnd: „Was sollte ich von Seymour zu fürchten haben?“

„Er könnte es auf Eure Hand abgesehen haben, weil Euer Gnaden bis jetzt die präsumtive Thronerbin seid.“

Aber Mary brach in ein fröhliches Lachen aus bei diesen Worten. „O nicht doch, Herzog, so lange Seymour die Hoffnung hegt, eine jüngere Anverwandte des Königs zu erobern, wird er nicht an mich denken. Elisabeth ist weit anziehender für ihn, ebenfalls Jane Gray. Wenn ich auch nichts gegen ihn einzuwenden hätte, denn er ist schön, geistvoll und liebenswürdig, so würden die verschiedenen Religionen uns getrennt halten. Ich würde mich niemals mit einem Protestanten vermählen.“

Seymour dachte allerdings nicht daran, die Prinzessin Mary zur Gemahlin zu nehmen; es war ein wohl überlegtes Spiel, welches er jetzt ausführte, um Eduards Verdacht einzuschläfern. Und es gelang ihm so vollkommen, daß er mit den freundlichsten, herzlichsten Worten vom Könige entlassen ward. Um dem Oheim zu beweisen, daß er ihm immer noch Vertrauen schenkte, beauftragte er denselben einen Brief und ein schönes Armband seiner Cousine als Weihnachtsangebinde zu überbringen.

In Sudely wurde eine Zeitlang wieder das stille, einförmige Leben durch Seymours Gegenwart unterbrochen. Zum großen Entzücken der Hofleute und der Bedienung, ging es lustig und fröhlich in den Weihnachtstagen und zu Neujahr her, wie wohl Seymour selbst noch nicht den Traueranzug für seine Gattin abgelegt hatte. Es sollte, so sagte er seinen zahlreichen Gästen, ein Abschiedsfest sein, da er nicht wisse, wie lange er in Frankreich bleiben müsse.

Am 3. Januar nahm er Abschied von seiner Familie und kehrte nach London zurück. Hier suchte ihn Sir Thomas Parry auf, der ihm im Namen Elisabeths eine reiche, selbstgestickte Leibschärpe zum Neujahrsgeschenk überbrachte. Seymour hocherfreut, beschenkte den Boten

in verschwenderischer Weise, und führte ihn in sein Zimmer, wo bereits die Koffer zur Abreise gepackt waren. Parry wurde mit einem zärtlichen Briefe an Elisabeth entlassen, worin er sie bat, nicht an seiner Treue zu zweifeln, wenn er jetzt verreise. Er habe einen besondern Zweck im Auge bei dieser Reise nach Frankreich, der aber für den Augenblick ein Geheimniß bleiben müsse, mit ihrer Liebe aber eng verbunden sei. „Bleibe treu und vertraue mir, die Stunde ist nicht mehr ferne, Geliebte, wo ich mit dem Schwerte in der Hand, mir Deinen Besitz erkämpfen werde. Ich habe geschworen, daß Du meine Gemahlin sein sollst — und diesen Schwur halte ich!"

Mit diesen Worten schloß er den letzten Brief, den er als freier Mann an seine Elisabeth richten sollte.

„Der Brief ist mir räthselhaft," sagte Elisabeth zu Mrs. Ashly, nachdem sie ihn gelesen. „Wie will er meine Hand mit dem Schwerte erkämpfen? sollte er wohl in fremde Dienste treten wollen?"

„Gott gebe, daß er nichts Schlimmes gegen die Regierung vorhabe," erwiederte Mrs. Ashly. „Es gehen wunderliche Gereden umher, sagt Sir Parry, als ob man in London einem weit verzweigten Complotte gegen die Regierung auf der Spur sei. Ich traue dem Admiral wohl einen tollkühnen Streich zu, in seiner gegenwärtigen Erbitterung."

Ungefähr 14 Tage später sandte Elisabeth, beunruhigt darüber, daß Seymour noch nicht abgereißt war, Sir John Parry nach London. Er hatte den Auftrag, der jungen Dame Seide und Wolle zu einer Stickerei einzukaufen, daneben aber Seymour aufzusuchen und ihn mündlich von ihr zu grüßen. Eine heftige nervöse Unruhe hatte sich plötzlich Elisabeths bemächtigt; sie mochte weder Sticken noch Lesen, und Dr. Ascham wunderte sich über die Zerstreutheit und Unachtsamkeit seiner sonst so lernbegierigen Schülerin.

„Wenn man an böse Vorahnungen glauben darf, so möchte ich behaupten, daß irgend ein Unglück mir bevorstehe," sagte das junge Mädchen auf Dr. Aschams Befragen. „Ich wünschte, Parry wäre schon wieder aus der Stadt zurück, und ich wüßte, daß nichts Besonderes dort vorgefallen."

„Seht, Euer Wunsch geht bereits in Erfüllung,“ rief Mrs. Ashly aufspringend, und nach der Thür eilend. „Ich höre Jemand kommen, es muß Parry sein!“

„Es ist nicht Parry's eigenthümlicher Schritt,“ sprach Elisabeth. „Aber ich kann mich irren; geh Du ihm entgegen, liebe Käthe!“

Mrs. Ashly öffnete die Thür, prallte aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Durch das Vorzimmer schritt der Erwartete, aber er sah geisterhaft bleich aus, sein Gesicht drückte den höchsten Grad von Bestürzung, Furcht und Kummer zu gleicher Zeit aus. Auch trug er nicht seine gewöhnliche, reiche Hauskleidung, in der er sonst immer nur bei der Prinzessin erschien; er trug seinen grauen Reitmantel noch, und seine schweren Reitstiefel, auf dem Kopfe sein Barett von schwarzem Sammet, mit braunem Pelze besetzt. Durch die offen gelassene Thür des Vorzimmers sah man viele der Diener und Dienerinnen durch den Gang auf das Zimmer zueilen.

Dr. Ascham und Elisabeth erhoben sich.

„Großer Gott, was ist geschehen? was bedeutet diese Unruhe?“ stammelte Elisabeth bebend.

Parry trat jetzt in das Studirzimmer ein, und sank erschöpft auf den nächsten Stuhl. Er konnte kaum reden, nur mühsam die Worte hervorbringen:

„Der Admiral — ist — verhaftet — und nach dem Tower abgeführt — Haus von Soldaten besetzt — ganz London in der fürchterlichsten Aufregung — König nach Windsor geflüchtet! —“

Elisabeth wankte, und wäre niedergesunken, wenn Dr. Ascham sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Faßt Euch, um Gottes willen, Lady Elisabeth,“ flüsterte der Gelehrte ihr zu. „Es darf von der Dienerschaft Niemand Eure Theilnahme dem Staatsrathe hinterbringen!“

Elisabeth hörte ihn, und mit bewunderungswürdiger Willenskraft richtete sie sich auf, und bat die herbeigeeilten Diener, sich zu entfernen, da Parry zu angegriffen sei, um mehr zu reden. Sie befahl, daß man dem Intendanten Wein bringe.

Dem Wunsche der Herrin wurde Gehorsam gezollt; die Diener

begaben sich wieder hinunter in ihre Zimmer, alle aber waren in hohem Grade bestürzt über diese unerwartete Hiobspost.

„Na, wenn das nur nicht auch für uns Alle üble Folgen hat," sagte der Stallmeister Elisabeths.

„Wie so für uns? wir haben nichts mit dem Admiral zu schaffen gehabt," erwiederte der Oberkoch.

„Nun, was die Herrschaft trifft, geht den Diener doch an," lautete die Antwort. „Ihr werdet es erleben, es giebt Nachfrage wenigstens bei uns, von wegen Lords Besuchen! Habe immer gesagt, die nehmen noch ein schlimmes Ende, und Mr. Parry wird's büßen müssen, wenn man erfährt, daß er den Vermittler gespielt hat, oder besser den Kuppler, denn das hat er gethan!"

„Stille doch! schämt Ihr Euch nicht, solche gemeine Redensarten zu gebrauchen!" rief die Oberwäscherin zornig.

„Ich kann schon schweigen, wo ich nicht zu reden brauche, Mrs. Betty, aber blind bin ich nicht, und daß sowohl Mr. Parry, als Mrs. Ashly die Prinzessin schlecht berathen, davon bin ich überzeugt!"

„Wenn's auch so wäre," rief der Kellermeister, „so darf Keiner ein Wort verlauten lassen, was Lady Elisabeths Ehre kränken könnte. Wenn unsere Herrin den Admiral gerne gesehen, so ist das kein Staatsverbrechen, sage ich, und dem stoße ich das Messer hier in das falsche Herz, der es sich erlaubt, ein Wörtchen als Anklage zu reden!"

„Steckt Euer Messer nur wieder ein," sagte der Oberkoch; „wir wollen sammt und sonders einen Eid nehmen: wenn des Regenten Schergen eine Untersuchung bei uns anstellen, daß Keiner etwas von dem Lord weiß. Versteht Ihr mich, Freunde?"

„Ja, und wir schwören es Euch zu, Sommers. Die Ehre Lady Elisabeths ist auch die Unserige; durch uns soll sie nicht verrathen werden!" rief der Kellermeister.

Alle stimmten ihm bei; Alle waren entschlossen, lieber Gefängniß zu erdulden, als Elisabeth zu compromittiren.

Inzwischen hatte Parry sich so weit von seinem starken Ritte erholt, daß er seiner Herrschaft berichten konnte, was er in London erlebt.

„Nachdem ich die Wolle und die Seide eingekauft, begab ich mich

auf den Weg nach Seymours Hause. Schon ehe ich dasselbe erreichte, bemerkte ich aber eine große Masse von Menschen, die vor dem Hause standen. Dann sah ich, wie Soldaten in dichter Reihe um das ganze Haus aufgestellt waren, und auf meine Frage erhielt ich die Antwort: ‚Man verhaftet den Admiral im Namen des Königs und des Staatsrathes‘."

„Aber was hatte er verbrochen?" fragte Ascham.

„Näheres konnte ich nicht erfahren, Hochwürden; nur daß man von einem Complotte sprach, welches der Admiral gegen den König und die Regierung angezettelt habe."

„Und man nahm ihn wirklich gefangen?"

„Ja — ich sah mit meinen beiden Augen, wie ihn zwei Soldaten aus dem Hause zerrten, durch den Garten, und dem Flusse zu. Ich folgte mit der Menge, und sah, daß man den Admiral in eine Staatsbarke steigen ließ; seine beiden Hände waren gefesselt! Er sah schrecklich aus, dunkelroth vor Zorn; das Gesicht war so verzerrt, daß ich ihn kaum erkannte! Dazu floß Blut aus einer Wunde in der Wange auf seine Spitzenhalskrause herab. Ein Soldat erzählte, nachdem die Barke abgestoßen war, daß der Lord sich wie ein Tiger gewehrt habe, lange Zeit gegen fünf Mann, bis es einem gelungen sei, von hinten ihm in den Arm zu fallen, worauf man ihm den Degen entwendet habe. Zwei Soldaten trug man, schwer röchelnd, aus dem Palast; Seymour hatte sie verwundet!"

„Er wurde also förmlich überfallen?" sagte Elisabeth.

„So scheint es; die Soldaten drangen in das Haus, und verhinderten, daß die Dienerschaft Allarm gab. Der Lord saß eben an seinem Schreibtische — er zahlte einem Herrn Geld aus, und schrieb Rechnungen auf. Dieser wurde ebenfalls verhaftet; wie ich hörte, aber durch die City in den Tower geführt; es soll Sir John Sharrington, der Münzmeister von Bristol sein, der mit dem Admiral im Bunde gewesen! Aber daß ich nicht das Wichtigste vergesse," setzte Parry hinzu, aus seiner Tasche ein Päckchen Briefe hervorziehend, die mit einem blauen Bande zusammengebunden waren. „Hier sind Eure Briefe an

den Lord, Euer Gnaden. Glücklich gerettet! Gott sei Dank! Alles Uebrige ist im Namen des Königs versiegelt worden."

Elisabeth griff mit fieberhafter Hast nach dem Pakete.

„Wie kommt Ihr in deren Besitz?"

„Sir John Harrington übergab sie mir. Zufällig stieß ich gegen diesen an, als ich um eine Straßenecke bog. Er hatte unbemerkt, während die Leute den Admiral hinunterbrachten, in dessen Schlafzimmer gelangen können, wo er wußte, daß der Lord in einem Kästchen Eure Briefe aufbewahrte. Er hatte schon früher Sir John bedeutet, wenn ihm ein Unglück zustoße, solle er dieses verbrennen, damit es nicht in die Hände des Regenten falle. Das Kästchen wagte er nicht mit sich zu nehmen, aber die Briefe nahm er heraus. Er bat mich dringend, Euer Gnaden zu bereden, daß Ihr Alles verbrennen möchtet, was Ihr an Briefen vom Admiral besitzet, denn er zweifle nicht, daß der Regent bei uns eine Untersuchung einleiten lasse."

„Das soll geschehen, und zwar sogleich," erwiederte Elisabeth. „Komm mit mir, liebe Käthe, und Ihr, Parry, begebt Euch jetzt hinunter, und beruhigt meine Leute. Sorgt auch dafür, daß man das äußere Thor, und das Thor des Hauses verschlossen halte, damit Niemand unvermuthet hereinkomme. In der Bestürzung möchte die Dienerschaft Manches sagen, was uns schwer compromittiren könnte."

Parry versprach, das Seinige zu thun, und verließ seine Herrin. Auch Ascham packte seine Bücher zusammen, und begab sich in sein eigenes Studierzimmer, da er wohl einsah, es könne jetzt nicht von Lectionen die Rede sein.

Zwei Tage vergingen den Schloßbewohnern in ängstlicher Spannung. Da, gegen Mittag, wurde laut an dem Hofthore geklopft, und eine laute Stimme befahl dem Pförtner, im Namen des Regenten sofort zu öffnen. Dieser Aufforderung mußte man Gehorsam leisten. Als man das Thor geöffnet, ritten zwölf Soldaten, von einem Offizier angeführt, in den Hof.

Parry ließ inzwischen die Prinzessin von der Anwesenheit der Soldaten benachrichtigen, damit diese unbefangen ihnen Red' und Antwort stehen möchte. Niemand vermuthete den wahren Zweck dieses Besuches,

aber sie erkannten ihn bald, denn der Offizier legte seine Hand an Parry's Schulter, mit den Worten:

„Im Namen der Regierung erkläre ich Euch zu meinem Gefangenen. Ihr werdet mit uns nach London gehen!"

„Wozu? was habe ich verbrochen?"

„Ich weiß nicht, ich befolge nur meine Orders, die dahin lauten, Mr. Parry, Mrs. Ashly, und sämmtliche Oberbeamten des fürstlichen Haushaltes zu arretiren. — Nehmt den Gefangenen in Verwahrung," befahl er seinen Soldaten. „Ich begebe mich jetzt zu der Prinzessin. Sobald unsere Pferde gerastet, Ihr selbst Euch erquickt habt, brechen wir wieder auf — spätestens in einer Stunde!"

Parry und seine Collegen wurden sofort in ein Zimmer eingeschlossen; man gestattete Keinem, Etwas anzurühren, oder von ihrem Eigenthum mitzunehmen, bis auf die nothwendigste Kleidung, und etwas Geld.

Man kann sich Elisabeths Bestürzung, Mrs. Ashly's Jammer vorstellen, als der Offizier bei ihr erschien, und seinen schriftlichen Verhaftsbefehl achtungsvoll vorzeigte.

„Liebe, theure Käthe," tröstete Elisabeth die weinende Gouvernante, „habe keine Sorge, Du wirst nicht lange von mir getrennt bleiben, denn Du hast ja keinen Theil an Seymour's Verbrechen genommen. Es handelt sich sicherlich nur um ein kurzes Verhör, und dieser Herr wird dafür Sorge tragen, daß man Dich unterwegs gut behandelt!"

„So viel es an mir liegt, Euer Gnaden," antwortete der Offizier.

„Und Ihr werdet mir gestatten, so lange mit meiner Gouvernante ohne Zeugen zu bleiben, bis Ihr zur Abreise bereit seid!"

„Es ist dies wohl gegen meinen Befehl — aber ich gehorche dem Wunsche Eurer Gnaden. Ich werde die Wache vor das Vorzimmer postiren, nicht hier, wenn Euer Gnaden mir gelobet, Mrs. Ashly nicht heimlich entfliehen zu lassen."

„Das thue ich — auf mein Ehrenwort!"

„Das genügt," erwiederte der Offizier, und verließ das Gemach.

Als die bestimmte Zeit verflossen, und der Offizier abermals in das Zimmer trat, fand er beide Damen neben einander sitzend. Ashly hielt

Elisabeth umschlungen, welche bleich, und einer Ohnmacht nahe, sich an die Freundin schmiegte, ihr müdes Haupt auf der treuen Brust ruhen ließ.

„Wir müssen scheiden, meine theure Elisabeth," sprach Mrs. Ashly jetzt mit bewegter Stimme. „Faßt Euch, und vertraut der Gerechtigkeit Gottes, welche nicht die Unschuldigen leiden lassen wird. Betet für mich, daß ich wieder zu Euch zurückkehren darf, und wenn es nicht sein sollte — erhaltet mir Eure Liebe!"

„Ich lasse Dich nicht von mir!" rief Elisabeth aus. „Man soll mich mit Euch gehen lassen! Wenn Ihr leidet, so leidet Ihr um meinetwillen. Mein Herr! führt mich ebenfalls als Eure Gefangene nach London!"

„Liebe Elisabeth, seid ruhig," bat Mrs. Ashly, „Ihr müßt hier bleiben, bis man vielleicht auch Euch abholen wird. Fügt Euch in das Unabänderliche, wie es sich für Euch geziemt, meine Theure. Lebt wohl, vergeßt mich nicht, und bittet Gott, daß er mich stärke, das Aergste zu ertragen."

Sie küßte mit Innigkeit die kalte, schöne Stirn ihrer Elevin, und machte sich alsdann langsam von ihren umschlingenden Armen los. Ashly warf sich rasch den Mantel um, den dichten Schleier, den man damals entweder zur Zierde, oder als Bedeckung auf Reisen trug, über den Kopf.

„Ich bin bereit, Euch zu folgen, mein Herr," sprach sie alsdann.

Elisabeth stieß einen scharfen, durchdringenden Schmerzensschrei aus, und sank auf das Ruhebett zurück, von dem sie sich erheben wollte.

Betroffen wollte der Offizier auf sie zueilen, aber Mrs. Ashly faßte ihn bei der Hand, und zog ihn hastig zum Zimmer hinaus.

„Ich sende eine der Zofen zu ihr! Es ist besser, sie erwacht erst zum Bewußtsein, wenn ich abgereist bin," sagte leise die junge Frau, und brach jetzt selbst in Thränen aus.

Als sie den untern Raum des Schlosses erreichten, wurden sie von den weinenden Frauen umringt. Jede wollte der Gouvernante Elisabeths die Hand drücken, denn Mrs. Ashly ward von Allen geliebt und verehrt.

„Liebe Freunde! Euch, die Ihr zurückbleiben dürfet, empfehle ich treue Sorge für unsere theure Herrin! Geht zu ihr, Arbey und Montjoie, sie bedarf Eurer Pflege. Gott behüte Euch Alle, und lasse diesen Sturm bald an uns vorübergehen!"

Sie reichte nun Jedem die Hand zum Abschiede, und ließ sich alsdann von dem Offizier in den Hof führen, wo ein Pferd für sie bereit stand. Der kleine Zug wurde schnell geordnet, und man war im Begriffe, aus dem Hofe zu reiten, als Dr. Ascham noch athemlos herbeistürzte, um Ashly die Hand zu reichen.

„Ich werde in den nächsten Tagen selbst nach London gehen," sprach leise der Gelehrte. „Ich hoffe, Seine Majestät empfängt mich, wenn ich mich melden lasse, und denke zu bewirken, daß Ihr sofort in Freiheit gesetzt werdet. Seid inzwischen vorsichtig und besonnen, lasset Euch nicht durch Drohungen einschüchtern."

Mrs. Ashly nickte dem Gelehrten zu. „Alles besprochen und verabredet," flüsterte die Dame.

„Vorwärts!" kommandirte der Offizier — „wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Der letzte Soldat im kleinen Zuge verschwand. — Die sechszehnjährige Prinzessin blieb allein in ihrem Hause, ohne treue Vertraute, oder mütterliche Freundin. Die Gegenwart war traurig genug, aber noch dunkler und trostloser sah sie der nächsten Zukunft entgegen! Und Seymours Schicksal? Daß die Regierung den Admiral verhaftet, war Elisabeth ein Zeichen von der Ungnade des Königs. Wenn dieser den Oheim nicht länger beschützte, dann war der Unglückliche ganz der Rachsucht seiner Feinde Preis gegeben. Elisabeth zitterte, wenn sie daran dachte.

26. Kapitel.

Das Todesurtheil.

Noch weit trauriger als in Hatfield sah es in der alten Burg zu Sudely aus. Die Nachricht von der Verhaftung des Sohnes, hatte die alte Mutter dem Tode nahe gebracht, die größte Bestürzung herrschte unter der zahlreichen Dienerschaft, jeder that was ihm beliebte, an eine Ordnung war nicht zu denken. Lady Jane warf sich laut weinend bei der ersten Kunde in die Arme Lady Tyrwhit's —

„O, jetzt weiß ich, warum Lady Katharine sterben mußte, Gott wollte ihr diesen Schmerz ersparen!"

„Ja, Gott ist die Liebe — aber auch gerecht," erwiederte Lady Tyrwhit. „Früher oder später erreicht dem Bösen die verdiente Strafe. Meine theure, aufgeopferte Freundin wird jetzt gerächt!"

„Ihr werdet nicht gegen ihren Gemahl zeugen, Lady Tyrwhit, wenn Ihr die Königin liebtet."

„Ich werde nicht unaufgefordert ihn anklagen, aber auch nicht die Wahrheit verhehlen, wenn man mir zu reden befiehlt. Es ist meine feste Ueberzeugung, die Königin lebte heute noch, wenn ihr Gemahl durch seine Kälte und Untreue ihr nicht das Herz gebrochen hätte."

Einige Tage nach der Verhaftung der Hausbeamten Elisabeths, traf der Sir Tyrwhit bei seiner Gattin in Sudely ein. Er war der Ueberbringer eines schriftlichen Befehls von Seiten des Regenten. Jane sollte unverzüglich zu ihren Eltern zurückkehren, ein Theil der Dienerschaft entlassen werden und Lady Tyrwhit sich nach London begeben, wo sie sich bereit halten solle vor dem Staatsrathe zu erscheinen. Jane weigerte sich Anfangs beharrlich, die kranke Lady Seymour zu verlassen, aber die ehrwürdige Matrone sprach ihr selbst zu, das Trauerhaus zu verlassen, das keine Stätte mehr für sie sei. Aber immer noch zögerte Jane. Da erhielt sie ein Schreiben von ihrer Mutter, worin diese der Tochter meldete, daß auch Lord Dorset mit Parr und mehreren Edelleuten verhaftet worden wäre.

„Ich bedarf Deines Trostes meine Tochter, auch mußt Du bei dem Könige um Gnade für den Vater bitten,“ fügte Lady Dorset am Schlusse ihres Schreibens hinzu.

Das war ein schwerer Schlag für Jane's liebevoll kindliches Herz. Nun betrieb sie selbst die Vorkehrungen zur Abreise und verließ die Burg unter sicherem Geleite, aber auch unter bittern Thränen.

Die Verhaftung des Admirals entmuthigte seine Verbündeten, und Jeder war zunächst darauf bedacht, sein eigenes Leben zu retten. Der perfide Münzmeister Sir Sharrington erbot sich, ein offenes Geständniß abzulegen, wenn man ihm die Freiheit und das Leben zusichere. Begreiflicher Weise ging der Staatsrath bereitwillig hierauf ein — und Seymour's Pläne wurden vollständig aufgedeckt. Nachdem dieses bekannt wurde, berichtete der schwache Dorset von des Admirals Absicht, den König mit Lady Jane zu vermählen, Sir Thomas Parry, sowie Mrs. Ashly gestanden schließlich, als man ihnen mit Anwendung der Folter drohte, daß der Admiral sich bemüht habe, die Gunst Elisabeths zu gewinnen, ja Parry erzählte sogar umständlich und mit großer Unzartheit von des Admirals Liebe zur Prinzessin, während dieselbe noch unter Lady Katharinens Obhut in Chelsea gewohnt habe.

Dieses Geständniß erscheint zwar auffallend und feig, aber es läßt sich annehmen, daß beide Gefangene längst übereingekommen waren was sie aussagen wollten. Es galt vor Allem, die Hauptschuld auf Seymour zu wälzen und eine ernstere Verbindung zu leugnen. Dabei müssen wir bemerken, daß weder Parry noch Mrs. Ashly etwas von Seymour's spätern, heimlichen Besuchen erwähnten; diese leugneten Beide entschieden ab und wiesen nur nach, daß der Admiral die Prinzessin in Gegenwart Dr. Ascham's gesprochen habe. Dr. Ascham selbst bestätigte die Aussage, was er mit gutem Gewissen thun konnte, da er nichts Anderes wußte.

In wie weit Elisabeth eingeweiht war in des Admirals hochverrätherischen Pläne konnte der Staatsrath nicht erfahren, weder von der Dienerschaft noch von Elisabeth selbst, welche durch zwei Mitglieder des Staatsrathes in Hatfield verhört wurde. Sir Tyrwhit versicherte den Regenten:

„Aus Lady Elisabeth sei nichts mit Gewalt heraus zu bringen, denn sie besitzt Verstand, Klugheit und Besonnenheit. Durch List allein wäre es möglich sie zu einem Geständnisse zu überraschen." So wenig Elisabeth sich selbst compromittirte durch eine unbesonnene Aussage, ebensowenig beredete man sie, ihre Vertrauten, Parry und Ashly, zu beschuldigen. Sie leugnete standhaft, daß diese sie zu einer Verbindung mit Seymour hätten verleiten wollen, und bat inständig, daß man ihr gestatte sich in Person vor dem Könige, dem Protector, oder dem Staatsrathe zu vertheidigen. Aber diese Bitte wurde aufs Entschiedenste abgewiesen, denn Somerset fürchtete den Einfluß ihres Geistes über den König, und den Zauber ihrer Beredsamkeit über den Staatsrath selbst. Seymour sollte nicht freigesprochen werden, das hatten die Herren bereits stillschweigend einander im Voraus gelobt. — Elisabeth wurde nun in ihrem eigenen Hause ganz als Staatsgefangene behandelt, Niemand als ihre Dienerinnen durfte mit ihr verkehren; Sir Thomas Tyrwhit mußte nach Hatfield übersiedeln, um dort die hohe Gefangene streng zu bewachen und zu beobachten; dem Könige zeigte man Elisabeths Verhältniß zu Seymour in dem schwärzesten Lichte, ja man bezeichnete sie ihm geradezu als Seymour's Verbündete in der Conspiration gegen ihn und die Regierung. Eduard, trotz aller Klugheit, war dennoch zu unerfahren und jung, um das Wahre von dem Falschen in dieser verwickelten Angelegenheit zu unterscheiden. Er mußte schließlich glauben, was seine Staatsräthe, Männer wie Warwick, Somerset ꝛc. ihm berichteten. Seymour's Schuld in Beziehung auf das Complott lag überdies jetzt klar am Tage. Der Betrug mit dem Staatsschatze, die geheimen Stückgießereien, die Verbindung mit dem Piraten, waren an sich genügend, ihn als Hochverräther zum Tode zu verurtheilen. Die unzarte Behandlung, welche Elisabeth erfahren mußte, und die gerechte Entrüstung über die Veröffentlichung von Seymour's Umgang mit derselben, verfehlten nicht, einen peinlichen Eindruck auf Eduard hervorzubringen. Mit strengen Worten äußerte er wiederholt den Wunsch, man möge den guten Namen, die jungfräuliche Ehre seiner Schwester nicht durch ränkesüchtige Cabale beflecken. Somerset sah sich daher schließlich genöthigt milder zu ver-

fahren; er mußte es unterlassen, der Prinzessin einen Vormund aufzunöthigen oder einen andern Cassirer an der Stelle Parry's, da Elisabeth sich weigerte, diese anzuerkennen. Aber Eduard seinerseits gab auch zu, daß Mrs. Ashly nicht mehr als Gouvernante Elisabeths funktioniren, sondern eine ältere Dame von höheerm Range von nun an als Duenna annehmen müsse. Diesem Beschlusse gemäß, erschien eines Tages Lady Tyrwhit bei der Prinzessin, und kündigte dieser an, daß der Regent sie ernannt habe zu ihrer Gesellschafterin und Gouvernante.

Elisabeth blickte die Dame mit Erstaunen an: „Ich habe bereits eine Gouvernante in Mrs. Ashly; und habe kein Verbrechen begangen, daß man mir eine Zweite geben sollte," sprach sie stolz.

„Mrs. Ashly ist zwar aus dem Tower entlassen, aber zugleich auch vom Staatsrathe ihres Ehrenpostens bei Euer Gnaden enthoben worden," sagte Sir Tyrwhit.

„Ich will keiner Andern als Mrs. Ashly gehorchen," rief Elisabeth zornig aus. „Ich kann Euch nicht aus dem Hause weisen, in dem Euer Gemahl mein Kerkermeister ist, aber meine Gouvernante sollt Ihr nie werden, Lady Tyrwhit."

„Mich däucht," erwiederte Lady Tyrwhit kurz und scharf, „da Euer Gnaden eine Frau, wie Mrs. Ashly, als Gebieterin anerkannte, dürftet Ihr Euch nicht schämen, einer ehrlichen Frau, wie ich bin, Euch zu fügen."

Elisabeths Wangen rötheten sich zornig, ihre Augen funkelten bei dieser Antwort. „Lady Tyrwhit, Mrs. Ashly war ehrlicher als Ihr seid, denn sie hat sich niemals dazu erniedrigt, die Spionin zu machen, und eine andere Rolle sollet Ihr bei mir, unter dem Titel einer Gouvernante nicht spielen. Nicht, um mich zu belehren, hat der Staatsrath Euch hergesandt, sondern, um jedes Wort von meinen Lippen aufzufangen, und es den Herren zu hinterbringen. Wahrlich, die selige Königin würde Euch nicht so hoch geachtet haben, wenn sie Euch besser gekannt hätte!"

Nach diesen scharf und spöttisch gesprochenen Worten, wandte sie der Dame den Rücken, verließ das Zimmer, und schloß sich in ihr

Schlafgemach ein, wo sie sich ungesehen, ihrem leidenschaftlichen Kummer überlassen durfte.

„Dieser Trotzkopf! Ich werde mich bei dem Regenten beschweren über diese Beleidigung," sagte Sir Thomas Tyrwhit entrüstet.

„Das werdet Ihr nicht thun, Thomas," erwiederte Lady Tyrwhit ernst und entschieden. „Elisabeth hat recht — ich bin hierher gesandt, um wie Ihr, den Spion zu machen; ich schäme mich dieser Rolle, und daß ich sie annahm."

„Narrheiten, wir thun was uns befohlen wurde. Du wirst gehorchen, wie ich auch."

„Das verspreche ich nicht," erwiederte Lady Tyrwhit. „Meine verklärte Königin liebte die Prinzessin, und ich werde nicht unredlich an ihr handeln, sondern als mütterliche Freundin sie zu leiten suchen. Elisabeth dauert mich, sie mag auch Fehler begangen haben, aber unter uns gesagt, ich mißbillige entschieden die Rücksichtslosigkeit, womit man gegen Elisabeth verfahren ist. Sie sind beide frei, ihre Liebe ist kein Verbrechen mehr; nur der Neid gegen den Admiral konnte den Staatsrath zu einem so indelicaten Verfahren treiben."

„Zugegeben. Aber willst Du Deine Stelle niederlegen?"

„Nein, ich werde sie behalten, so lange es mir möglich ist, denn ich denke, Gott hat mir diese schwere Pflicht auferlegt. Vielleicht gelingt es mir, Elisabeths Abneigung zu besiegen, wenn ich auch auf ihre Liebe verzichten muß. Sie fühlt sich grundunglücklich, das steht auf ihrem bleichen Antlitze geschrieben; und wenn sie Seymour liebt — dann stehen ihr noch viele schwere Stunden bevor, denn ich erkenne wohl, daß es darauf abgesehen ist, ihm das Leben zu nehmen, wenn der König ihn nicht begnadigt."

Einige Tage später schrieb Sir Tyrwhit dem Regenten:

„Lady Elisabeth weint fast den ganzen Tag, und will sich nicht ob den Verlust ihrer Gouvernante trösten lassen. Die Liebe, welche sie zu ihr hegt, ist wunderbar. Mit meiner Frau spricht sie nichts, giebt kaum eine kurze Antwort auf eine Frage. Am meisten verkehrt sie mit Dr. Aſcham, obgleich sie wenig liest oder studirt. Sie ist besonders betrübt, seitdem sie erfahren, daß man Seymour's

Häuser und Vermögen confiscirt hat. Zum ersten Male vertheidigte sie ihn, als meine Frau absichtlich Seymour tadelte, in der Hoffnung Lady Elisabeth zum Reden zu bewegen. Wie sie eigentlich von ihm denkt, oder was sie von ihm hält, darüber ist es unmöglich Euer Gnaden zu berichten, da sie verschlossen und vorsichtig ist wie das Grab. Meines Dafürhaltens aber ist es eine Schmach, daß man allerlei schmutzige und ehrenrührige Verleumdungen gegen die Prinzessin im Lande verbreitet, wie zum Exempel, daß dero Gnaden heimlich von einem Kinde entbunden worden, das sie mit dem Admiral gezeugt haben soll. Man sollte solche Verleumder ausfindig machen und strenge bestrafen, als boshaft und unwahr."*)

Der Staatsrath war ebenso empört über diese Verleumdungen als Sir Tyrwhit und die arme Elisabeth. Ja, er versprach die härteste Strafe auszuüben, wenn Elisabeth die Urheber derselben bezeichnen könne. Aber das war nicht möglich; wer vermag immer die Quellen eines öffentlichen Gerüchtes zu entdecken? Es blieb der armen Prinzessin keine andere Wahl, als stillschweigend diese Bosheit zu ertragen, welche darauf berechnet schien, ihre bisherige Popularität zu untergraben.

Ein Monat nach der Gefangennahme begab sich der vollzählige Geheime Staatsrath nach dem Tower, wo Seymour vor Gericht erscheinen mußte. Man las ihm nicht weniger denn dreiunddreißig Anklagepunkte vor; unter diese gehörte „die verbrecherische Absicht auf die Hand der Prinzessin".

Am Schlusse der Vorlesung forderte der Präsident den Angeklagten auf, sich zu verantworten.

„Ich werde gar nicht darauf antworten, außer in einem öffentlichen Gerichte," lautete Seymour's Antwort.

„Ich ermahne Euch bei Eurem Eide als Unterthan," sprach der Reichskanzler.

„Erwartet von mir keine andere Antwort als ich vorhin gab," sprach Seymour trotzig.

Da er hierauf beharrte, berieth man jetzt, ob man ihn richten dürfe

*) Historisch.

nach den üblichen Gesetzen, oder den Fall dem Parlamente übertragen solle.

„Diese Sache ist für mich höchst schmerzlich," nahm der Protektor das Wort, „jedoch ist mir meine Pflicht gegen den König und das Reich heiliger, als das Blut meines Bruders oder meines eigenen Sohnes. Ich widersetze mich dem Gutdünken der Lords nicht."

Eduard wohnte dieser Sitzung bei. „Ich erkenne, daß wichtige und ernste Dinge, die hochverrätherisch sind, dem Admiral, meinem Oheim, zur Last gelegt werden müssen," sprach der junge König. „Da ich auch glaube, daß Euch Allen daran liegt gerecht zu richten, halten wir es nur für billig, und wollen, daß Ihr handelt nach Eurem Wunsche, meine Lords."

Der Rath stattete dem Könige Dank für diese Erlaubniß ab und beschloß ein Comite von Mitgliedern der beiden Häuser des Parlaments zu ernennen, vor dem Seymour erscheinen solle, um sich zu vertheidigen, so er es wolle.

Jetzt erst beantwortete Seymour einige der leichteren Anklagepunkte, z. B. daß er versucht habe, sich der Person des Königs zu bemächtigen; zweitens: daß er unter Eduards Gefolge Geld vertheilt, und dem Könige selbst gegeben habe, desgleichen, daß er Eduard bereden wollte in einem Briefe an das Parlament, sich über den Regenten zu beschweren. Seymour gestand sich hierin schuldig, dann aber als es sich um ernstere Anklagepunkte handelte, erklärte er kurz und verdrossen:

„Ich habe genug gebeichtet, ich antworte auf nichts mehr!"

Am folgenden Tage wurden die Anklageakte dem Hause der Lords vorgelegt. Die Richter erklärten Seymour einstimmig des Hochverraths schuldig. Dreimal wurde darüber debattirt, ehe man die Sache dem Unterhaus vorlegte.

Hier besaß Seymour viele Freunde und Anhänger, man fürchtete daher im Staatsrathe, daß unter den 400 Mitgliedern sich eine Majorität zu seinen Gunsten bilden möchte; aber es kam anders. Mit Ausnahme von 20 Stimmen, wurde das Urtheil des Oberhauses angenommen. Fünf Tage später sandte man das Urtheil an den Reichskanzler mit der Bitte, „daß die Gerechtigkeit gehandhabt werden möge."

Somerset wohnte der Berathung im Parlamente nicht bei; er bat, daß die Lords aus Mitleiden mit seinem Gefühle ihn der Pein überheben möchten, seines Bruders Verurtheilung beizuwohnen. Der König hatte sich ebenfalls geweigert, ferner den Sitzungen beizuwohnen, „so er nicht aus Jammer, des Todes werden müsse," sprach er weinend.

Somerset zeigte einen so heftigen Schmerz bei der Verurtheilung seines Bruders, daß der Staatsrath glaubte, er werde denselben entweder begnadigen lassen, oder ihn zu einer Flucht verhelfen. Lord Warwick rieth daher, dem Regenten den Zutritt zu seinem Bruder zu untersagen, und denselben dringlich an seine Pflicht zu mahnen. Diese Ermahnung war nicht überflüssig, denn bereits hatte Somerset heimlich mit dem trostlosen Könige, die Mittel zu einer Flucht besprochen. Er sollte nach Frankreich, und von dort aus nach einigen Jahren begnadigt werden.

Aber Warwick und Rutland der Kanzler, vereitelten diese Rettung, indem sie Seymour in eine festere Zelle brachten, und dem Gouverneur die strenge Anweisung ertheilten, unter keiner Bedingung eine Zusammenkunft der Brüder zu gestatten. Somerset rang in Verzweiflung die Hände, und selbst Lady Anne Somerset war betroffen, und empfand zu spät ernstliche Reue über ihr unschwesterliches Benehmen. Das Opfer war ruhiger und gefaßter als seine Richter.

Der Bischof von Ely erschien im Tower, wurde zu dem Gefangenen geführt, und kündigte ihm das Urtheil des Parlamentes an. Seymour vernahm dasselbe ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich erwartete es; ich wußte, daß mein Bruder nicht ruhen werde, als bis er mir auch noch das Leben genommen," erwiederte er.

Vergebens suchte der Bischof ihn davon zu überzeugen, daß er Somerset stets verkannt habe. „Lord Bischof, ich kenne meinen Bruder länger als Ihr, folglich besser. Schon als Knabe mißgönnte er mir die Zärtlichkeit meiner Mutter, später die Gunst Heinrichs VIII. und meines Neffen. Als der Schwächere unterliege ich der Gewalt, aber Fortunas Rad wendet und drehet sich, die Oben aufstehen, können auch nach Unten hin kommen, und umgekehrt. Heute stehen Somerset und meine Feinde Oben an — ich Unten; aber die Stunde wird schlagen, wo mein Blut gerächt werden wird, gerächt vielleicht durch

dieselben Richter, welche jetzt dem Bruder zu Lieb mich zum Tode verurtheilen."

„Lord, ich hoffe, Ihr scheidet mit versöhnten Herzen, wie es einem Christen geziemt. Wollet Ihr meine Dienste annehmen, die ich Euch als Priester antrage, und Euch auf den Tod vorbereiten? oder wünscht Ihr einen andern Geistlichen zu empfangen?"

„Hochwürden!" erwiederte Seymour lächelnd, „mein Leben lang verachtete ich Pfaffenfalschheit und Pfaffenunredlichkeit. Ich bin kein Feigling und bedarf keiner Gebete von Euch, um ohne Zagen dem Tode entgegen zu gehen."

„Wollet Ihr kein Gesuch um Gnade bei dem Könige einreichen?"

„Nein, denn Eduard ist ein Unmündiger; er muß thun, was meine Feinde verlangen. Ich habe nur einen Wunsch, den man mir abschlagen wird, nemlich meinen getreuen Kämmerer Sir John Harrington zu sehen, um diesem meine letzten Grüße an meine arme Mutter zu übertragen."

„Ich glaube, der Wunsch wird Euch gewährt werden, Lord, aber erst nachdem der König das Urtheil unterzeichnet haben wird."

„Armer Eduard! er ist noch ein zarter Knabe, und dennoch beschwert man sein Gewissen mit dem Todesurtheile seines Oheims. Lord Bischof, heißt Ihr eine solche Handlung eine christliche? Ich glaube, daß Ihr einen Mord an dem jugendlichen Herzen begeht."

Der Bischof schwieg verlegen; er hatte keine Antwort auf diese Frage und verabschiedete sich daher mit dem Versprechen, den Gefangenen noch einmal zu besuchen.

Die schwere Thür schloß sich hinter dem Bischof und dem Gouverneur des Towers, man vernahm deutlich das Vorschieben des eisernen Riegels.

„Sie sind fort, ich kann in Ruhe meine mühselige Correspondenz abschließen," sprach Seymour lächelnd vor sich hin. „Ich muß vollenden, bis Harrington kommt, er soll die Briefe übernehmen." Er trat hierauf an sein Bett, warf die Decken zurück und fuhr mit der Hand in die Matratze. Aus dieser brachte er ein kleines Päkchen von Papier hervor, und legte dasselbe auf den Tisch; aus dem offenen Camine zog er als-

dann ein Stück ganz verkohltes Holz, legte es auf den steinernen Boden, zertrat es, bis es zu einem feinen Pulver wurde, und schabte mit seinem Dolche von der inneren Seite der eisernen Caminstäbchen etwas Ruß, den er auf das Kohlenpulver schüttete. Dann holte er seinen Wasserkrug herbei, überträufelte die Masse damit, und rührte dieselbe mit der Spitze seines Dolches zu einem leichten, flüssigen Brei.

„So, damit wäre meine Dinte fabrizirt, jetzt an die Arbeit, so gut es meine Feder erlaubt.“

Der Admiral nahm jetzt ein paar kleine Blättchen Papier aus dem Pakete, kniete neben dem Dintenbrei nieder, breitete ein Blättchen auf dem Steinboden aus, und warf sich dann der Länge nach, glatt auf den Boden hin. Mit einer länglichen, fein gespaltenen, goldenen Agraffe tauchte er in die Dinte und beschrieb langsam das Blättchen. Das Letztere hatte er aus einem kleinen Portefeuille herausgerissen, daß er bei seiner Verhaftung bei sich getragen hatte. Aber die Schrift, obgleich ziemlich dunkel, war so klein und eng zusammengedrängt, daß sie nur mit großer Geduld und Anstrengung entziffert werden konnte. Es waren Briefchen an Lady Mary und auch an Elisabeth, welche der Admiral hier verfaßte. Beide Schwestern ermahnte er mit den eindringlichsten Worten, seinen Tod zu rächen, sowohl an dem Bruder wie an Lord Warwick, der ihn dem Staatsrathe verrathen habe.

Das letzte Blatt mußte etwas Besonderes enthalten, denn der Gefangene legte es nicht zu den Uebrigen. Er stand auf, schnitt sich mit dem Dolche ein feines Schleifchen Haar ab, legte es in das Blättchen und faltete das Letztere fein zusammen, dann verbarg er es in der Brusttasche seines sammtnen Gewandes. Das Päkchen einzelner Briefe wurde wiederum in die aufgetrennte Matratze geschoben, und die Decken als dann sorgfältig wieder geordnet. Jetzt entfernte er die Dinte so gut es anging mit einem Stückchen Brod, welches er vom Tische nahm. Nachdem er dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit vollendet, setzte er sich nieder und stützte sinnend den Kopf auf die Hand. Die Briefe wären geschrieben, dachte er, aber wie es anstellen, daß Harrington sie sicher aus dem Tower bringt! Man wird ihn durchsuchen bei seinem Aus- und Eingange. Lange saß er in Gedanken versunken, da fiel sein Blick

auf ein paar Schuhe von schwarzen Sammet, die man ihm aus seiner Garderobe hatte kommen lassen. Seymours Augen strahlten, er glaubte plötzlich einen Ausweg gefunden zu haben; er wollte die Blättchen zwischen dem Ueberzuge und dem weißseidenen Futter einer der Pantoffelartig gestalteten Schuhe verbergen. Es würde keinen Verdacht erregen, daß er Sir John dieselben schenke, wußte man ja, daß er des Admirals liebster Anhänger gewesen war.

Elisabeth vernahm die Kunde seiner Verurtheilung glücklicherweise zu erst von Dr. Ascham, sie hatte Zeit sich zu fassen, so daß sie mit äußerer Gleichgültigkeit die Trauerkunde von Sir Tyrwhit anhörte.

„Der Admiral mag die Todesstrafe verdient haben," sagte Lady Tyrwhit, „aber der König wird das Urtheil nicht unterzeichnen, noch weniger der Regent. Man wird dasselbe sicherlich zu einer lebenslänglichen Verbannung oder Gefangenschaft mildern."

„Beides wäre schlimmer als der Tod und schwerer für den Admiral zu ertragen," lautete Elisabeths Antwort. Dann nahm sie ein Buch auf und that als wäre sie eifrig in den Inhalt vertieft; aber die Buchstaben schwammen vor ihren Blicke wirr durcheinander, das ungestüm klopfende, stolze Herz drohte die enge Bande zu zersprengen. Sie war entschlossen, jede Theilnahme zu unterdrücken, welche ihre Liebe den Augen ihrer Aufpasser verrathen konnte, sie wollte es, und kostete der innere Kampf ihr das Leben. Mit qualvoller Spannung sah sie der Entscheidung des Königs entgegen. Mehrmals stieg der Gedanke in ihr auf, heimlich nach Westminster zu flüchten, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und um Gnade zu flehen; — aber Dr. Ascham, gegen den sie dieses aussprach, rieth ihr entschieden ab, da er überzeugt war, daß sie nur den König mehr erbittern würde, weil er sich auch von der Schwester hintergangen wähne. So blieb ihr nichts Anderes, als in stummer Ergebung das Ende abzuwarten.

27. Kapitel.

Seymour's Hinrichtung.

Sir W. Paget und der Reichskanzler standen vor dem jungen Könige. Auf dem Tische lag ein großes Schreiben, augenscheinlich der Unterschrift Eduards harrend, denn, obgleich Somerset Regent war, erforderte es die Förmlichkeit, daß des Königs Name unter den Staatsbefehlen figurirte.

Das aufgeschlagene Papier enthielt das Todesurtheil Seymour's. Die beiden Herren befanden sich bereits seit einer Stunde im Cabinette, ohne daß es ihnen gelang, den König zur Unterschrift zu bewegen.

„Ich kann und will den Bruder meiner Mutter nicht zum Tode verurtheilen," sprach abermals der königliche Knabe. „Er hat sich gröblich vergangen, aber nicht gegen meine Person; er wollte nur der Regentschaft ein Ende machen, worunter ich eben so laut mich beklagt habe. Die Regierung mag ihn verbannen, zu einer Gefangenschaft verurtheilen, den Tod soll er im Andenken an meine geliebte Mutter nicht erleiden."

„Majestät, Ihr habt vernommen, daß er Eure Mutter schwer durch seine Untreue gekränkt hat, ja, daß sogar aus dem Zeugnisse Lady Tyrwhits klar hervorgeht, der Admiral habe durch sein Benehmen den Tod der edlen Frau herbeigeführt. Der Umstand ist auch verdächtig, daß er in den Besitz von Lady Sudelys Vermögen gekommen, anstatt daß der Tochter das Erbe der Mutter zugefallen wäre."

„Das glaube ich nicht," rief Eduard aus. „Der Admiral war zu klug; er wußte wohl, daß er mehr durch den Tod seiner Gemahlin verlieren als gewinnen mußte. Lady Tyrwhit hat ebenfalls eingestehen müssen, sowie die übrigen Kammerfrauen, daß der Admiral niemals seiner Gemahlin den schuldigen Respect verweigerte, und daß Lady Katharine auf's Freundschaftlichste mit Elisabeth nach ihrer Trennung correspondirt habe. Nein, ich traue dem Oheim bei seinem Ehrgeize

eher zu, daß er selbst nach dem Besitze meiner Krone trachtete, als daß er seine Gemahlin unwürdig behandelte."

„Majestät, Ihr zwingt mich, Euch ein Geheimniß mitzutheilen, welches wir Eurem gefühlvollen Herzen gerne vorenthalten hätten," nahm der Kanzler das Wort. „Lady Katharine starb an einem langsam zehrenden Gifte, den der Admiral seiner Gemahlin mit den Arzneien des Arztes vermischte. Wir haben die sichersten Beweise von Seymour's Schuld, für einen Mord aber steht der Tod als Sühne; diese Sache ist allgemein bekannt unter den Landleuten in der Umgebung von Sudely. Es würde einen ungünstigen Eindruck von der Gerechtigkeit Eurer Majestät auf das Volk machen, wenn Ihr einen gemeinen Mann zum Tode verurtheiltet, den Oheim, der dasselbe Verbrechen begangen, begnadigen würdet. Vor den Gesetzen soll jeder gleich sein; der Vornehme wie der Arme."

Eduard wurde so bestürzt durch diese Worte, daß er am ganzen Körper bebend, sich an dem Tische stützen mußte.

„Lords, Ihr seid von Eurer Aussage überzeugt?" fragte er mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme.

„Wir sind es Alle, Majestät," erwiederte Paget. „Im Staatsrathe herrscht die allgemeine Ansicht, daß Lady Katharine keines natürlichen Todes gestorben ist, sondern daß der Admiral ihn herbei führte, um aus dem sterbenden Opfer das Testament zu erpressen. In dem Letztern heißt es ja auch: „ich bin beredet worden, daß ich sterben muß," mit anderen Worten gezwungen."

Wäre Eduard älter gewesen, er würde verlangt haben, daß glaubwürdige Zeugen diesen Verdacht bestätigten, aber die schlauen Räthe rechneten auf des Knaben leidenschaftliche Liebe zu seiner Stiefmutter, und dessen erste Aufwallung von Zorn und Entrüstung. Diese Anklage war der letzte Trumpf den sie ausspielen wollten, falls der König auf die Begnadigung des Gefangenen bestehe. Es war eine List, eine Lüge, welche der Teufel *selbst* ihnen eingegeben hatte, denn es glaubte in Wahrheit Niemand daran, wie der strenge Reformator Latimer in seinen Briefen bezeugt. Niemand glaubte daran; das Gerücht entstand

durch die Bosheit Lady Somerset's, aber die Wirkung dieser Lüge war eine fruchtbare bei Eduard.

„Wenn es wahr ist, daß er meine Mutter vergiftet hat, dann soll ihm die Todesstrafe auch nicht geschenkt sein!“ rief er aus. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben! Ich vergebe dem Oheim, was er an mir persönlich verbrochen, aber als treuer Sohn will ich den Tod meiner Mutter rächen; Gott vergebe mir, wenn ich eine Sünde begehe, ich kann nicht anders!“

Lord Rutland tauchte hastig die Feder ein und schob sie in die Hand des Königs, während Paget ihm mit dem Finger die Stelle zeigte, wo er seinen Namen niederschreiben solle.

Der Knabe unterzeichnete mit fieberhafter Hast, aber kräftigen Zügen, das Bluturtheil. —

„Nehmt das Papier hinweg!“ schrie er plötzlich mit den Gebehrden des Schreckens. „Ich kann es nicht mehr sehen, es riecht nach Blut! Mutter, Mutter, ich habe Deinen Tod an Deinem Mörder gerächt,“ sprach er dann halblaut, wie im Traume. „Nicht stirbt er um der Sünde Willen, die er gegen mich begehen wollte. O, mein Gott, daß die Liebe zu Dir, Du Herrliche, Deinen Sohn zwingen muß, das erste Bluturtheil zu unterschreiben, das Urtheil des Mannes, den wir Beide so innig liebten!“

„Nein, die Liebe zur Mutter soll den Gemahl vom Tode retten,“ sprach hier plötzlich eine zarte, lieblich kindliche Stimme.

Eduard wandte sich bestürzt um.

„Jane, meine geliebte, süße Jane!“ rief der Knabe mit einem hellen Freudenschrei aus, dann umschlang er die zarte, schüchterne Gestalt, und küßte in kindlicher Erregung die Gespielin auf die rosigen Lippen. Er bemerkte in seiner Freude nicht, daß Sir John Cheke mit dem Oberkämmerer Fowler, lächelnde, bedeutsame Blicke wechselten.

„Wie kommst Du aber hieher, und wer begleitete Dich?“ fragte Eduard, seine Cousine noch immer mit dem rechten Arme umschlungen haltend.

„Majestät —“.

„Nenne mich Eduard; ich will bei Dir vergessen, daß ich als König so elend bin."

„Der Regent forderte meine Mutter auf, daß sie mich an Dich absende, Vetter Eduard," antwortete Jane schüchtern. „Ich komme als Bittende, als eine um Gnade Flehende für den —"

„Vater," unterbrach sie rasch der königliche Knabe. „Sei ruhig, lieb Herzchen, Dein Vater soll freigesprochen werden, und auch Lord Parr, denn wenn der Staatsrath einem elenden Betrüger und Verräther, wie Sharrington, die Freiheit schenkt, da sollen Männer, wie Dein Vater und Lord Parr, nicht leiden. Das ist bereits beschlossen, darum sei ruhig," und er küßte sie wieder zärtlich.

„Ich danke Dir für dieses Wort, welches bestätigt, was der Regent meiner Mutter bereits gemeldet hat. Ich kam also nicht zu Dir, allein um Gnade für meinen Vater zu erflehen, sondern für den Gemahl Deiner geliebten Mutter und meiner liebsten Freundin, über den das Todesurtheil gesprochen worden ist."

Eduards vor Freude geröthete Wange wurde blaß; er bedeckte sich die Augen mit der Hand, indem er leise sagte:

„Bitte nicht für ihn, er muß sterben!"

„Nein, nein, er muß nicht; wenn Ihr das Todesurtheil nicht unterzeichnet, dürfen sie ihn nicht hinrichten," rief Jane aus. Dann sich dem Könige plötzlich zu Füßen werfend, setzte sie mit ergreifender Innigkeit hinzu:

„Er darf nicht sterben, Eduard! Eure Mutter bittet Euch durch mich um Gnade für den Gemahl, den sie im Leben mehr liebte als Alles was sie besaß. Denke, daß sie jetzt an meiner Stelle vor Euch knieen würde, mit Thränen Euch beschwörend, Gnade zu üben! Eduard, mein theurer König, erhöre mein Flehen, so Du selbst einst vor Gott in Deiner Sterbestunde Gnade erwartest, bewahre Deine Hand und Deine Seele rein von dem Blute Deines besten Freundes, des Gemahles Deiner Mutter. Wenn er fehlte, geschah es auch aus Liebe zu Euch und mir; Du weißt, er wollte unser Glück begründen, Dir zu Deiner Selbstständigkeit verhelfen. Darum hassen ihn Regent und Staatsrath."

„Ich habe ihm seinen Verrath gegen die Gesetze des Landes vergeben, Jane — aber einem Mörder darf ich nicht vergeben, mein Volk würde mich verachten."

„Mörder!" wiederholte Jane bestürzt. „Seymour hat keinen Mord begangen!"

„Er hat meine Mutter, seine Gemahlin, vergiftet, um ihr Vermögen zu erben!"

„So wahr ich lebe, Du bist falsch berichtet worden," rief Jane, mit ungewohnter Energie aufspringend. „Man hat Dich betrogen, belogen, Vetter; seine Feinde haben die nichtswürdige Anklage ersonnen, um Dein Herz gegen den geliebten Oheim zu verhärten!"

Sir John Cheke und Fowler waren heftig bei Eduards letzten Worten zusammengefahren, denn sie standen dem jugendlichen Paare ganz nahe. Cheke trat vor, und sagte in seiner ruhigen, entschiedenen Weise:

„Majestät auf ein bloßes Gerücht hin, darf Keiner verurtheilt werden, das ist gegen die Gesetze eines christlichen Volkes."

„Der Kanzler sagte, er habe klare Beweise!"

„Dann verlanget Ihr, daß man Euch diese Beweise vorlege, Majestät, und daß die Anklage öffentlich geprüft werde. Diese Gerechtigkeit kann der Admiral fordern, so gut wie der gemeinste Verbrecher. Die Hinrichtung muß verschoben werden, bis man die Leiche der Königin durch glaubwürdige Aerzte untersucht hat. Spuren von Gift bleiben unverwischbar auch nach längerer Zeit."

„Majestät, ich bitte ebenfalls um diese Gnade," sagte Fowler, vor dem Könige niederknieend.

„Und ich mein hoher Freund," bat Jane schmeichelnd, und die Hand des Königs an ihre Lippen drückend. „Du sagtest oft, Du liebtest mich, Eduard, könntest mir keine Bitte abschlagen, wolltest mir selbst Deine Krone schenken, wenn ich sie wollte! Ich verlange nichts für mich — nur Gnade für den Unglücklichen, den seine Richter verderben wollen! Der sterbende Heiland vergab seinen grausamen Mördern seinen Tod am Kreuze — folge Du dem Beispiele des Heilandes nach; übe Gnade

aus — dem Könige steht das schöne Recht zu, den Verbrecher zu begnadigen, selbst im letzten Augenblicke!"

„Deine Bitten kommen zu spät!" stieß Eduard leidenschaftlich aus. „O Jane, Jane, warum standest Du mir nicht zur Seite, als ich das grausenhafte Papier unterschrieb!"

Jane stieß einen Schrei aus, und sank dem Könige zu Füßen —

„Sage es nicht, Eduard, sage daß ich falsch verstanden habe; Deine Hand konnte den Oheim nicht dem Henker übergeben."

„Ich habe es gethan — so eben —" sprach dumpf der kleine König.

„Gott sei seiner Seele gnädig," sprach Fowler sich erhebend.

Cheke warf einen Blick unaussprechlichen Schmerzes auf den geliebten Zögling, der wie ein Bild der Verzweiflung vor der lautweinenden Jane stand. Der Gelehrte trat zu ihm hin und ergriff des Knaben eisigkalte Hand.

„Majestät, noch ist Seymour nicht verloren, Euer Wort dürfet Ihr nicht zurücknehmen, aber — Ihr könnet auf der Richtstätte den Gnadenboten erscheinen lassen. Haltet aber diesen Vorsatz geheim, auf daß der Staatsrath die Hinrichtung nicht beschleunige. Wann soll sie stattfinden?"

„Ich weiß es nicht, ich mochte das Urtheil nicht mehr lesen; ich glaube aber, der Tag war noch nicht bestimmt."

„Desto besser. Ich oder Fowler werden uns auf Kundschaft legen, und danach handeln."

„Nicht wahr, Du wirst es thun, Eduard, wirst den Oheim nicht sterben lassen?" bat Jane. „Deine liebe Hand soll nicht mit seinem Blute befleckt werden, ich möchte sie nie mehr küssen, wie ich so gerne thue. Sie ist so weiß und zart, soll nur Gnade und Liebe spenden. Blicke mich liebreich an, lieber Eduard, und entlasse mich mit frohem Herzen!" bat das junge Mädchen im Tone ehrerbietiger und doch kindlicher Zärtlichkeit.

Der König bückte sich und hob die Gespielin von ihren Knieen auf.

„Du liebes, sanftes Engelskind, o wärest Du doch immer um mich! Mein Leben ist so öde, so traurig; Alle sterben oder werden mir

untreu, die ich geliebt habe. Wenn Du nicht lebtest, Jane, dann möchte ich in der stillen Gruft neben meiner Mutter liegen!"

„Es ist Dir Niemand untreu geworden, lieber Eduard, selbst Seymour nicht."

„Aber Elisabeth, die ich so liebe und achte, hat mit dem Oheim sich gegen mich verbündet. Sie wußte, daß sie ihn nicht heirathen dürfe, und doch nahm sie ohne mein Wissen seine Bewerbung an."

„Ich sehe nicht ein, warum Elisabeth nicht seine Gemahlin werden dürfte," bemerkte Jane nachdenklich. „Vielleicht verstehe ich die Sache nicht, bin noch zu jung dazu, aber Lady Katharine sagte einmal zu mir und Lady Tyrwhit, wenn sie im Kindbett sterbe, wünschte sie, daß der Admiral Elisabeth zu seiner zweiten Gemahlin nehmen möge, und diese ihrem Kinde eine gute Mutter sei."

„Das sagte die Mutter, Jane — unmöglich!" —

„Ei gewiß, lieber Eduard, ich täusche mich nicht."

„Ach, wenn ich das früher gewußt hätte, dann wäre Vieles anders geworden," sagte Eduard. „Glaubst Du denn, daß Elisabeth ihn wirklich liebe?"

„Nun, das kann ich nicht gewiß sagen," erwiederte Jane. „Du weißt, Elisabeth ist stolz und zurückhaltend, sie blickte immer auf mich herab, weil ich jünger bin; aber Lady Tyrwhit und Lady Lane behaupten, sie liebe ihn ernsthaft, wie wir uns lieben. Darum denke ich, würde sie gerne seine Gemahlin geworden sein."

„Man sagt häßliche Dinge gegen Elisabeth aus, die ich gar nicht wiederholen mag," sagte Eduard.

„Diese sind eben so unwahr wie das Gerücht, daß Seymour seine Gemahlin vergiftete. Elisabeth ist viel zu stolz und edel, um sich ihrer Würde zu entäußern: ich hörte mehrmals, wie sie den Admiral ausschalt, weil er sie immer küssen wollte. Sie sagte, es gezieme sich nicht, und sie leide es auch nicht mehr von ihm."

„Es freut mich, dieses von Euch zu hören, Lady Jane," erwiederte Sir John Cheke. „Ich habe immer ihre Parthei genommen, wenn Seine Majestät gegen die Schwester aufgereizt wurde."

„Ein weiterer Grund, um Seymour zu begnadigen, mein lieber Vet-

ter," fuhr Jane fort. „Um Elisabeths Willen darf er nicht den Tod eines Verbrechers sterben, und Du wirst liebevoll gegen sie sein, nicht wahr?"

„Ja, ich verspreche es Dir," erwiederte Eduard. „Sobald Seymour's Schicksal entschieden ist, schreibe ich an sie, und lade sie zu mir ein. Dann will ich von Elisabeth selbst die Wahrheit vernehmen."

„Das ist lieb von Dir," erwiederte Jane mit glücklichem Gesichte. „Nun bist Du wieder der freundliche Vetter Eduard, und meine liebe, gerechte Majestät. Nun bitte ich aber, mich in Gnaden zu entlassen, Majestät," setzte sie mit einem lieblich neckischen Lächeln hinzu, „die gute Lady Seymour erwartet mich mit schmerzlicher Ungeduld, die arme, arme Mutter. Die Nachricht hat sie fast getödtet, man brachte sie mehr todt als lebendig hier an."

Eduard wollte sich noch gar nicht von seiner Cousine trennen, aber Cheke stimmte Jane bei, daß sie jetzt gehen müsse, ihr Besuch falle sonst sehr auf, und könne Verdacht bei dem Staatsrathe erwecken, wenn man sie erkenne.

Jane hatte sich als Sir Johns Nichte bei diesem einführen lassen, welche den Oheim manchmal zu besuchen pflegte. Da sie bei der Großmutter des Königs wohnte, konnte Eduard sie dort sehen; es verstand sich von selbst, daß er der Matrone einen Besuch abstattete.

So nahmen sie Abschied. Cheke geleitete die in ihrem Schleier verhüllte Jungfrau hinab ans Portal, wo eine Sänfte ohne Wappen der Kleinen wartete.

Trotz ihrer Verhüllung mußte Lady Jane doch erkannt worden sein, denn der Staatsrath erfuhr, daß sie den König aufgesucht habe, um die Freiheit ihres Vaters zu erbitten. Daß sie auch um Seymour's Begnadigung nachgesucht, erfuhren sie nicht, das böse Gewissen aber sieht überall einen Grund zum Argwohn. Seymour's Urtheil war zwar unterschrieben, aber dennoch schwebte der Staatsrath in steter Sorge, es möchte irgend ein unvorhergesehenes Wunder sich ereignen, um ihm das Opfer zu entreißen.

Eduard beobachtete auch nicht die nöthige Vorsicht; seine Entrüstung über die Verleumdung, durch welche man ihm seine Unterschrift ab-

gelockt, verleitete ihn zu der Bemerkung: „er fange an Zweifel zu hegen, ob Seymour wirklich den Tod verdient habe.“

„Wir müssen unsere Vorkehrungen treffen,“ sagte Lord Warwick zu seinen Collegen, „oder der König vereitelt die Hinrichtung. In zwei Tagen reitet er nach Hampton Court — die Hinrichtung ist auf den vierten Tag festgestellt.“

„Aus Rücksicht auf das Gefühl des jungen Königs, dürften wir die Hinrichtung vollziehen lassen während seiner Abwesenheit; oder wenigstens müssen wir die Stunde vor ihm geheim halten,“ fiel Rutland ein. „Ich rathe überhaupt eine frühe Stunde zu wählen, damit die Hinrichtung weniger bekannt werde. Man kann nicht wissen, ob nicht einige von seinen Piraten heimlich in der Stadt verborgen sind, und diese nicht einen Rettungsversuch wagen.“

Eduard verließ London nicht. Der Tag der Hinrichtung brach an; eine Stunde vor der angezeigten Todesstunde verließ Fowler auf einem schnellen Pferde Westminster, in seiner Tasche verbarg er das königliche Begnadigungsdecret. Er gedachte bis in die unmittelbare Nähe des Schaffots durchzudringen, und das Signal zu geben, sobald Seymour das Schaffot bestieg. Es mußte dann unmöglich sein, ihn zurückzutreiben. Er hatte Tower Straße erreicht, ohne Aufenthalt; denn er legte im raschen Trabe den halbstündigen Weg von Westminster zurück. Hier mußte er langsamer reiten, die Menschenmenge wurde immer dichter; es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als im Schritte vollends bis zum Tower Hill vorzudringen.

Jetzt kam er fast bis an die Ausmündung des viereckigen Platzes, in deren Mitte der berüchtigte Hügel vor dem Tower sich befand. Er gewahrte, sich im Sattel erhebend, das hölzerne Gerüst und dann den Block, aber noch keinen Gefangenen; er kam also zur rechten Zeit an.

„Lieben Leute!“ rief er den Nächststehenden zu, „seid so gut und macht mir Platz, ich wünschte dem Schaffot so nahe zu kommen, daß ich den Gefangenen deutlich sehen kann!“

„Dazu kommt Ihr zu spät!“ erwiederte ein derber Handwerksmann.

„Zu spät, es ist noch nicht elf Uhr!“

„Freilich, aber die Hinrichtung fand schon um zehn Uhr statt. Der Henker hat sich bereits entfernt, Alles ist vorüber!“

„Das ist ein Betrug!“ stieß Fowler blaß und entsetzt hervor. „Wißt Ihr, was eine Veränderung veranlaßte?“

„Nichts weiter, als daß die Herren von der Regierung Argwohn gefaßt hatten, der König gedächte, den Admiral zu begnadigen — was ganz natürlich gewesen wäre,“ setzte der Mann hinzu. „Es sieht unserm guten, kleinen Könige gar nicht gleich, daß er dem einen Bruder gestattete, den Andern durch den Henker sterben zu lassen.“

„Nein gewiß. er wollte es nicht, ich überbringe ein Begnadigungsdecret! Seht, hier ist es,“ setzte Fowler hinzu, das Papier hervorziehend.

„Gott erhalte König Eduard!“ riefen die zunächst Stehenden herzlich aus.

„Es ist eine Sünde, daß man den jungen Knaben so frühe zu einem Todesurtheile verleitet!“ rief eine derbe Bürgersfrau aus. „Na, ich sage nur, die Herren von der Regierung sollen sich vorsehen; wenn Seine Majestät es so leicht nimmt mit dem Kopfabschlagen, dann könnte es ihm einfallen, ihre Köpfe auch dem Henker zu überantworten. Ist ein altes Wort: wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden!“

„Wie benahm sich der Gefangene?“ fragte Fowler. „War er gefaßt?“

„Mehr als gefaßt! Er sprang so muthig auf das Gerüst, als ginge es zum lustigsten Tanze!“ lautete die Antwort. „Er hat auch nicht gezuckt, obgleich der Henker zweimal ausholen mußte, ehe der Kopf auf den Sand rollte! War ein grausenhafter Anblick, werd's mein Leben lang nicht vergessen! Ob der Admiral den Tod verdient hatte, oder nicht, können wir natürlich nicht beurtheilen, weil man ihm kein öffentliches Gericht erlaubte, wie's doch sonst üblich in England ist!“

„Es war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit,“ riefen mehrere Leute. „Wollt Ihr jetzt noch weiter reiten, Sir?“ fragte ein Mann. „Wir wollen Euch Platz machen!“

„Nein, nein; ich habe hier nichts mehr zu thun,“ erwiederte Fowler

schmerzlich bewegt; will zurück, unserm Könige die Nachricht bringen, aber ich fürchte, sie bricht ihm das Herz!"

„Warum unterschrieb er denn das Urtheil?"

„Der König ist unmündig, er muß thun, was die Regierungsräthe ihm rathen und befehlen!"

„Ja, so ist's, den König trifft kein Vorwurf; aber wenn der Regent die Hand geboten hat, den Tod seines Bruders zu befördern, na, dann gebt Acht, ob wir nicht noch einmal hier zusammentreffen, um seiner Hinrichtung beizuwohnen! Gott rächte Abels Blut auch an Kain, Herr!"

Fowler suchte jetzt vorsichtig sein Pferd heimwärts zu lenken.

Als er noch im Vorgemach war, erkannte Eduard seinen Tritt, sprang auf, und riß selbst die Portière mit fieberhafter Spannung auseinander.

„Er ist gerettet!" rief er zuversichtlich aus.

Fowler zog den Brief hervor, und zeigte das unerbrochene Siegel.

„Mein Gott, was wollt Ihr sagen, Fowler?" sagte Sir John Cheke erblassend.

„Ich kam zu spät, Eure Majestät — die Hinrichtung war längst vorüber! Die Herren hatten sie ohne unser Wissen, eine Stunde früher vollziehen lassen!"

Eduard stand wie vernichtet. Nach einigen Minuten faltete er die durchsichtigen Hände, richtete die thränenfeuchten Augen aufwärts, und sprach: „Geist meiner Mutter, zürne mir nicht! Du weißt, ich wollte ihn retten — aber es war Gottes Wille, daß das Urtheil an ihm vollstreckt wurde!" — — —

Ob Lord Seymour unschuldig die Strafe erlitten, darüber ließen sich bald zwei sehr verschiedene Urtheile vernehmen. Als aber der Verräther und Betrüger Sharrington kurz nachher frei entlassen, ja sogar in seine Stelle wieder eingesetzt wurde, da ward der Tadel ein Allgemeiner von Seiten der Bürger und des Landvolks. Viele, die vorher für Seymours Tod gestimmt hatten, äußerten laut, daß er ungerechter Weise verurtheilt worden.

Sir John Harrington, der treue Folger seines Herrn, hatte den-

selben am letzten Morgen bis auf's Schaffot begleiten dürfen. Nachdem Seymour bereits ihm den Mantel gegeben, und vor dem Blocke niederzuknien im Begriffe stand, wandte er sich noch einmal zu seinem Freunde mit den Worten:

„Vergiß die Briefe nicht!"

Unglücklicher Weise vernahm einer der beiden Kronbeamten die Ermahnung. Als die Hinrichtung vorüber war, und Sir John mit dem Karren, worauf die Leiche seines Herrn lag, in dem innern Hofe des Towers anlangte, wurde er ergriffen, und in ein Zimmer geführt, wo man ihn gründlich durchsuchte. Man fand nichts, als den feinen Sammetschuh. Dieser Gegenstand erregte begreiflich Verdacht; Lord Warwick zerschnitt ihn mit seinem Dolche, worauf die geheimen Blätter zum Vorschein kamen. Harrington wurde zwar entlassen, aber die Briefe blieben in dem Besitze des Geheimen Staatsrathes, und längere Zeit auch vor den beiden Prinzessinnen geheim.

Geschah es aus Bosheit, oder in der Hoffnung, durch die Ueberraschung des Augenblicks ein Wort zu vernehmen, was die Spione, der Regierung ihren Besolder, hinterbringen konnten, daß Tyrwhit der Prinzessin Elisabeth die bevorstehende Hinrichtung geheim hielt? Wir müssen diese Frage unbeantwortet lassen; aber die Erwartungen wurden nicht erfüllt, sie scheiterten an Elisabeths wahrhaft staunenswerther Selbstbeherrschung.

„Lady Elisabeth, soeben ist ein Courier angekommen, welcher mir die Nachricht überbringt, diesen Morgen hat die Hinrichtung des Admirals, Lord Thomas Sudely, stattgefunden."

Mit diesen Worten redete Tyrwhit die junge Dame an, während sie über einen Stickrahmen gebückt saß.

Lady Tyrwhit warf ihrem Gatten einen unwilligen Blick zu, dann sah sie mitleidig auf die Prinzessin.

Elisabeth zeigte keine Spur von Bestürzung, außer daß die Nadel welche sie führte, ihrer zitternden Hand einen Augenblick entsank. Aber gleich darauf arbeitete sie scheinbar ruhig weiter.

„Dann starb heute ein Mann, der viel Geist, aber wenig Ueberlegung besaß." *)

Das waren die einzigen Worte, welche sie sprach. Auch den folgenden Tag fiel sie nicht einen Augenblick aus ihrer Rolle, ja sie zwang sich sogar, mehrere Stunden in Gegenwart der ihr verhaßten, neuen Gouvernante, mit ihren Studien zuzubringen. Jeder Versuch Lady Tyrwhit's, ein freundlicheres Verhältniß herzustellen, war bisher gescheitert, obgleich bereits mehrere Wochen verflossen waren seit ihrem Eintritte.

Am zweiten Abende, während Elisabeth sich von Mlle. Montjoie, ihrer Lieblingszofe, auskleiden ließ, schob diese ihr ein feines Papierchen in die Hand.

„Es ist der Abschiedsgruß vom Admiral, Lady Elisabeth," sagte leise die Zofe. „Sir John Harrington hat den Courier bestochen, daß er es mir für Euch übergebe. Es war nicht möglich, es Euch früher zu geben, weil ich Euch nicht allein treffen konnte."

Elisabeth sprach kein Wort, ließ sich ihren seidenen Nachtmantel umwerfen, und verschloß sich in ihr Schlafgemach, um ungestört das Briefchen zu lesen. Heiße Thränen benetzten die Haarlocke und die letzten Worte des Geliebten, dessen Liebe zu ihr Beiden so viel Leid gebracht hatte! Nach einiger Zeit hatte sie den Brief, oder vielmehr das Blättchen gelesen; dann verschloß sie es in ihrem Schmuckkästchen.

„Ich werde Deiner Ermahnung eingedenk bleiben," sagte sie leise und schluchzend. „Ich werde mein Gelübde halten, nie eines Andern Gattin werden! Aber auch bei dieser heiligen Reliquie schwöre ich, kein Mittel zu scheuen, um Deine Mörder und meine Feinde zu stürzen! Du sollst glänzend gerächt werden, mein Geliebter, an dem falschen Bruder, an Warwick — an Allen, an Allen!"

Am folgenden Morgen erschreckten die Zofen, Lady Tyrwhit und Sir Thomas mit der Nachricht, Lady Elisabeth liege in heftigem Fieber, und rede irre.

„Ach! ich sah es kommen!" sprach Lady Tyrwhit theilnehmend.

---

*) Geschichtlich.

„Keine menschliche Seele konnte diesen unnatürlichen Zwang, die Unterdrückung des Gefühls ertragen!"

„Also hat sie ihn doch geliebt!" rief Sir Thomas schadenfroh aus.

Lady Tyrwhit erwiederte nichts, sondern begab sich sofort zu der Kranken. Elisabeth erkannte sie nicht; sie erschien heftig aufgeregt, und stieß unzusammenhängende Reden hervor. Noch im Laufe desselbigen Tages erklärte der Hausarzt den Zustand der Prinzessin für lebensgefährlich. Ein Courier wurde sogleich an den König, wie an den Regenten expedirt.

„Doctor," sprach Lady Tyrwhit zu dem besorgten Hausarzte, in Gegenwart der beiden Zofen, „ich bitte Euch, strengen Befehl zu ertheilen, daß Niemand außer uns das Zimmer betrete, so lange die Prinzessin noch im Fieber redet! Versteht mich wohl, Herr! ich schließe selbst meinen Gemahl nicht bei dem Verbote aus. Ich habe längst Elisabeths Seelenzustand und Kampf erkannt, obgleich sie sich weigerte, mir Vertrauen zu beweisen. Ich will jetzt zeigen, daß ihr Argwohn gegen mich ungegründet war, und schwöre bei Allem, was uns Allen heilig ist, daß ich niemals — auch meinem Gatten nicht — ein Wörtlein von dem verrathen werde, was ich jetzt von der Kranken vernehme."

Der Arzt und die beiden Zofen küßten dankbar der strengen Dame die Hände.

Lady Tyrwhit hielt ihr Wort; sie bewachte auf's Strengste den Zutritt zu der Kranken, und widmete derselben die unermüdlichste Pflege und zarteste Aufmerksamkeit. Der Regent sandte erschrocken, nicht nur die besten Aerzte zur Pflege, sondern auf Eduards Befehl mußte auch der Leibarzt der königlichen Familie, Dr. Wendy, zur Schwester eilen, und bei ihr bleiben, bis die Macht des Fiebers sich brach, und langsam die klare Besinnung wieder zurückkehrte.

Als sie zum ersten Male um sich blickte, hafteten Elisabeths Augen furchtsam und ängstlich auf der Gestalt Lady Tyrwhits, welche am Fuße des Bettes stand.

„Käthe! wo ist sie?" fragte Elisabeth leise.

Dr. Wendy faßte die Hand der Gouvernante, zog dieselbe zu Elisabeth hin, und legte deren fieberheiße Hand in die Lady Tyrwhits.

„Euer Gnaden," sprach der ehrliche Freund ihres Hauses, „nächst dem Himmel verdanket Ihr es der treuen, mütterlichen Pflege dieser edlen Dame, daß Ihr am Leben erhalten seid!"

Elisabeth sah ihre Gouvernante zweifelnd und mißtrauisch an.

„Lady Elisabeth, verbannt Euren Argwohn gegen mich," bat Lady Tyrwhit mit weicher Stimme. „Glaubt mir, ich bin nicht das, wofür Ihr mich haltet, ich bin keine Spionin. Euer Schmerz ist mir nicht verborgen geblieben, aber Ihr stießet meine mütterliche Theilnahme stets zurück."

„Lady Katharine liebte und achtete Euch! Vergebt mir — mein Schmerz, meine Sehnsucht nach Mrs. Ashly verblendete mich, und dann Euer Gemahl! O wie hat er mich gekränkt und gefoltert!"

„Ich billige sein Benehmen nicht, aber Ihr wißt, eine Frau muß sich in Vieles fügen, Lady Elisabeth."

Die Prinzessin reichte ihr stumm die Hand. Lady Tyrwhit drückte sie mit Innigkeit. — Von jenem Tage an war der Bund zwischen Beiden besiegelt. Elisabeth mußte bald nicht nur ihrer Gouvernante für leibliche Pflege dankbar sein, sondern sie fand in deren Gesellschaft eine nie erschöpfende Quelle gediegener Unterhaltung, denn Lady Tyrwhit war nicht nur praktisch und verständig, sondern besaß eine vielseitige Bildung, und lebhaften Sinn für Alles Wissenschaftliche. Vor allen Dingen aber gewann sie einen dauernden, moralischen Einfluß über ihre Elevin durch ihre ernste, gläubige, christliche Gesinnung. Elisabeth war, wie wir wissen, noch sehr schwankend in ihrer religiösen Ueberzeugung. Diese wurde fester und klarer. Tyrwhit war, wie wir schon erwähnt haben, eine sehr entschiedene Calvinistin; sie suchte nach Kräften das religiöse Element zum Hauptgegenstand der Unterhaltung zu machen. Bald bekannte sich Elisabeth ebenfalls zu der calvinistischen Glaubenslehre der Rechtfertigung durch die Gnade, zu Calvins Erklärung des heiligen Abendmahles, und zur Lehre der Prädestination. Die Frauen lasen theologische Schriften mit einander, und verglichen die Doctrinen mit denen des Lutheranismus.

Aber es währte lange Zeit, ehe Elisabeths Kräfte ihr ein regelmäßiges Studiren erlaubten. Viele Monate lang blieb sie so hinfällig,

und körperlich geschwächt, daß die geringste Anstrengung von dem Arzte verboten wurde. Ihre Lebenskraft schien gebrochen durch den heftigen Schmerz der Wunde, welche der Tod Seymours ihrer Seele beigebracht hatte. Die Wunde hörte zwar auf zu bluten, aber die Erinnerung war zu frisch und lebendig, um eine gänzliche moralische Genesung zu erwarten. Dazu gesellte sich noch immer die nagende Sehnsucht nach ihrer vertrauten und heißgeliebten Käthe Ashly. Wie sehr sie Lady Tyrwhit achten und schätzen lernte, die strenge, ernste Frau vermochte Käthe's Stelle nie zu ersetzen. — Ihr langes Siechthum erweckte bei Vielen die alte Liebe für Elisabeth, welche eine Zeit lang geschwiegen hatte. Eduard empfand die herzlichste Theilnahme mit ihr, schrieb ihr die zärtlichsten Briefe, und versorgte sie mit Allem, was seine eigene, bescheidene Kasse gestatten wollte. Aber auch Somerset fühlte Gewissensbisse, und empfand mit einer Röthe der Beschämung, wie unzart er das junge Mädchen behandelt hatte. Um sich mit ihr zu versöhnen, ließ er unaufgefordert ihr die Schenkungsurkunden über den lebenslänglichen Besitz ihrer Ländereien zustellen, wobei er die weniger ergiebigen Güter gegen bessere umtauschte, und dadurch ihre Einkünfte wesentlich erhöhte. Besuche von Lady Anna von Cleven, Lady Jane, und ihrer Schwester Mary, erheiterten zeitweise die Einförmigkeit des Krankenzimmers. Dennoch vergingen anderthalb Jahre, ehe die Gesundheit Elisabeths zu der Hoffnung berechtigte, sie werde am Leben bleiben, ihre leiblichen und geistigen Kräfte wieder erlangen.

Daß sie ihrem Schwure treu blieb, und auch als vielberühmte Königin später jede Heirathsbewerbung ausschlug, wissen wir aus der Geschichte. Daß sie aber ebenfalls ihren Schwur — den Tod des Geliebten zu rächen — hielt, werden wir noch beweisen!

Einen Beweis, daß Elisabeth Seymours Andenken heilig hielt, liefert die Thatsache, daß Sir John Harrington eine angesehene Stelle am Hofe bekleidete, und es wagen durfte, an ihrem fünfzigsten Geburtstage ihr ein Porträt des Admirals zu übergeben. Elisabeth belohnte ihn reichlich dafür.

28. Kapitel.

Die blutige Opposition gegen das Kirchenbuch.

Während Elisabeth in ländlicher Zurückgezogenheit auf ihrem Gute lebte, nur mit ihrem eigenen, individuellen Kummer zu kämpfen hatte, sah der Regent von allen Seiten die schwierigsten Verhältnisse sich um ihn entwickeln. Außer der Einführung des neuen Kirchenbuches hatte er noch nichts zur Hebung der Landeswohlfahrt bezweckt, und noch keine wesentlichen Reformen durchgesetzt. Das Parlament hatte eine Steuer bewilligt; damit war aber noch lange nicht der traurigen Ebbe in den Koffern des Staates entgegengewirkt. Die Ausgaben für den Krieg konnten berechnet und gedeckt werden, aber die übrigen Staatsausgaben erwiesen sich als unberechenbar, denn vom königlichen Palaste bis zu den Wohnungen der geringsten Justiz- und Steuerbeamten, suchte ein Jeder in seinem Amte zu betrügen und unterschlagen. Der Erlös der confiscirten Kirchengüter, welche verkauft wurden — angeblich zum Besten evangelischer, wohlthätiger Institute — verschwand zum größten Theile in die Taschen einzelner Beamten. Die Ausgaben für den königlichen Haushalt, obgleich der junge König selbst oft kein einziges Geldstück in der Börse hatte, welche im Jahre 1532 90,000 Pfund betrugen, waren jetzt auf mehr als 100,000 gestiegen.

Die Offiziere der Infanterietruppen an den nördlichen Grenzen nahmen Sold und Rationen in Empfang für die volle Zahl ihrer Mannschaft. Aber an den Inspektionstagen miethete man Landleute, welche die leeren Reihen der regulären Truppen auf eine Stunde einnahmen. Die Soldaten schwiegen dazu, weil die Offiziere ihrerseits der Mannschaft das Stehlen, und jede Art von Ausschweifung erlaubten.

Bei den jungen Gewerbsleuten, welche dem Gouvernement Pulver, Gewehre, Armbrüste 2c. lieferten, oder im Tagelohn arbeiten mußten, sah es noch trauriger aus, sie baten vergeblich um ihre Bezahlung, oder um ihren bescheidenen Tageslohn. Die Besatzungen in den

Festungen an der englischen Küste, sowie in Calais und Boulogne waren nicht besser daran. Das Gouvernement schloß Accorde ab mit einzelnen Kaufleuten, die Provisionen und Kleidung zu liefern hatten. Auch bei diesem Geschäfte wurde grober Betrug ausgeübt; die Truppen beklagten sich schließlich, revoltirten, und wollten sich der Disciplin nicht mehr fügen. Die Offiziere verloren alle Autorität, sie mußten gestatten, daß ihre Leute aus Verzweiflung bei Nacht die Grenzen des Departements von Calais überschritten, mit Gewalt Vieh, Getreide, und was sie bekommen konnten, den Landleuten wegnahmen. Die Plünderer überschritten aber auch die flamändische Grenze, worüber Kaiser Karl sich gegen den Staatsrath beschwerte.

Dem Sir William Sharrington, trotzdem, daß er den Bruder dem Tode überliefert hatte, wurde nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse von dem Regenten sein ehemaliges Amt anvertraut. Er sollte Geld herbeischaffen, mochte die Münze gut oder schlecht sein. Das Geld für die täglichen Ausgaben der Regierung wurde von den Juden zu Antwerpen zu 18 % erhoben. Somerset sah sich genöthigt, diese schweren Zinsen den Wucherern anstatt in baarer Münze, in Blei, Glockenmetall und Manufacturwaaren zu bezahlen. Das Blei und die Glocken mußten von den Kirchen genommen werden, die Manufacturwaaren, Tuch und Tücher wurden natürlich mit schlechter Münze bei den Bürgern eingetrieben. Noch nie erinnerte man sich, daß das englische Gouvernement in einer ähnlichen Verlegenheit sich befunden! Was jedoch den Unwillen des Volkes und der Gewerbsklassen noch mehr erbitterte, war der Umstand, daß der Adel noch immer den gleichen Luxus trieb, und Somerset den Bau eines prachtvollen Sommerpalastes nicht einstellte, welchen er bald nach seiner Ernennung zum Regenten angefangen.

Zu diesen wenig erfreulichen innern Zuständen gesellte sich noch die Furcht vor einem Kriege mit Frankreich. Von verschiedenen Seiten warnte man den Protector, daß die französische Regierung auf den Sommer Boulogne zu belagern beabsichtige, daß dieselbe die Piraten, Seymours Freunde, zu ihren Verbündeten geworben, diese unterstützten, so daß die Piraten eine Flotte von 37 wohl bemannten Schiffen

besaßen. Das Gouvernement gestattete ihnen, öffentlich in allen französischen Häfen einzulaufen, dort zu ankern, und Provisionen von den Einwohnern zu kaufen. Dagegen kaperten die französischen Kriegsschiffe in frecher Weise die englischen Kauffartheischiffe, angeblich um sich schadlos zu halten für das Einlaufen der Piraten in französische Häfen.

Auch dem unerfahrenen, jungen Könige wurde es klar, was Frankreich mit diesem ungesetzlichen Benehmen bezwecken wollte, nemlich England zu einem offenen Kriege reizen. Als der Kaiser sich immer strenger über die Seeräuberei beschwerte, mußte der englische Staatsrath zu seiner Beschämung dem kaiserlichen Gesandten Renand die Antwort ertheilen:

„Wir können es nicht verhindern, wir sind gegen die Piraten machtlos!“

„Es war ein großer Fehler, die Hinrichtung des Admiral Seymour,“ sprach Karls Gesandter zu Lord Warwick. „Ihr habt nicht nur die Piraten erbittert, sie zur Rache aufgemuntert, sondern auch Euch des einzigen kühnen Mannes beraubt, der diese Räuber in Zaum und Zügel zu halten vermochte. Durch seinen Tod ist die Nachricht von seiner weithin verzweigten Verschwörung bekannt geworden, und wird namentlich von Frankreich benutzt. Die französische Regierung zieht daraus den Schluß, daß die englische Regierung nicht populär ist, und daß nur wenig Unterstützung von ihrer Seite nöthig ist, eine Staatskrisis hervorzubringen. Es ist anzunehmen, daß Seymour eine solche Verschwörung nicht projektirt hätte, wenn ihm der Erfolg nicht als sicher erschienen wäre. Ich kann Euch auf mein Ehrenwort versichern, Lord Warwick, daß Frankreich sowohl in England, als in Irland geheime Agenten unterhält, welche die innere Unzufriedenheit des Volkes zu steigern sich bemühen.“

„Ich glaube Euch, erwiederte Warwick. „Der Regent ist nicht der Mann, dessen England jetzt bedarf. Er wird nicht nur sich selbst, sondern Alle, welche im beigegeben sind, stürzen. Er hat den besten, redlichsten Willen, nur Gutes zu wirken und zu erzielen, aber er nimmt keinen Rath an, oder er achtet nur solche Rathschläge für annehmbar, welche seiner Eitelkeit schmeicheln. Sein ehrgeiziger Eifer, Großes zu

leisten und zu erzielen, macht ihn blind gegen die kleinern, aber wichtigern Mängel und Bedürfnisse der unmittelbaren Gegenwart. Er ist ein Enthusiast, schwärmt von glänzenden Siegen, womit er Englands Ruhm zu befestigen gedenkt. Der Staatsrath besitzt keinen Einfluß mehr über ihn, er ist ganz in den Händen feiler, unedler Männer, welche ihn zu ihrem Vortheile lenken und bereden."

„Ist es wahr, daß er einen eigenen Gerichtshof in seinem Hause etablirt hat, wo er selbst zu Gericht sitzt?"

„Leider verhält es sich, wie Ihr saget! Es ist nicht nur eine verderbliche Maßregel, sondern arbiträr und ungesetzlich."

„Ihr müßt jedenfalls darauf dringen, Lord, daß Boulogne Verstärkungen erhalte und daß die Truppen besser versorgt werden, sonst ist es voraus zu sehen, daß Frankreich Euch Boulogne wieder ohne einen Schwertstreich abgewinnt. Soldaten ohne gehörige Bekleidung, Nahrung und Sold, werden nicht ihr Leben zur Vertheidigung des Ortes oder des Hafens preisgeben."

„Der Regent geht auf unsere Vorstellungen nicht ein; er beabsichtigt einen zweiten großartigen Zug gegen Schottland, wäre wohl bereits abmarschirt," setzte Warwick lächelnd hinzu, „wenn er die Leute gehabt hätte. Die englischen Truppen weigerten sich auszuziehen, ehe man ihnen den seit Monaten rückständigen Sold bezahlt, und die deutschen Landsknechte wollen nicht eher ausrücken, als bis sie das Ehrenwort des Regenten haben, unterwegs ordentlich und menschlich behandelt zu werden."

„Ja, ich habe davon gehört," erwiederte Renand. „Es sind englische Deserteure nach Antwerpen gekommen; diese sagen aus, in England behandle man die Soldaten schlimmer als das Vieh; das ausgehungerte Aussehen der armen Leute, ihre zerlumpte Kleidung, die noch dazu von dem elendsten Material ist, bestätigen fast ihre Aussagen. Der Regent würde klüger handeln, wenn er besser für die leibliche Wohlfahrt seiner Soldaten sorgte, als daß er dem verhungernden Volke durch das Aufdringen des neuen Gebetbuches eine Seelenspeise vorsetzt. Bei meinem heiligen Schutzpatrone Lord, mir wäre ein Stückchen Fleisch und ein warmer Rock im Winter lieber, als ein Kirchenbuch; wenn ich

zwischen beiden wählen müßte, und vollends, wenn ich überzeugt wäre, daß man eben so gut selig würde, wenn man die Messe hört, als wenn man die selbstverfaßten Gebete eines englischen Parlamentes nachbetet."

„Ihr urtheilt als Katholik, wir Protestanten denken anders," erwiederte Lord Warwick.

„Bah! Lord Warwick," rief der Gesandte lachend aus. „Ihr seid im Herzen ein so guter Katholik, wie die Mehrzahl der englischen Edelleute, nur daß Ihr es für klug erachtet, nicht gegen den Strom zu schwimmen. Aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn Somerset nicht bald belehrt würde, daß das Volk zäher an seinem alten Glauben hängt als der Adel. Glaubt mir, man streift diesen nicht so leicht ab; das alte Kleid, welches die Bäume an Sonn- und Feiertagen tragen und noch von ihren Großmüttern herstammt, ist ihnen lieber als das schönste Sammetkleid In gleicher Weise bleibt dem Volke der Glaube ihrer Väter lieber als ein Neuer, vollends wenn sie als Protestanten weder reicher noch glücklicher, ja eher ärmer werden. In welch' maßloses Elend sind die Unterthanen der aufgehobenen Klöster und Abteien gestürzt worden! Zu Hunderten starben sie vor Hunger und Kälte, starben, indem sie die Regierung und ihre Reformen verfluchten. Und diese sogenannte religiöse Freiheit, was hat sie bezweckt, als daß Secten sich gründen, die wahrhaft heidnische Doctrinen aufstellen, weder katholisch, noch protestantisch, noch überhaupt christlich sind."

„Gegen diese wird ein Comite gebildet; den Ketzereien wollen wir steuern."

„Gut, damit seid Ihr gerade auf einen Punkt zurückgekommen, den Ihr bei den Katholiken tadelt. Ihr gründet eine protestantische Inquisition, Lord; die anders Denkenden sollen gezwungen werden, sich als Anhänger der neuen Lithurgie zu bekennen."

„Nur mit dem Unterschiede, daß wir die Gegner nicht zu einem Autodafé verdammen. Wir werden suchen, das Volk eines Bessern zu belehren, und hoffen dadurch, für die gute Sache den Sieg zu erringen."

„Ich wünsche Euch Glück zu dem Versuche, Lord," entgegnete Renand spöttisch, „bezweifle jedoch den Erfolg. Um die Ketzerei zu er-

drücken, bedarf es einer eisernen Consequenz, wie Kaiser Karl sie besitzt."

„Der Kaiser vermag die Protestanten zu unterdrücken und zu martern, wie es geschieht, aber die protestantische Lehre wird weder er noch eine andere weltliche Macht ausrotten," erwiederte Warwick scharf. „Unsere Lehre ist nicht eine menschliche, sondern auf Christi Wort Gegründete. Wind und Wasser kann wohl von dem Felsen etwas abspühlen oder abreißen, aber der Fels selbst bleibt unerschüttert."

„Haltet davon was Ihr wollt, Lord, aber ich hoffe, daß man Lady Mary nicht mit Eurem Kirchenbuche ferner belästigt. Sie hat dem König erklärt, da der Regent sie aufgefordert hat, zu Pfingsten die Lithurgie in ihrer Kapelle lesen zu lassen, daß, obgleich der Staatsrath ihren Vater und dessen Wünsche vergessen habe, sie entschlossen sei, seinen Gesetzen zu folgen, wie er sie hinterlassen, bis der König, ihr Bruder, seine Minderjährigkeit vollendet und selbstständig urtheilen dürfe."

„Das heißt, Lady Mary weigert sich der allgemeinen Einführung der neuen Lithurgie auf Pfingsten Folge zu leisten," sagte Warwick.

„So ist es."

„Dann wird sie gezwungen," erwiederte Warwick. „Es giebt dem Volke ein schlechtes Beispiel, wenn die Schwester des Königs es wagt, noch Messen lesen zu lassen, nachdem die Regierung diese abgeschafft. Die Prinzessin mag privatim glauben was sie will, das steht ihr frei, aber öffentlich der Regierung trotzen soll sie nicht."

„Lord Warwick, ich ertheile Euch den freundschaftlichen Rath, Lady Mary in keiner Weise zu beunruhigen," sprach hierauf der Gesandte in fast drohendem Tone. „Ihr seid ein besonnener Mann, Lord — Ihr müßt einsehen, daß Euch die Freundschaft des mächtigen Kaisers gerade jetzt von der äußersten Wichtigkeit ist als Euer Verbündeter gegen Frankreich. Ihr könnet Seine Majestät in nichts mehr beleidigen, als wenn Ihr seiner Nichte und Verwandten Glaubenszwang anthun wollet. Ich gebe Euch mein Wort, Lord, es ist keine leere Drohung die ich rede; Lady Mary wird entweder heimlich aus England flüchten, oder der Kaiser eine spanische Armee gegen England senden, wenn er sieht, daß

die Prinzessin in Gefahr steht, ihre Freiheit einzubüßen. Wendet Eure Beredtsamkeit und Euren Einfluß über den König dazu an, daß er Lady Marys Benehmen ignorire, wenn er nicht seine Krone verlieren will."

„Wie? der Kaiser dächte daran den König zu entfernen und Lady Mary zur Königin proclamiren zu lassen?"

„Nur in dem Falle, daß man die Prinzessin wegen ihrem Glauben drangsalirt," erwiederte Renand. „Da das Leben eines Knaben unsicher ist, die Thronfolge aber auf Lady Mary übergehen wird, so bleibt der Kaiser schon um seiner Verwandtenwillen der Verbündete Englands, sowohl gegen Frankreich als gegen jeden andern Feind."

„Ich werde mit dem Könige reden, daß er wenigstens für den Augenblick nicht in seine Schwester dringe," erwiederte Warwick. „Aber es wird nicht leicht sein, ihn zu beruhigen, denn er will Alles daran setzen um Lady Mary für seine Ansichten zu gewinnen. Eduard ist jung an Jahren zwar, aber fester in seiner Ueberzeugung als mancher unter uns. Er liebt und achtet seine Schwester, eben deswegen wünscht er, daß sie in religiösen Ansichten mit ihm sympathisiren möchte."

Renand verabschiedete sich jetzt von dem Staatsmanne, worauf dieser sich zum Könige begab.

Warwick hatte den Gesandten ganz wahr berichtet; Eduard wollte sich nicht bewegen lassen, in Renands Verlangen zu willigen. Er mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Eduard hatte fest beschlossen, daß das Pfingstfest mit dem ersten evangelischen Gottesdienste in allen Kirchen des Landes ohne Ausnahme gefeiert werden sollte, und Mary durfte keine Ausnahme machen; sie sollte auf der Stelle ihre Capläne entlassen oder diese nöthigen, anstatt der Messe die Lithurgie zu lesen. Lord Somerset und einige andere Mitglieder des Regierungsrathes begaben sich ebenfalls zu ihm mit derselben Absicht. Erst nach langen, eifrigen Debatten gab er seine Zustimmung, nicht weiter gegen Mary aufzutreten. Aber er war so mächtig ergriffen, daß er in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

„Es ist traurig, daß Gottes Wort vor der weltlichen Klugheit verstummen muß," sagte der königliche Knabe. „Ich fürchte, Lord, wir werden keinen Segen mit unserer Nachgiebigkeit erndten, vielmehr Un=

segen, aber da Ihr es also Alle wollet, so möge es geschehen, daß Mary in ihrer Kapelle die Messe höre, sich von der allgemeinen Freude ausschließe."

Eduard und seine wirklichen treuen Anhänger genossen nun wohl die Freude, am heiligen Pfingstfeste einem Gottesdienst nach der neuen protestantischen Lithurgie beizuwohnen, und auch in den andern Theilen des Landes trat noch nicht gleich eine Opposition hervor. Die Landleute sahen mit stummen Erstaunen den Priester in einem einfach schwarzen Gewande, anstatt in den bunten Meßgewändern vor den Altar treten, und hörten ebenfalls ehrerbietig den Gebeten in englischer Sprache und der Predigt zu. Manche wurden zwar schon im Anfange ernstlich dafür gewonnen, während in manchen Dörfern sich bald eine unzufriedene Stimmung zeigte. Ein allgemeiner Aufstand gegen die Landedelleute lenkte eine Zeitlang diesen Unwillen von der Regierung ab, auf die Gutsherrschaften. Müde der harten Behandlung, welche viele Dörfler von ihren Herrn erdulden mußten, und erbost über die Steuern, rotteten diese sich zusammen, rissen die Parkumzäunungen nieder, drangen hinein und erschossen das Wild, um dasselbe als gutes Mahl in Jubel daheim zu verzehren. Als Somerset von dem Staatsrathe aufgefordert wurde dem Unfuge zu steuern, antwortete er kurz:

„Ich kann die armen Leute nicht tadeln, daß sie sich einmal satt essen wollen, sie haben lange genug hart gehungert; es ist besser, die Herren verlieren ihre Rehe und Hirsche, als daß ihre Unterthanen vor Hunger umkommen."

„Dann werden wir unser Eigenthum selbst vertheidigen," erwiederte entrüstet Lord Herbert.

Viele Edelleute folgten jetzt Herberts Beispiel, eilten auf ihre Landsitze, zwangen die Majistrate der Städtchen, ihnen Bürgerwehren zu stellen, und vertheidigten sich gegen die Landleute mit großer Grausamkeit. Lord Herbert, an der Spitze der Bürgertruppen, griff eine Anzahl Bauern und Weiber, welche er in seinem Parke traf, mit gezogenen Degen an und hieb eigenhändig mehrere nieder. Viele von den Gefangenen wurden zum warnenden Exempel an den eigenen Thürpfosten aufgehängt. Der Adel ließ überall Proclamationen an den Kirchen

ankleben, welche alle Versammlungen der Landleute in ihren Häusern oder im Freien mit augenblicklichem Tode bedrohten.

Kaum schien dieser Aufruhr unterdrückt zu sein, da kam die Nachricht nach London, daß in Cornwallis und Devonthire die Landleute gegen die neue Lithurgie revoltirt und die Geistlichen in den Kirchen gezwungen hätten, wieder heim zu kehren, ihre Meßgewänder anzulegen und Kirchendienst zu verrichten, wie König Heinrich VIII. vorgeschrieben habe.

Anstifter dieser Erhebung waren der katholische, reiche Graf von Arundel und Bodmir der Maire von St. Michelsburg. Im Stillen hatten diese, von den französischen Agenten mit Geld unterstützt, die Rebellion vorbereitet; von allen Provinzen zumal sollte sie ausbrechen, und nicht aufhören, bis sie ihren Zweck erreicht hätten.

Diese Kunde überraschte sowohl den Regenten als Eduard in so hohem Grade, daß der Erstere Anfangs die Nachricht gar nicht glauben wollte. Von allen Gefahren, welche England bedrohen konnten, hatte er von dieser Seite am wenigsten Opposition erwartet. Daß das aufgeregte Volk sich nicht mit der Wiederherstellung des alten Gottesdienstes begnügen, sondern unter diesem Vorwande nach Herzenslust plündern werde wo es konnte, erschien Allen als nur zu wahrscheinlich. Die Lords drangen daher darauf, daß man sofort eine bewaffnete Macht gegen die Aufrührer senden müsse, sowie Männer, welche von der Regierung die Vollmacht besaßen, mit den Empörern zu vermitteln.

Lord Russell mit den beiden Brüdern, Sir Peter und Sir Gawen Carew, begaben sich diesem Beschlusse gemäß nach Exeter, wo sie aber bereits den Eingang zum Thor verbarricadirt fanden und nahe bei der Stadt auf eine Anzahl Insurgenten stießen, welche sämmtlich mit Feuergewehren bewaffnet waren.

Gegen diese richteten die drei tüchtigen Offiziere nichts aus, mußten vielmehr die Flucht ergreifen und sich nach London auf unfrequenten Nebenwegen zu retten suchen.

Während man im Geheimenrathe über die nächsten Schritte debattirte, wurde den Herren von den Rebellen in den westlichen Provinzen eine Bittschrift überbracht, welche entschieden die Wiederherstellung des

katholischen Gottesdienstes verlangte. Ehe man hierauf eine Antwort ertheilt hatte, kam die Kunde, daß auch die östlichen Provinzen, in welchen viele Anapaptisten wohnten, ebenfalls zu den Waffen gegriffen hätten. In einem Worte, die beiden Elemente beherrschten das ganze Land, welche der Protector so gerne getrennt hätte. Wollte er die Einigkeitsakte aufrecht erhalten, so mußte er sich auf die Seite der Edelleute gegen das Volk stellen; gab er den Wünschen des Volkes nach, dann würde er auch Ketzerei oder die Reaction, vielleicht Beides, ermuthigen.

Ein energischer Regent hätte bald dem Aufruhr ein Ende gemacht, aber Somerset besaß diese rasche Entschlossenheit, die besonnene Energie nicht. Von allen Seiten um Rath angegangen, selbst ungewiß wie er handeln müsse, verlor er die Zeit mit Brief schreiben, Proclamationen und Friedenscommissionen. Unter Anderen bestimmte er jetzt einen Tarif für den Preis von Lebensmitteln zu Gunsten der Armen, als ob die Stunde zu solchen Dingen geeignet gewesen wäre.

Um der allgemeinen Verwirrung die Krone aufzusetzen, verbreitete Frankreich das Gerücht, Lady Mary begünstige die Rebellion, habe ihre Unterthanen und Capläne zu den Insurgenten gesandt. Daß die katholischen Oberhäupter sie zu ihrer Verbündeten wünschten, ist allerdings wahr, eben so, daß es für Mary ein Leichtes gewesen wäre, in diesem hochkritischen Augenblicke ihres Bruders Thron einzunehmen. Somerset sah sich genöthigt, der Prinzessin zu schreiben, sie um eine Erklärung zu bitten. Marys Antwort lautete kurz, stolz und vorwurfsvoll.

„Ich bin,“ hieß es in ihrem Briefe, „die treue Schwester und Unterthanin meines Bruders und Königs. Was meine Unterthanen betrifft, und meine Kapläne, so haben sich keine der Erstern bei dem Aufruhr betheiligt, und meine Kapläne sind so alt und ehrwürdig, daß sie am liebsten in aller Ruhe bei mir verbleiben. Daß das Land in Aufruhr ist, daran bin ich nicht schuldig, sondern vielmehr die Herren der Regierung, welche für gut befanden, die weisen Anordnungen meines Vaters umzustoßen, und Anderes zu verfügen, so doch nicht klüger ist, als was bisher bestanden, ꝛc. Und für mich selbst wiederhole ich, was ich oft Euch sagte, Lord Somerset. Ich bin eine Invalidin,

die sich nur nach Ruhe sehnet, und nichts von dem Könige meinem Bruder, oder dessen Regierung begehrt, als daß ich unangefochten meinem Glauben leben darf, den ich nimmer verleugnen, noch ändern will!" —

Warwick drang jetzt in Somerset, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, und gegen die Aufrührer in den Provinzen westlich von London zu Felde zu ziehen; aber der Regent weigerte sich, das Schwert gegen Männer zu schwingen, von denen er wohl fühlte, daß sie im Grunde nichts Unbilliges verlangten.

„Die Lords und Gutsbesitzer sind selbst schuldig an dieser Erhebung," sprach er in einem gereizten Tone eines Tages im Staatsrathe. „Die Leute sind durch ihre barbarische Tyrannei zur Verzweiflung getrieben worden! Ich will und mag nicht die Unterdrücker mit einer bewaffneten Autorität stärken, damit sie Männer umbringen, für deren Vergehen die Gutsbesitzer selbst verantwortlich sind. Auch wenn ich es wollte, besitze ich nicht die Mittel, eine Armee über ganz England zu verbreiten; in den Staatskoffern ist kein Geld vorhanden, die Soldaten zu besolden, und bei dem Volke sollen die Soldaten nicht plündern und rauben."

„Aber irgend eine Entscheidung muß getroffen werden!" rief Lord Wendworth aus. „Wir können doch nicht die Hände in den Schooß legen, und ruhig zusehen, wie das tolle Volk unsere Güter ruinirt, und unsere Häuser niederbrennt!"

„Ich weiß keinen Rath," lautete Somersets Antwort. „Helft Euch selbst, so gut Ihr es vermöget!"

Nach diesen Worten stand er auf, und verließ den Sitzungssaal in hohem Grade erregt.

„Was thun wir denn nun?" fragte Paget seine Collegen.

„Was wir thun müssen, ist klar!" rief Lord Warwick aus. „Wir wollen, da kein Geld in den Staatskoffern vorhanden, unter uns zusammenlegen, und so viel Geld auftreiben, daß wir zuverlässige Truppen werben können. Dann vertheilen wir uns, und suchen nach besten Kräften des Sturmes Herr zu werden."

Dieser Rath wurde einstimmig angenommen, und sofort eröffneten die Lords die Subscriptionsliste. Binnen wenigen Tagen brachten sie

die Summe von 100,000 Pfund zusammen; überdies steuerten die Damen nicht nur Silbergeschirr, sondern selbst ihre Juwelen und andere Schmuckgegenstände verpfändeten sie den Juden. Lord Northampton (William Parr) eilte mit 15,000 Mann nach Norfolk, Lord Gray de Wilton mit einer Abtheilung der deutschen Lanzknechte ging westlich über Oxfordshire und Buckenhamshire.

Sir William Herbert begab sich nach Wales, um an den Grenzen Soldaten zu werben, und mit ihnen gegen Exeter zu marschiren. Der Regent blieb in London, wo er gerade einen Prozeß gegen den Bischof von London führte, der mit unwandelbarer Hartnäckigkeit sich weigerte, eine Abänderung in dem Gottesdienste zu sanctioniren.

Im Monat Juni war die Rebellion gegen Kirchendienst und Adel ausgebrochen, im August blieb der entsetzliche Bürgerkrieg noch unentschieden. Die Landleute und Bürger wurden bis zum Wahnsinn erbittert, als sie vernahmen, daß die Lords fremde Söldner gegen sie führten. Jetzt war von keiner Vermittlung mehr die Rede, noch weniger von Barmherzigkeit. Städte und Dörfer wurden mit großer Kühnheit vertheidigt; Lord Sheffield, einer der Anführer, wurde getödtet, mehrere mußten verwundet ihre Stelle abgeben, aber im Allgemeinen neigte sich bald der Sieg den Lords zu. Der Mayor Bodmir wurde gefangen genommen, und sogleich an einem Galgen gehängt; Lord Arundel flüchtete nach Launceston von seinen Truppen aus Exeter hinweg. Unter den Aufrührern zeichnete sich besonders ein Anabaptist, Namens Ket, durch besonnene Klugheit, und tollkühne Tapferkeit aus. Ohne Ausnahme benahmen sich die Edelleute sämmtlich auf das Empörendste in diesem Kriege. Ihre Truppen hatten Befehl, weder Alter, noch Geschlecht zu schonen, sondern ohne Gnade Alle niederzumetzeln.

Man wird es kaum glauben, aber wir müssen den Umstand als bezeichnend für Somersets Charakter erwähnen, daß er während dieser Rebellion, wo Tausende von Leichen den blutigen Boden bedeckten, und ganze Städte und Dörfer in Flammen standen, fortfuhr, seine Vorbereitungen zu einem Einfalle in Schottland zu treffen. Er mußte jedoch diesem Plane entsagen, als die Nachricht in Westminster anlangte,

Heinrich von Frankreich sei wirklich an der Spitze einer Armee in das Gebiet von Boulogne eingedrungen!

Schottland mußte jetzt abandonnirt werden, die englischen Truppen sollten so bald als möglich gegen Frankreich marschieren.

Bei der Stadt Norwich hatte ein großes, blutiges Treffen stattgefunden, welches mit einem glänzenden Siege der Rebellen unter Ket endigte. 7 Mitglieder des geheimen Rathes waren den Rebellen gegenübergestanden.

Auf diese Nachricht hin beschloß Somerset im ersten Augenblicke, selbst nach Norwich zu ziehen, um die Niederlage zu rächen. Aber entweder mißtraute ihm das Parlament, oder geschah es, daß Somerset schließlich es vorzog, Andern das Gehässige einer Opposition gegen das Volk zu überlassen, genug er blieb in London, während Lord Warwick mit frischen Truppen nach Norwich abging.

Lord Dudley-Warwick verlor keine Zeit, sondern marschierte eilig der Stadt zu. Vor den Thoren angekommen, ließ er dreimal durch einen Herold den Rebellen Vergebung anbieten, wenn sie sich freiwillig unterwerfen wollten, und die Thore öffnen. Das Eigenthum der Bürger gelobte er zu respectiren.

Aber man verhöhnte den Herold von den Wällen herab, worauf Warwick Pulversäcke gegen das Thor legen, und anzünden ließ. Die Explosion zertrümmerte das Thor, worauf die Truppen der Regierung bis auf den Marktplatz eindrangen, 60 Männer ergriffen, und diese auf der Stelle aufhängten. Die Rebellen verhielten sich unterdessen nicht müssig, sie gingen dem Artilleriezuge Warwicks entgegen, und bemächtigten sich desselben, brachten die Kanonen auf die Wälle, und schossen von oben herab auf die Feinde.

Warwicks Lage war eine sehr kritische. Seine Söhne und Offiziere mahnten, schleunigst die Stadt zu verlassen, und außerhalb derselben abzuwarten, bis Lord Northampton mit frischen Hülfstruppen zu ihnen stoße.

Warwick wußte, daß diese Hülfe längstens in 2 Tagen eintreffen müsse, und blieb. Seine Kühnheit wurde durch einen glänzenden Sieg ·lohnt: er zwang die Einwohner schließlich zur Unterwerfung, und

nahm die beiden Anabaptistenanführer, Robert und William Ket gefangen, die er in Ketten nach London zur Bestrafung sandte. Somerset, welcher seine Beliebtheit beim Volke bewahren wollte, sandte die Verbrecher in ihre Heimath, wo sie am Galgen ein trauriges Ende fanden.

Zu Ende August konnte man die Rebellion als völlig unterdrückt betrachten. Lord Warwicks Einfluß über König und Staatsrath trat von dieser Zeit an deutlicher hervor. Mit großen Kosten war der innere Frieden des Landes zwar wiederhergestellt, aber ein Sieg, welcher mit dem Verluste von 12,000 englischen Bürgern erfochten worden, erhöhte weder den Credit des Gouvernements, noch dessen Popularität. Zugleich hatte der Krieg die vollständige Summe Geldes aufgezehrt, welche das Parlament neben der Privatsubscription der Edelleute votirt hatte.

Somerset hätte jetzt sich beeilen sollen, Frieden mit Frankreich zu schließen, und nöthigenfalls diesem den Besitz von Boulogne gegen Entschädigung anzutragen, denn nach dem Friedenscontracte zwischen Heinrich VIII. und Frankreich sollte England nur 8 Jahre Boulogne besitzen. Drei Jahre von diesen acht waren bereits verflossen. Aber Somerset wollte weder Boulogne aufgeben, noch die Stadt in Belagerungszustand setzen. Die Folgen dieser Vernachlässigung zeigten sich bald, als Heinrich von Frankreich in Person gegen die Stadt rückte.

Er bemächtigte sich ohne Mühe der äußern Forts, ließ durch Kriegsschiffe die Mündung des Hafens bewachen, und durch französische Besatzungen das kleine Gebiet in Beschlag nehmen.

Damit war der Krieg in facta erklärt. Aber vor diesem zurückbebend, versammelte sich der Staatsrath privatim, ohne Somersets Kenntniß, und richtete eine Denkschrift an den Kaiser, worin er auf Somerset die ganze Schuld der letzten Rebellion legte, sich bitterlich beklagte, daß er weder seinem Rathe, noch dem Gesetze habe Gehör geben wollen, und daher viele Mißgriffe gethan, welche das Land in's Elend gestürzt haben. Auch beklagte er, daß des Königs Geld verschwendet worden, ohne daß der Rath Aufschluß erhalten, und daß Somerset in der großen Armuth des Landes selbst reich geworden sei, ja sogar fünf schöne Paläste mit großen Kosten erbauet habe.

„Wir sind daher entschlossen," schloß das Schreiben, „dem Regenten die souveräne Gewalt zu entziehen, jedoch ohne Gewaltthätigkeit oder Kränkung, so er sich gutwillig diesem Beschlusse fügt. Er soll seine frühere Stellung als Mitglied des Geheimen Rathes beibehalten, aber nicht mehr eine entscheidende Stimme in den Regierungsgeschäften haben."

29. Kapitel.

Das Ende des Protectorats.

Es war in der ersten Woche vom Oktober. Der König befand sich in Hampton Court, seinem Lieblingsaufenthalte. Lady Anne, Erzbischof Cranmer, Paget, Cecil, der Staatssekretär, und einige andere Herren befanden sich im Schlosse als Somersets Gäste. Der Rath beabsichtigte in Wahrheit, wie er dem Kaiser geschrieben, keine Gewaltmaßregeln gegen den Regenten anzuwenden, sondern wartete seine Rückkehr nach London ab, wo er zuerst mit ihm in einem festen Tone zu reden gedachte. Somerset erfuhr jedoch durch seine Aufpasser, daß die Herren zweimal geheime Versammlungen im Hause Lord Warwicks gehalten hatten, sowie, daß man gegen seine Person ein Complott schmiedete. Der Regent aufgeregt und reizbar, beschloß, ohne eine Erklärung abzuwarten, sie als Hochverräther zu stempeln. Mit ängstlicher, besorgter Miene eilte er in den großen Gesellschaftssaal, wo der König mit Paget am Schachbrett saß.

„Majestät, ich erhalte soeben eine böse Post!" rief er dem Könige zu. „Lord Warwick mit vielen Andern von dem Rathe haben ein Complott, angeblich gegen mich, in Wahrheit aber gegen Eure Person, geschmiedet! Sie wollen dem Kaiser zu Lieb' Lady Mary zur Königin erwählen, und Euch nach dem Tower führen lassen!"

„Unmöglich, mein Oheim! Lord Warwick ist ja einer meiner besten Freunde," sagte Eduard, bestürzt aufstehend.

„Er ist ein Heuchler, ein niederträchtiger Schurke!" rief Somerset. „Schon lange hege ich Argwohn gegen seine Loyalität, aber ich mochte

nicht verurtheilen, ehe ich Gewißheit hatte. Jetzt habe ich diese in Händen! Aber ich werde ihnen zuvorkommen, oder wenigstens ihren Plan vereiteln!"

„Wären nur Lord Russell und Lord Herbert zurück mit ihren Truppen," sprach Sir W. Paget. „Der Treue dieser beiden Edelleute dürfen wir sicher vertrauen."

„Ich habe bereits an Beide einen kurzen Brief gerichtet, worin ich sie bitte, sogleich zum Schutze des Königs mit allen Truppen, die sie mustern können, herbeizueilen. Eduard!" er wandte sich hierauf an seinen ältesten Sohn, „Du mußt das schnellste Pferd nehmen, das Du im Stalle findest, und die Briefe überbringen. Ich bitte Eure Majestät, mich zu entschuldigen, wenn ich Euch Paget entziehe; wir müssen ernstlich mit einander überlegen, wie den Schlag pariren, der uns bedroht."

„Thut, wie Ihr es für gut erachtet, Lord," erwiederte Eduard. „Ich fühle mich ermüdet, meine Brust schmerzt, und will mich frühe zur Ruhe begeben, Patrick verlangt es."

Die Gesellschaft ging auseinander. Früh am nächsten Morgen verließ Eduard Seymour das Schloß. Er trug die Briefe seines Vaters den beiden Edelleuten zu. Zugleich ging Sir Thomas Smith nach London mit einem Schreiben an den Gouverneur des Towers, worin diesem befohlen wurde, das Thor zu schließen, und unter keiner Bedingung einem Mitgliede des Raths Einlaß zu gewähren. Ein zweites Schreiben überbrachte Sir Thomas Smith der Corporation von London. In diesem wurde befohlen, sofort 1000 Mann zu bewaffnen, und diese nach Hampton Court zu senden.

Hiermit noch nicht zufrieden, ließ Somerset einen dringenden, pathetischen Aufruf an die Bürger und das Volk drucken, in welchem sie anonym ermuntert wurden, die Waffen zur Vertheidigung des Regenten zu ergreifen, der wegen seiner Liebe zum Volke von dem Geheimen Staatsrathe bedroht sei! Diese Zettel vertheilte man in den Städten und Dörfern.

Alle diese Vorkehrungen wurden getroffen, ehe der Rath eine Ahnung davon hatte.

Eines Tages versammelte sich dieser in Ely-Palast Holborn, um

noch einmal die Angelegenheit, und den Zustand des Landes zu berathen. Die Herren waren eben im Begriff, ihre Pferde zu besteigen, um sich nach Hampton Court zu begeben, als Sir Peter mit andern Herrn, ebenfalls zu Pferde, in den Schloßhof ritt.

„Meine Herren, ich bin von Hampton Court an Euch abgesandt worden, um im Namen des Regenten zu fragen, warum Ihr Euch gegen den Frieden des Landes conspirirt? Ich warne Euch wohlmeinend, von Hampton ferne zu bleiben, denn dort werdet Ihr sogleich als Hochverräther festgenommen werden!“

„Sir Peter, Ihr seid in großem Irrthum befangen,“ erwiederte Warwick. „Wir sind keine Verräther.“

„Wozu denn diese geheimen Sitzungen, Lord?“

„Was wir hier berathen haben, wollten wir soeben dem Regenten selbst mittheilen.“

„Wie? Wollt Ihr nicht den König stürzen, und Lady Mary auf den Thron erheben?“

Die Herren blickten sich verwundert unter einander an.

„Aber Sir Peter, wer in aller Heiligen Namen hat Euch solches belehrt?“ fragte Sir Eduard North.

„Nun!“ erwiederte Sir Peter verlegen. Der Protector hat es gesagt, und noch diesen Morgen haben 500 von des Regenten Gefolge sich aus der königlichen Waffenkammer vollständige Rüstungen anlegen müssen. Die Thore des Palastes sind geschlossen, und werden strenge bewacht, bis Geschütz von Windsor anlangt! Ich kann nicht begreifen, was den Regenten zwingt, solche Maßregeln zu treffen, wenn Ihr wirklich nichts Schlimmes gegen ihn und den König im Schilde führet!“

„Tretet mit uns nur in den Palast, dann wollen wir Euch das Geheimniß lösen,“ sprach Lord Warwick lächelnd. „Wenn ich mich nicht sehr irre, Sir Peter, so werdet Ihr und diese Herren hier, mit uns einverstanden sein.“

Die Herren stiegen ab, und gingen in das Haus.

Warwick hatte Recht; die Herren waren nicht nur von seiner Erklärung befriedigt, sondern sogar erfreut, denn der Wunsch nach einer Regierungsabänderung war bei Allen rege geworden.

Sobald der Bruch zwischen dem Regenten und dem Geheimen Rath in London bekannt wurde, vereinigten sich auch die Mitglieder des großen Rathes mit ihnen. Dem Lordmayor von London verbot man, bei seinem Eid der Treue, Truppen nach Hampton zu senden. Gedruckte und geschriebene Circulare wurden an die Beamten der umliegenden Dörfer und nächsten Städte gesendet, welche die Sache der Wahrheit gemäß erklärten, und den Magistraten befahlen, die Leute zur Ruhe zu verweisen. Der Gouverneur des Tower wurde aufgefordert seine Stelle niederzulegen, was er ohne Einwand that.

Unterdessen erwartete der Protektor ängstlich die Rückkehr seines Boten von London, und die Ankunft der Stadttruppen; aber weder Sir Peter noch die Truppen erschienen. Dagegen brachte sein Aufruf eine große Masse Menschen zusammen, welche sich in den Schloßhof drängten, aber mehr aus Neugierde, denn aus Theilnahme. Somerset faßte den König bei der Hand und führte ihn hinab in den Hof, wo dieser die Worte sprach, welche sein Oheim ihm eingegeben hatte:

„Meine lieben Freunde, seid gütig gegen mich und meinen Oheim."

Hierauf redete Somerset in einem leidenschaftlichen, theatralischen Tone die Leute an: „Bedenkt," rief er am Schlusse, „daß ich nicht allein fallen werde; mit mir ist das Leben oder die Freiheit des Königs verloren, das Reich, die Republik, Alles stürzt mit mir zusammen!"

Aber seine Worte verfehlten, den erwarteten Eindruck hervor zu bringen. Keine begeisterte Stimme erhob sich, kein ermuthigender Beifallsruf. Stumm und nachdenklich, auch mißtrauisch, verlor sich nach und nach die Menge und leerten den Schloßhof.

Kaum hatte Eduard wieder das Innere des Schlosses betreten, als einer seiner Freunde aus London anlangte und die Kunde brachte, daß keine Hülfe zu gewärtigen sei.

Nachdem er sich so weit durch seine Leidenschaft hatte hinreißen lassen, erschien dem Regenten Hampton Court nicht mehr sicher genug. In der Nacht noch wurde der König geweckt, und gezwungen, trotz den lebhaften Vorstellungen des besorgten Kammerdieners, sogleich sich zur Abreise nach dem festen Schlosse Windsor zu rüsten. Eduard hustete heftig, aber sein Oheim nahm keine Rücksicht darauf; er war

fest entschlossen, sich nicht vom Könige trennen zu lassen, Eduard sollte als Geißel für seine Freiheit festgehalten werden.

Es war noch nicht Mitternacht, als der Hof zu Pferde stieg. Cranmer und Paget, die einzigen treuen Anhänger des Regenten, wollten nicht von demselben weichen, sondern ihm als Rathgeber beistehen. Der Erzbischof war übrigens mehr um den König besorgt, denn um Somerset, und fest entschlossen, denselben im Nothfalle gegen jeden tollkühnen Streich des Regenten zu beschützen.

Der flüchtige Hof erreichte Windsor noch ehe der Morgen anbrach. Der königliche Knabe war in einem so hohen Grade von dem raschen, anstrengenden Ritte, und der kalten Herbstnachtluft angegriffen, daß Cranmer ihn von seinem Pferde heben und in das Schloß tragen mußte, wo Patrick ihn ins Bett brachte. Sein Husten wurde so heftig, daß man das Schlimmste befürchtete, und Patrick außer sich vor Sorge und Bekümmerniß gerieth.

Die Kunde von dieser forcirten Flucht erregte eine laute Unzufriedenheit gegen Somerset, sowohl bei den Bürgern, wie bei dem Adel.

Das Schloß Windsor wurde nur selten bewohnt, die Zimmer waren daher kalt und unbehaglich; auch fehlte es gänzlich an den nöthigen Lebensmitteln und Möbeln. Das erste was Lord Warwick that, war daher in Rücksicht auf Eduard, Lebensmittel in das Schloß abzusenden. Zugleich schrieb er dem Könige im Namen des ganzen Rathes; erklärte diesem Alles ausführlich, betheuerte seine Loyalität, und daß Niemand entfernt daran denke, sein oder Somerset's Leben anzutasten. Alles was gewünscht werde, sei, daß der Regent seine Stelle niederlege.

Der Protector war unzweifelhaft ein großer General, im Felde hatte er einen ungewöhnlichen Muth bewiesen, aber in geselligem wie in politischem Leben, fehlte ihm die ruhige, praktische Ueberlegung. Seine lebhafte Phantasie verwechselte die Wirklichkeit mit dem, was er sich einbildete. Seine Hoffnungen und Befürchtungen waren immer Extreme; er handelte nur nach dem augenblicklichen Impulse. In seinem oft wirklich edlen Enthusiasmus für das Große und Schöne in leidenschaftlicher Empfindsamkeit, möchte man ihn fast weibisch oder

unmännlich heißen; er hatte auch die Schwachheit von Männern und Frauen gemein, die durch Glück und Schmeichelei verwöhnt worden sind. Er konnte keine Enttäuschung, kein ruhiges, kaltes Wort der Wahrheit über sich vernehmen. Wer ihn zu tadeln sich erlaubte, oder auch nur anderer Meinung zu sein wagte, den erklärte er augenblicklich für seinen Feind, für einen Verräther.

Es läßt sich daher begreifen, wie die plötzliche, obgleich ehrerbietige Opposition der ältern, verständigeren Räthe ihn aufregte, ja fast bis zum Wahnsinn steigerte. Er konnte schwerlich vor sich selbst, die Räthe als ungerecht verurtheilen; er mußte doch fühlen, daß seine Regierung dem Lande keinen Segen gebracht hatte; aber, anstatt den Versicherungen des Rathes, daß sie nichts Böses gegen ihn im Schilde führten, Glauben zu schenken, sah er in seiner krankhaften Einbildung bereits das Beil des Henkers über seinem Haupte erhoben. Er mochte wohl auch an seinen Bruder denken, den er doch hätte retten können, wäre es ihm ernstlich darum zu thun gewesen; auf das Wort des allgewaltigen Regenten hätten sich zu jeder Stunde der Nacht, die Thore des Gefängnisses geöffnet. Ja, Somerset's böses Gewissen, seine Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes war es, welches ihn verleitete, sich bei dieser Gelegenheit eines großen Mannes unwürdig zu zeigen.

Dem Ueberbringer des Schreibens an den König, Sir John Hoby, sagte Somerset heftig:

„Meldet den Lords, daß ich dieses Schloß wohl vertheidigen werde, mit meinen Anhängern und Untergebenen. Wenn die Lords nach meinem Tode trachten, so soll Seine Majestät vor mir sterben, und wenn sie mich hier aushungern wollen, dann soll auch der König verhungern."

Sir Hoby versprach, diese Antwort dem Rathe zu hinterbringen. Als er sein Pferd im Hofe bestiegen hatte, trat einer der Edelleute im Gefolge des Königs, zu ihm hin, und drückte, während er dem Reitknechte die Zügel aus der Hand nahm, dem Sir Hoby heimlich einen kleinen Zettel in die Hand.

Daß der Zettel eine geheime Mittheilung enthielt, bezweifelte Sir

Hoby nicht, aber da der junge Mann dabei den Finger auf die Lippen legte, verstand er, daß man keine Antwort erwartete.

„Glückliche und schnelle Reise!" rief der Edelmann dem Lord zu, mit einem vielsagenden Blicke.

Sir Hoby ritt aus dem Hofe. Als er das Schloß hinter sich hatte, sprengte sein Diener zu seinem Herrn heran —

„Sir John, wollet den Zettel lesen; ich glaube der Inhalt ist wichtig; der alte Patrick O' Niale sagte mir, der König habe denselben durch ihn dem Edelmanne gegeben."

„Hast Du etwas Besonderes im Schlosse bemerkt, was Dir auffallend erschien?" fragte Sir Hoby.

„Gewiß, gnädiger Herr, die königliche Leibwache fehlte."

„Bei allen Heiligen, Du hast recht, Henry; jetzt erinnere ich mich, daß ich nur die Dienerschaft des Regenten sah."

„Man hat der Wache die Waffen abgenommen, und diese außerhalb des Schlosses einlogirt. Somerset hat dagegen fünfhundert seiner eignen Leute bewaffnen lassen. Ich fürchte, er geht mit unheilvollen Plänen um. Patrick O' Neal ist wüthend über den Regenten; er sagt, der nächtliche Ritt von Hampton Court habe den König fast umgebracht; bei seinem Husten habe er Blut gespien. Der alte Irländer setzte hinzu, Somerset verdiene eher hingerichtet zu werden als Lord Seymour, und es werde auch noch so weit kommen, er prophezeie es ihm."

„Nun, das wollen wir nicht hoffen," sprach Sir John, „sehen wir was der Zettel enthält —"

„Ah! vom Könige selbst unterzeichnet, und in seiner eignen Handschrift!"

„Seid wachsam, und beschützet mich — S. will mich heimlich nach Wales flüchten! Eduard Rex."

„Was? darauf sinnt der Regent!" rief Sir Hoby aus, „das fehlte noch, daß er den armen jungen König im ganzen Lande herumziehe, und eine zweite Rebellion anstifte, die noch blutiger sein würde als die letzte. Wir müssen eilen, Henry, diesen Zettel dem Rathe zu überbringen, es ist kein Augenblick zu verlieren!"

Damit gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte so rasch vorwärts, daß dem edlen Renner der Schaum vom Maul floß.

Noch in der hierauf folgenden Nacht erschien Sir Hoby wieder in Windsor, vom Rathe abgesendet. Er überbrachte ein Schreiben an Somerset selbst, und ebenfalls eins an Cranmer und Paget gemeinschaftlich. Den beiden Letzteren, wurde bei Verlust ihrer Freiheit anempfohlen, streng über den König zu wachen, und unter keiner Bedingung dessen Flucht zu gestatten. Der Brief an Somerset enthielt die wiederholte Versicherung, daß seine Befürchtungen ungegründet wären, daß man nur von ihm verlange, er möge sich mit der Stellung eines einfachen Unterthanen des Königs und Mitglied des gemeinsamen Rathes begnügen, wie es im Testamente Heinrichs VIII. angeordnet gewesen. Zugleich verlangte der Rath die sofortige Entwaffnung seiner Leute, und daß die königliche Leibwache wieder ihre gewohnte Wache übernehme.

Hoby hatte Befehl vom Rathe, den Brief an Somerset Allen vorzulesen. Nachdem er die Vorlesung vollendet, wandte er sich mit den Worten an den Herzog:

„Lord fürchtet Euch nicht länger, sondern vertraut uns. Ich will diesen meinen Kopf verlieren, wenn man Euch Schaden zufügt; es denkt Niemand daran, das sollte ich Euch mündlich noch melden, und ich bitte Euch, meinen Worten Glauben zu schenken. Damit Euer Verdacht aber gänzlich beseitigt werde, soll ich auch die Briefe an den König und an Lord Erzbischof vorlesen."

Nachdem Sir Hoby dieses gethan, erheiterten sich alle Gesichter, denn Niemand als Somerset, konnte mehr Mißtrauen hegen, oder in der ernsten, feierlichen Sprache des Rathes eine Falle erblicken.

„Gott sei gelobt und gedankt!" rief Cranmer aus, „und Dank den Lords für ihren Edelmuth."

Paget fiel Somerset zu Füßen, welcher noch schweigend und düster, mit verschränkten Armen dastand.

„O Lord, zweifelt nicht mehr; Ihr sehet, was die Lords beabsichtigen. Bei Eurer Freundschaft für mich, beschwöre ich Euch, gebt jetzt nach; Eure Stellung bleibt immer eine ehrenvolle und geachtete,

und es muß Euch selbst lieb sein, der schweren Verantwortlichkeit enthoben zu sein."

„Oheim," redete Eduard nun auch den Protektor freundlich lächelnd an, „wie möget Ihr es so gar schwer nehmen, einen Titel abzulegen, sintemal es nicht geschieht ohne Gottes Wille, daß man es verlanget. Wenn ich heute meine freie Wahl hätte — ich schenkte meine Krone dem Ersten, der sie begehrte, denn ich weiß, ich wäre glücklicher als der ärmste Edelmann, denn ich als König bin. Was die Herren verlangen ist gerecht — es war gegen das Testament meines Vaters, daß ein Regent gewählt wurde, wie Ihr wisset."

„Ich werde die Sache noch überlegen," sagte Somerset unschlüssig.

„Jedenfalls, Lord, müssen wir Euch bitten, sofort die Leibgarde wieder ins Schloß ziehen zu lassen," sprach Cranmer entschieden.

„Wozu das, habt Ihr Euch schon mit meinen Feinden verbunden, Hochwürden?"

„Nein, Lord, ich bin noch Euer Freund, und werde es bleiben. Eben meine Freundschaft gebietet mir dieses zu begehren, denn es ist nothwendig und klug, dem Rathe kein Mißtrauen mehr zu zeigen, seine Geduld möchte doch am Ende ausgehen!"

Auch Paget machte dem Herzog eindringliche Vorstellungen hierüber. Am Ende gab er zögernd nach; die Leibgarde rückte in die gewohnten Räume im unteren Schlosse ein, und stellte eine Wache auf der großen Haupttreppe aus.

Sir Philipp Hoby kehrte sehr zufrieden mit seinem Erfolge nach London zurück; fügte aber die Mahnung hinzu:

„Paget und Cranmer sind der Ansicht, daß wir den Herzog eine Zeit lang unter feste Aufsicht stellen, bis sich seine Aufregung gelegt hat. Bei seiner jetzigen Stimmung stehe ich nicht dafür, daß er nicht noch eine Revolution bezweckt, wenn er freie Hand hat, und freien Verkehr mit den Bürgern. Er ist immer noch sehr beliebt bei dem Volke, und sein Einfluß zu fürchten."

Diese Bemerkung schien Allen einzuleuchten, Sir Anthony Wingfield und Sir John Leyer erhielten eingehends den Befehl, den Herzog im Auge zu behalten, und zu verhindern, daß er Windsor verlasse, ehe

eine Deputation der Lords dem König aufwarten könne. Sir Thomas Smith, Sir Stanhope Schwager des Herzogs, sowie Cecil der Sekretär, Sir John Thynne und Eduard Wolf sollten auf ihren Zimmern einstweilen Arrest haben.

Es war gegen Mittag, als die Deputation der Lords, an deren Spitze Lord Warwick stand, in Windsor anlangte, und eine Audienz beim Könige nachsuchte.

Eduard ließ die Herren sogleich vor, und empfing sie mit freundlichem Ernste; dann hörte er ihnen aufmerksam zu, als sie mündlich ihre Erklärung vortrugen, und die Gründe, welche den Rath veranlaßt hätten, das Protektorat aufzuheben.

„Schließlich bitten wir Eure Majestät, uns Vertrauen zu schenken, und zu genehmigen, daß wir eine Zeit lang den Herzog in dem Tower gefangen halten, sowie seine Räthe, welche einen übeln Einfluß auf ihn ausgeübt haben, zum Schaden des Reiches."

Eduard war bereits auf diesen Vorschlag vorbereitet worden, und machte jetzt keine einzige Einwendung dagegen. Er hatte die Versicherung erhalten, daß dem Herzog kein Leid und Strafe bedrohe — und im Uebrigen hegte er ja wenig Liebe zu dem ehrgeizigen Manne.

„Handelt, wie Ihr es für weise erachtet, Lords," lautete seine einfache Erwiederung. „Ich nehme an, Eure Stimme sei heute Gottes Stimme — und vielleicht ein Gottesurtheil."

Sir Smith, Stanhope, Well und Thynne, die feilen Creaturen Somerset's, wurden noch am gleichen Tage nach London und nach dem Tower gebracht, wo sie Rechenschaft über ihre maßlosen Veruntreuungen ablegen sollten.

Am Montag folgte ihnen der Herzog von Somerset mit einer zahlreichen Wache. Hier angekommen, wies ihn der Gouverneur dasselbe Gemach an, welches sein Bruder bewohnt hatte. Es war eins der bessern Gemächer; dem Regenten gestattete der Rath auch die Bedienung seines eigenen Kammerdieners, sowie seine eigene Küche. Er wurde mit großer Achtung behandelt; der Rath bewies damit, daß es ihm Ernst sei mit seinen Versicherungen, daß sie nämlich den Herzog

nur deßhalb gefangen genommen, um ihn eine Zeit lang unschädlich zu machen."

Nachdem der Zug mit dem Gefangenen das Schloß verlassen, begaben sich Paget und Cranmer wieder zum Könige, der gedankenvoll und nicht unbewegt am Fenster stand. „Der Herr erhebt und erniedrigt," dachte der fromme Knabe. „Wer hätte gedacht vor wenigen Tagen, daß der stolze Regent heute als Gefangener des Weges ziehen werde. Sic transit gloria mundi."

Paget berührte sanft die Hand des Königs und drückte sie an seine Lippen.

„Gelobt sei Gott — der Sturm ist vorüber."

„Das Protectorat ist nun zu Ende, mein Sohn," sprach Cranmer. „Ihr seid frei, ohne Gouverneur einstweilen Euer eigener Herr und Gebieter. Gott gebe, daß diese Freiheit Euch zum Segen werde."

„Mein Vater, ich bin nicht frei, obgleich ich keinen irdischen Gouverneur habe," erwiederte Eduard sanft lächelnd. „Ich behalte noch zwei Herren, die mächtiger sind als Somerset war."

„Wen meint Ihr?" fragte Paget. „Welche Herren?"

„Gott und mein eigenes Gewissen, auf ihre Stimmen will ich achten," erwiederte Eduard, „und ihnen gehorchen."

„Diese Stimmen werden Euch den rechten Weg anweisen, mein königlicher Sohn," sprach Cranmer gerührt und segnend seine Arme über ihn ausbreitend.

Plötzlich wurde Eduards feines, intelligentes Antlitz wehmüthig, fast düster.

O wenn jetzt meine Mutter, mein Oheim Seymour diese Stunde erlebt hätten! jetzt, jetzt wäre ich glücklich geworden, nun freut mich meine Freiheit nicht mehr, da sie sich nicht mit mir freuen können. Vater! warum mußte es so kommen? O warum, warum?" wiederholte er mit schmerzlicher Stimme und mit höchster Leidenschaftlichkeit; dann warf er sich plötzlich an die Brust des Erzbischofs und weinte bitterlich.

Der würdige Erzbischof umschloß mit väterlicher Zärtlichkeit den weinenden König.

„Erst in der zukünftigen Welt wird Euch eine Antwort auf Euer

„warum" zu Theil werden, mein Sohn. Dort werden wir unsere Lebensbahn von Anfang bis zu Ende überschauen und erkennen, aus welchen weisen Gründen der himmlische Lenker unsers Schicksals, unsere schönsten Hoffnungen durchkreuzte, unsere Pläne scheitern ließ, oder durch seine menschlichen Werkzeuge vereiteln. „Meine Wege sind nicht Eure Wege, denn so hoch der Himmel über der Erde ist, sind meine Gedanken über Eure Gedanken," spricht der Herr. Mir ist es eben so dunkel, mein Sohn, in diesem Augenblicke, warum Somerset seines Amtes entsetzt werden mußte, da er bei allen seinen Fehlern ein aufrichtiger Beförderer der evangelischen Wahrheit war. Ich wüßte Niemand unter den Mitgliedern des Raths, der es so aufrichtig mit der Reformation der Kirche meinte als Euer Oheim."

„Ich erwarte Alles von Lord Warwick," sprach Eduard, sich aus den Armen Cranmers emporrichtend.

„Er mag den Protestantismus unterstützen, mein Sohn, aber es geschieht alsdann nur aus Weltklugheit, nicht aus Ueberzeugung."

„Warwick ist kein Heuchler," erwiederte Eduard lebhaft. „Es schmerzt mich, Hochwürden, daß Ihr kein Vertrauen in ihn setzet."

„Ich will mich noch eines Urtheils enthalten, mein Sohn, um Euch nicht zu kränken und vielleicht dem Lord Unrecht zu thun; aber ich kann mich eines düstern Vorgefühles, ihm gegenüber nicht erwehren. Er versteht es zu gut, seine Fehler zu maskiren, als daß ich ihn für einen aufrichtigen Charakter halten kann. Es liegt für mich etwas unheimliches in der eisigen, nie gestörten Ruhe Lord Warwicks; er drängt sich niemals sichtlich in den Vordergrund und dennoch übt er einen starken Einfluß auf Alle aus, mit denen er verkehrt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht diesen Schlag gegen Somerset längst projectirt hätte, um selbst an die Spitze der Regierung zu treten. Ueberlaßt Euch seinem Einflusse nicht unbedingt. Aber ich sehe, ich thue Euch weh, mein Sohn, reden wir nicht mehr davon," setzte Cranmer freundlich hinzu, „sondern von Euern Studien."

30. Kapitel.

Lord Warwick. Somerset's Begnadigung und neue Pläne.

Ueber Elisabeths blasses, leidendes Antlitz flog zum ersten Male nach Seymours Tod ein Strahl der Freude, als sie die Nachricht von dem Sturze des Protectorats erfuhr. Eduard war der erste, welcher sie davon benachrichtigte; der Knabe fügte nur die Worte hinzu: „Gott ist gerecht!" und Elisabeth wiederholte: „ja er ist gerecht, des Bruders unschuldig vergossenes Blut wird durch das Blut seines unnatürlichen Bruders gesühnt werden."

Jetzt erst wagte sie es, ihre Theilnahme und Freundschaft wenigstens für den Hingerichteten zu äußern, und den König zu bitten, daß er sie der Aufsicht des Sir Thomas Tyrwhit überhebe und Parry, ihren alten Intendanten ihr wieder beigeben möge.

Dr. Ascham erbot sich, dem Könige den Brief zu überbringen. Eduard schätzte Ascham sehr, und mit sichtbarer Freude vernahm er von den ehrlichen Lippen des Lehrers, Elisabeths glühendes Lob nicht nur über ihre Gelehrsamkeit und ihren Fleiß, sondern auch über ihren ernsten, christlichen Sinn und ihr jungfräuliches Verhalten.

„Ich lasse meine Schwester einladen, mir einen längeren Besuch abzustatten," sagte Eduard fröhlich. „Meldet Ihr Ehrwürden, sie dürfe nicht befürchten, mit Somerset zusammen zu treffen, denn es ist bereits beschlossen, daß er mich nicht aufsuchen darf ohne meine specielle Erlaubniß, und diese wird er nicht so bald erhalten, denke ich, wenn ich sie überhaupt ihm je wieder ertheile."

„Wird man ihn wieder in Freiheit setzen?"

„Ohne Zweifel, denn die Lords gelobten es ihm vorher, aber sobald dürfte er den Tower nicht verlassen. Die eingeleitete Untersuchung zeugt jetzt schon sehr zu seinen Ungunsten, ich und der Staat sind in unverzeihlicher Weise betrogen worden, sowohl durch Somerset persönlich, als durch seine Creaturen. Der Herzog hat sich nicht geschämt, sogar

die 1000 Mark Silber, welche die Stadt mir bei meiner Krönung zum Geschenke bot, sich zuzueignen, dazu Ländereien und Häuser in der Stadt, welche meinem Vater gehörten, und werthvolle silberne und goldene Gefäße aus den Kirchen. Während die Nation darbte, und meine Soldaten um ihren Sold jammerten, bereicherte er sich in der aller unchristlichsten Weise. Wenn er die schwerste Strafe des Gesetzes erduldete — wäre es nur gerecht!“

„Es war Zeit, daß sein Reich zu Ende ging.“

„Allerdings, jetzt hoffe ich soll es besser werden mit uns,“ erwiederte Eduard zuversichtlich. „Lord Warwick gewinnt täglich an Einfluß bei den Mitgliedern des Rathes, und er scheint der rechte Mann zu sein um das Steuer zu führen. Ich traue ihm zu, daß er die sinkende Staatsbarke wieder flott macht. Ueberhaupt hoffe ich, daß wir jetzt endlich eine redliche Regierung erhalten und eine, welche die religiösen Reformen energisch befördern und unterstützen wird.“

Dr. Ascham hoffte es auch, und bald darauf entließ ihn der König auf's Huldvollste und mit der Versicherung, daß er darauf antragen werde, Parry ihr wieder zuzustellen, aber unter der Bedingung, daß Elisabeth noch ferner Lady Tyrwhit beibehalte, da es schicklicher sei, daß sie eine ältere Dame als mütterliche Leiterin habe.

Was der junge König aussprach und zuversichtlich hoffte, glaubte auch die englische Nation, nemlich, daß jetzt eine redlichere Regierung die Angelegenheiten zu Aller Zufriedenheit ordnen werde. Zu dieser Hoffnung berechtigte allerdings der Anfang. Die Staatsrechnungen wurden eifrig untersucht und geordnet, die dringendsten Schulden wie der rückständige Sold der Truppen abgezahlt. Ebenfalls unterwarf man alle Schulden der Krone, sowie Alles, was man der Krone schuldig geblieben war, den Erlös verkaufter Kirchen, Güter ꝛc. einer strengen Prüfung. Bei dieser allgemeinen Inspection ergab es sich, daß Somerset allein an Ländereien des Königs jährlich eine Revenue von 30,000 Pfund gewonnen hatte.

Das redliche Streben der Lords, Ordnung in die Geschäfte zu bringen, verhinderte sie aber nicht an ihren eigenen Vortheil zu denken. Sie begehrten nemlich, daß sie für die Ausgaben und die Verluste ent-

schädigt würden, welche Viele unter den Staatsräthen bei der letzten Revolution gehabt. Baares Geld war natürlich nicht hinreichend vorhanden, daher sandte man Silberbarren in die Münze mit dem Befehl, die erforderliche Summe Geldes unter jeder Bedingung zu stempeln. Durch diese Maßregel kam nicht weniger als 150,000 Pfund an schlechtem Silbergeld in Umlauf, und die Folgen hiervon waren fast noch schlimmer als unter Somersets Regierung

Der Sturz des Protectorates wurde von den Katholiken als der Vorbote besserer Zeiten für sie begrüßt, und selbst Kaiser Karl theilte so weit diese Ansicht, daß er förmlich dem englischen Gesandten die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes als die Bedingung nannte, unter welcher er der Verbündete Englands gegen Frankreich werden wolle.

Diese Hoffnungen waren keineswegs gänzlich unbegründet, denn eine Zeit lang schien es ungewiß, welche Partei die Oberhand gewinnen werde. Die Grafen von Southampton, Arundel und Shrewsbury, alle drei katholisch, hatten hauptsächlich Somersets Sturz bezweckt. Aber Southampton zog sich, noch ehe Somersets Prozeß beendet, von den öffentlichen Geschäften zurück, und starb auf seinem Landsitze. Gegen Arundel erhob sich die Klage, daß er als Lord Oberkämmerer Veruntreuungen bei den Kirchengütern sich hatte zu Schulden kommen lassen, so daß auch dieser abdanken, und obendrein die Geldbuße von 12,000 Pfund erlegen mußte.

Niemand wußte, daß Lord Dudley-Warwick die Entfernung dieser beiden Herren bewirkt, so schlau hatte dieser seine Rolle gespielt. Und dennoch verhielt es sich so. Warwick war seiner Ueberzeugung nach weder Katholik noch Protestant, besaß überhaupt gar keine Religion; der Ehrgeiz war die Gottheit, welcher er allein huldigte, die Verherrlichung seines eigenen Hauses das Ziel, wonach er seit Jahren unverrückt strebte. Der Erfolg seines Auftretens bei Unterdrückung der Rebellion hatte ihm einen bedeutenden Einfluß verschafft. Er erkannte bald, daß, wenn es gelinge, den Protector zu stürzen, alsdann könne er leicht selbst die Zügel der Regierung erfassen. Eine Zeit lang schwankte er nach Somersets Absetzung, welcher Partei er beitreten solle,

schließlich aber beschloß er, sich derjenigen anzuschließen, welche die meiste Aussicht habe, die dominirende Faction zu werden.

„Wenn ich mich zu den Conservativen bekenne, dann muß ich, um consequent zu sein, den gefangenen Herzog von Norfolk, und Bischof Gardiner aus dem Tower befreien. Aber mit ihnen werden alle Edelleute von ahnreichen Familien, alle Vollblutaristokraten wieder die öffentlichen Aemter besetzen, und mich werden diese stolzen Herrn über die Achsel ansehen, weil meine Familie weniger vornehm ist. Nein, es ist vortheilhafter für mich, an der Spitze derjenigen zu stehen, welche ihr Glück durch die Revolution gemacht haben, oder es noch zu machen hoffen, als wenn ich in der untergeordneten Rolle eines Satelliten der stolzen, ahnenreichen Stanley's, Talbots, und der Howards figurire. Die Conservativen sind katholisch — die Emporkömmlinge belieben sich Protestanten zu nennen, weil der König Protestant ist, und die Reformation ist jetzt das Feldgeschrei am Hofe. Seien wir, was unsere Partei ist — also gut protestantisch! Damit gewinne ich festen Fuß beim Könige und dem Erzbischof, und kann mit der freundlichsten Manier meine Gegner verdrängen!"

So dachte Lord Warwick, und danach handelte er. Wir sehen, daß Cranmers Abneigung und Mißtrauen völlig gerechtfertigt war. Lord Warwick war Protestant, wer konnte daran zweifeln, als er im Parlamente, den conservativen Lords zum Verdrusse, eine Akte durchsetzte, worin auf's Strengste geboten ward, Alles aus den Kirchen zu entfernen, was an das alte Joch der geistigen Unwissenheit erinnerte, nemlich weder Statuen noch Bilder sollten bleiben, das neue Kirchenbuch sei das allein passliche zum Gottesdienste; die Häuser sollten durchsucht werden, und alle Meßbücher, Gebets- oder Legendenbücher, ob in englischer oder lateinischer Sprache, confiscirt, und öffentlich verbrannt werden.

Damit begnügte sich Warwick nicht. Bischof Bonner, der Gegner des Kirchenbuches, ward zu einer längern Gefängnißstrafe verurtheilt, und Ridley an seine Stelle nach London versetzt. Heath, Bischof von Winchester, weil er gegen die Zerstörung der Heiligenbilder opponirte, folgte Bonner in's Gefängniß; die katholische Pfründe von Westminster

wurde aufgehoben, und mit der eines Bisthums von London vereinigt. Thirlby wurde nach Norwhich versetzt.

Hooper und seine Genfer Freunde, denen die buchstäbliche Doctrine, das Alpha und Omega, das einzig Nothwendige zum Glaubensbekenntniß war, jubelten laut über diesen eclatanten Sieg des Evangeliums. Eduard weinte Freudenthränen; selbst Cranmer empfand Beschämung über sein Mißtrauen, und drückte dem falschen Warwick gerührt und dankbar die Hand.

„Das Evangelium ist siegreicher in England, denn in jedem andern Lande, außer in Zürich," sagte Hooper eines Tages. „Lord Warwick ist ein getreuer und tapferer Krieger Christi, ein geheiligtes und furchtloses Werkzeug des Wortes Gottes."

„Die Lords Warwick und Dorset sind die leuchtendsten Lichter in der englischen Kirche," sprach John Ulms, ein holländischer Refugié. „Sie sind für die römischen Bischöfe der Schrecken und ein Donnerkeil. Sie allein haben mehr für die Reformation der englischen Kirche geleistet, als alle andern Herrn des Geheimen Regierungsraths!"

Beide Männer verlangten nichts weiter, als daß das Evangelium vom Staate begünstigt würde, und jede Opposition auf's Strengste bestraft. Sie forschten nicht nach, ob Dorset und Warwick es aufrichtig meinten, noch bekümmerte es den reformatorischen Prediger, daß die Wirkung eines so plötzlich aufgedrungenen Religionswechsels das Unheilvollste für die englische Nation war. Erst der kommenden Generation ward der Segen vorbehalten. Diejenigen, welche die religiöse Revolution erlebten — denn anders kann man die Befestigung des Protestantismus unter diesen Umständen kaum nennen — mußten ihrem alten Glauben entsagen, ehe sie den neuen recht kannten, daher denselben nicht achten konnten. Eine Geldbuße wurde allen Familien und Individuen auferlegt, deren Plätze auf länger in den Kirchen unbesetzt blieben. Die meisten Leute gingen also in die Kirche, um nicht Strafe zahlen zu müssen, aber entschlossen, mit offenen Ohren nicht zu hören, noch zu verstehen. Die Frauen beteten daheim bei verschlossenen Thüren ihre katholischen Litaneien, so weit sie sich derselben auswendig erinnerten. Der andere Theil des Volkes aber versank in eine laue Gleichgültigkeit, sogar in eine Ver-

achtung der Religion, welche schlimm auf den moralischen Zustand wirkte. Die Sittenlosigkeit unter dem Volke, Trunkenheit, Betrügereien, erreichten einen so furchtbaren Grad, daß zuletzt das Parlament sich ernstlich über die Mittel zur Steuerung des Uebels berathen mußte, und die streng gesinnten Geistlichen von den Kanzeln herab ein Anathema gegen die Prunk- und Putzsucht der englischen Frauenwelt, die gehaltlose Vergnügungssucht der Männer und deren Verschwendung aussprechen mußten. Hooper und Ridley, beide strenge Puritaner, geißelten auf's Schonungsloseste Adel und Hof, ja sogar in Gegenwart Eduards und seiner Cousine, Lady Jane. Niemand tadelte sie; ein Beweis, daß Eduard und die besser Gesinnten die Faulheit und das Entartete der socialen Stände fühlten. Ganz besonders gewannen diese beiden Prediger an Einfluß und Beliebtheit bei dem Volke, weil Beide auf's Eindringlichste die Verwahrlosung der Armen, arbeitslosen, und Siechen vorstellten. Ihre Worte fielen auch zum Theil auf guten Boden. Mehrere reiche Bürger, worunter auch der Lordmayor sich befand, steuerten freudig Geld bei, um Armen- und Krankenhäuser zu gründen, wovon einige noch in London bestehen. Eduard räumte mehrere Staatsgebäude, auch Schlösser zu Hospitälern oder Wohnungen ehrlicher, arbeitsloser Männer ein. Sir Andrew Tadd und Rowland Hill, erbauten auf eigne Kosten Freischulen in Tunbridge und in Drayton. William Cholmley aber erfand eine wohlthätige und einträgliche Beschäftigung für die Hunderte von kräftigen Männern, welche unter Somerset aus Mangel an Arbeit darbten.

In England gesponnenes oder gewobenes Tuch hatte man nemlich bis dahin nach Holland und Belgien zum Färben senden müssen. Von dort aus, nachdem Tausende von Holländern und Belgiern von diesem Geschäft Nutzen gezogen, exportirten erst englische Kaufleute die Waaren nach allen Himmelsgegenden. William Cholmley gebührt der Dank seines Vaterlandes, daß diese Unsitte aufhörte. Er entdeckte nemlich, als guter Chemiker, daß das Wasser der Themse sich eben so gut wie anderes Wasser zum Färben eignete. Nachdem er sich hiervon gründlich überzeugt hatte, sandte er Agenten nach den Niederlanden, und ließ durch diese flämische Färber mit großem Solde nach England

bringen. Hier unterwiesen diese Fremden zuerst Cholmley's eigene Arbeiter in der Kunst der Tuchfärberei. Sobald der Versuch privatim auf's Glänzendste gelungen, entdeckte er sein Geheimniß als ein großmüthiges Geschenk für seine leidenden Mitbrüder, dem Gouvernement.

„Ich weiß sogar," setzte der edle Mann hinzu, „daß, wenn England seine Manufacturen vervollkommnen, und diese selbstständig leiten kann, man erleben wird, daß London der Markt von Europa geworden!"

Die Regierung erkannte den vollen Werth dieser Entdeckung, aber sie mußte die Sache dem Eifer Cholmley's und der Bürger überlassen. Sie selbst hatte genug zu thun, um nur einen Theil der Schuldenlast abzutragen, welche Somerset hatte accumuliren lassen. Hierdurch gedrängt, und unfähig, die Ausgaben eines Krieges aufzutreiben, schloß die Regierung Frieden mit Frankreich — das Klügste, was sie thun konnte. Frankreich zahlte als Entschädigung 400,000 Kronen, wogegen England binnen 6 Wochen nach dem unterschriebenen Friedenscontracte, Boulogne, die reiche Hafenstadt sammt Gebiet, den Franzosen wieder einräumte. Schottland war mit in dem Friedensvertrage inbegriffen. Der Krieg war also für jetzt beseitigt, das Parlament erhielt mehr Muße, sich um die Angelegenheiten des Innern zu bekümmern.

Die 400,000 Kronen, welche Frankreich lieferte, genügten kaum, um die Hälfte der Staatsschulden zu bezahlen. Die Lebensmittel waren ungemein hoch gestiegen, denn die Ernte fiel zweimal schlecht aus. Eine allgemeine Hungersnoth drohte dem Lande. Lord Warwick erließ daher an alle Magistrate den Befehl, die Pächter und Bauern zu zwingen, daß sie Korn, Vieh, Milch, Butter 2c. zu dem von der Regierung festgestellten Tarif lieferten. Wenn dieselben sich weigerten, zu dem bestimmten Preise zu verkaufen, mehr verlangten, als das Volk bezahlen konnte, sollte der Gerichtsbeamte in Häuser, Viehställe und Meiereien eindringen, die Sachen wegnehmen, und öffentlich verkaufen lassen. Alles, was die Leute bei Seite geschafft hätten, um es in's Ausland zu verhandeln, sollte auf der Stelle nach dem Preise der Regierung veräußert werden.

Die Proclamation Warwicks wurde mit allgemein lautem Unwillen vernommen, worauf Warwick den Magistraten befahl, mit Gewalt sich derjenigen zu bemächtigen, welche am heftigsten opponirten, und dieselben als Gefangene nach London zu senden.

Aber englische, freisinnige Pächter und Landleute ließen sich durch diese Drohung nicht einschüchtern, und der Staatsrath erschrak, als sich die Unzufriedenheit über das ganze Land erstreckte. Nach einigen Wochen mußten die Herrn ihre Proclamation widerrufen, und nach wie vor den Leuten gestatten, ihre Waare nach eigenem Preise zu verkaufen. Warwick that dies ungern, aber er fühlte, daß es geschehen müsse, denn Somerset drohte abermals die Gunst des Volkes zu gewinnen.

Der Herzog wurde im Februar begnadigt. Gegen eine Geldbuße von 5000 Pfund durfte er sich auf einem seiner Landgüter den Sommer über aufhalten. Seine Stelle als Mitglied des Geheimen Rathes hatte man ihm wieder übergeben. Trotz der schweren Geldstrafe und des Verlusts der unrechtmäßig annectirten Krongüter, war Somerset immer noch reich genug, um seinen Haushalt auf fürstlich-luxuriösem Fuße zu erhalten. Kurz vor Warwicks veröffentlichten Befehlen an das Landvolk hatte er sich nach London begeben, und den Berathungen des Geheimen Rathes beigewohnt. Er war der Einzige, welcher es wagte, Warwick gegen ein Verfahren zu warnen, welches nicht verfehlen könne, Unwillen gegen die Regierung zu erzeugen. Aber sein Rath wurde nicht beachtet, doch der Erfolg rechtfertigte ihn. Ein feines, triumphirendes Lächeln spielte um die Lippen des Herzogs, als er die Kunde von dem drohenden Sturm vernahm, und der Rath eine Gegenproclamation erlassen mußte.

„Ich wußte, daß es so kommen werde, denn ich kenne das Volk," sagte Somerset; „es will sich seine Privilegien nicht entziehen lassen, und der es wagt, daran zu schütteln, ist dem Landvolk ein Feind."

Warwick konnte kaum seinen Verdruß vor den Augen seiner Collegen verbergen. Nach dem Schlusse der Sitzung trat er Arm in Arm mit Somerset auf die Straße, und gab diesem das Geleite bis an seinen Palast. Unterwegs kamen sie an zahlreichen Gruppen von Bürgersleuten und Arbeitern vorüber.

Kaum hatten diese den Herzog erblickt, als alle Mützen und

Barette ehrfurchtsvoll abgenommen wurden. Warwick, in der Meinung der Gruß gelte ihm, grüßte huldvoll.

Aber mit einem Male erhob sich laut und herzlich der Ruf:

„Es lebe Lord Somerset! Gott erhalte uns den Vater des Volkes!"

„Das bin ich, meine Freunde, und bleibe es, so lange ich lebe, und wenn ich noch einmal darob in den Tower muß!" antwortete Somerset mit seiner freundlichen Würde die immer das Herz der Leute gewann.

„Es lebe der edle Lord! Nieder mit seinen Feinden!" ertönte es bunt durch einander, während die beiden Cavaliere langsam ihren Weg fortsetzten.

Es war, als hätten sich Alle das Wort gegeben, denn wo einige Leute zusammenstanden, wurde der Herzog in gleicher Weise begrüßt.

„Ihr seht, das Volk ist nicht so undankbar, als mancher Edelmann, der mir Ehre, Geld und Stellung verdankt," sprach Somerset nicht ohne Bitterkeit zu Warwick, welcher seine innerliche Wuth nicht verbergen konnte. Diese Demonstration! Ihn hatte nicht eine Stimme begrüßt, ja man ignorirte ihn völlig.

„Ihr seid noch immer beliebt, trotzdem —"

„Ihr beliebtet, mich in den Tower, gleich einem Verbrecher, zu werfen!" ergänzte Somerset. „Mylord, es sind Fehler begangen worden — ich gestehe es ein — aber nicht immer mit meiner Einwilligung, noch mit meinem Wissen. Vielleicht hätte Jeder in dem Rathe dieselben Fehler begangen, wäre er an meiner Stelle gestanden!"

„Rechnet mich nicht zu denen, welche Euren Sturz herbeiführten, mein Freund," bat Warwick mit sanfter Beredtsamkeit. „Ich suchte lange der Anklage zu steuern, und mir verdankt Ihr es allein, daß man Euch die Freiheit schenkte!"

„O, die Herren hatten sie mir versprochen!"

„Versprechen und halten sind manchmal zwei verschiedene Dinge," erwiederte Warwick lächelnd. „Es waren Gründe und Vorwände genug vorhanden, welche die Lords gerechtfertigt haben würden, wenn sie ihr Wort widerrufen hätten. Ich litt es nicht, und wirkte beim Könige Eure Begnadigung aus. Ihr zwingt mich wider Willen, davon zu

reden, Somerset, aber Euer Mißtrauen gegen mich thut mir herzlich weh!"

„Verzeiht mir — ich bin mißtrauisch geworden! Ist es aber ein Wunder?"

„Nein, ich glaube sogar, Ihr habt Recht, wenn Ihr nicht Allen im Staatsrathe traut, Mylord. Es giebt Einige, die lieber heute als morgen uns Beide sterben sehen würden, oder ausscheiden aus dem Rathe. Aber ich lasse mich nicht verdrängen, und Euch ebensowenig. Ihr sollt wieder Regent werden, Lord; ich hab' es mir in den Kopf gesetzt, und wenn wir beide vereinigt darauf hin arbeiten, dann geschieht es auch."

„Lord, Ihr schwärmt!" sagte Somerset, aber nicht unfreundlich. „Was Ihr sagt, ist unmöglich, und ich wünschte auch nicht mehr die Verantwortung auf mir liegen zu haben. Auch werde ich es dem Könige nicht verzeihen, daß er mich den Lords überantwortete!"

„Ihr sollt Genugthuung erhalten, so Ihr mein Freund zu sein versprechen wollt, Lord. Ich kann von Euch und Eurer Erfahrung viel lernen! Ihr müßt mich die Kunst lehren, so beliebt zu werden bei dem Volke, wie Ihr seid!"

„Ihr dürft dem Volke nur beweisen, daß Ihr es liebt, Lord, und Euch hüten vor ähnlichen Eingriffen in ihre Rechte, wie mit dem Verkaufe der ländlichen Erzeugnisse! Glaubt mir, das Volk hat auch seine Würde, seine Souveränität, deren es sich nicht gern berauben läßt. — Doch hier sind wir angelangt! Ich danke für Eure Begleitung; freut mich, daß Lord Warwick, der Günstling des Königs, sich weder schämt, noch fürchtet, mit mir, dem Geächteten, sich öffentlich zu zeigen."

„Ich sollte mich schämen, Lord! Ich rechne es mir weit mehr zur Ehre an, daß ich Euch begleiten durfte, als wenn Seine Majestät mir heute —"

„Den Regententitel verehrte!"

„Nicht doch — der Streitapfel ist verschwunden! Wir Regierungsmitglieder sind einiger ohne den Regenten, Lord! Daß ich es redlich mit Euer Gnaden meine, bin ich bereit, noch deutlicher zu zeigen, wenn Ihr mir eine Unterredung in Eurem Cabinette gestattet."

Somerset ließ sich ganz durch Warwick's gut und natürlich erkünstelte Freundlichkeit, ja Herzlichkeit täuschen. Er war kein schlechter

Mann, und von Natur nicht mißtrauisch, vielmehr stets geneigt, den Leuten zu vertrauen. Warwick hatte sich auch sehr klug benommen. In der That konnte Niemand beweisen, daß er zum Sturze Somersets die erste Veranlassung gewesen.

Die Unterhandlung mit dem Herzog war eine wichtige, und darum verzog sie sich. Als Dudley den Herzog verließ, begleitete dieser ihn bis auf die Treppe, und schüttelte dem falschen Lord treuherzig die Hand. Warwick grüßte ungewöhnlich huldreich die Dienerschaft seines neuen Freundes, wobei er recht wohl bemerkte, wie reich dieselben gekleidet waren, daß überhaupt der Palast einem Könige genügen mochte, so reich und schön war die innere Ausstattung des Hauses.

Angekommen in seiner eigenen, weit einfacheren Wohnung, „Durham-Haus", welche der König ihm zur Stadtwohnung überlassen hatte, eilte er zuerst nach den Zimmern seiner Gemahlin, Lady Jane Dudley:

„Meine Liebe, ich habe mit Dir zu reden," sagte der Lord im ruhigsten Tone, aber dabei strahlten seine Augen in einem ungewohnten Feuer.

Die Gesellschaftsdame erhob sich, und verließ das Zimmer.

„Ich gratulire Dir zu Deiner vornehmen Schwiegertochter, Jane," sprach Warwick fröhlich.

„Wie? Was meint Ihr, Lord?"

„Ich komme soeben von Somerset her — er hat mir versprochen, daß seine Tochter Anne die Gemahlin unsers Sohnes Ambrose werden soll!"

„Ist es sicher, Mylord?"

„Ganz gewiß! Ihr müßt Ambrose zu mir schicken, damit ich ihm seine Verlobung anzeige! Morgen führe ich ihn zu Somersets hin. — Das ist eine glänzende Acquisition," setzte er hinzu, wobei er sich die Hände rieb. „Durch unsere drei Söhne soll unser Name dem der Vornehmsten im Königreiche nicht nachstehen. — Nun, ein guter Anfang wäre mit Lady Anne Somerset gemacht, wenn das Mädchen wirklich selbst einwilligt. Lady Anne ist stolz und pedantisch. —"

„Aber auch verständig und überlegt," sagte Lady Jane. „Die Noth bricht Eisen, Mylord! Jetzt, da Ihr Vater nicht mehr ist, als Ihr seid, mag sie sich eher zu einer Verbindung mit uns bequemen.

Aber das stolze Dämchen und Lady Anne werden es als eine Demüthigung ansehen!"

„Ich habe Somerset im Vertrauen gesagt, daß ich einen höhern Titel erhalten werde — wenigstens haben einige Herren mir dieses nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Ich habe für Lord Dorset und Paget ebenfalls eine Standeserhöhung vorgeschlagen, und damit gedenke ich diese Beiden an mich zu ketten.

„Paget ist ein kluger Kopf, aber was kann Dorset Euch nützlich sein, Mylord? Sein Charakter ist nicht zuverlässig — das hat er in dem Prozesse gegen Lord Seymour bewiesen. Wer einmal den Verräther macht, wird es auch zum zweiten Male. Hegt er immer noch die Hoffnung, daß seine Tochter die Gemahlin des Königs werde?"

„Wohl möglich, denn Eduard selbst scheint ernstlich es zu wollen. Aber noch sind wir nicht so weit, meine Liebe; ich glaube, es könnte anders kommen, und Jane nicht die Gemahlin des Königs, sondern die Gemahlin unsers Lieblings Guilford werden. Du hast Lady Dorset schon lange nicht besucht; thue es jetzt — oder nein, warte noch einige Tage ab, vielleicht — ich hoffe — dann kannst Du als Herzogin von Northumberland Deinen Besuch abstatten!"

Die stolze Dame stieß einen Jubelschrei aus.

„Ich soll Herzogin von Northumberland werden!"

„Ja doch! aber halte noch reinen Mund, Jane; der König hat mir diesen Morgen im Vertrauen gesagt, er werde mir bald die Herzogskrone übersenden, ich verdiente die Ehre mehr, als der Herzog von Somerset," geruhten Seine Majestät hinzuzusetzen. Jetzt müssen wir noch die Verlobung Roberts mit Amy Robsart abschließen, dann sollen beide Hochzeiten mit einander, und auf's Prunkvollste gefeiert werden!"

„Glaubt Ihr, der König werde die Feierlichkeit mit seiner Anwesenheit beehren?" fragte Lady Dudley.

„Freilich wird er es, wenn ich ihn darum anspreche, denn er schlägt mir jetzt kein Gesuch ab. Somerset wird freilich dann auch anwesend sein müssen als Vater der Braut, aber Seine Majestät werden nichts dagegen einwenden, ebensowenig gegen die Verbindung. Es sollen alle fremden Gesandten eingeladen, französische Schauspieler und eine

Gauklerbande von Frankreich herbeschieden werden. Trage Sorge für eine glänzende Kleidung Jane, für Deinen Schmuck laß mich besorgt sein!"

„Apropos! bei der Rede vom Schmuck fallen mir die Diamanten von Lady Katharine Parr ein! Ihr werdet natürlich darauf bestehen im Heirathscontracte, daß Lady Anne einen Theil derselben erhält!"

„Ist bereits geschehen; Somerset hat Alles bewilligt, da ich versprach, ihn wieder zum Regenten wählen zu lassen."

„Ihr habt das versprochen, Mylord? Ihr scherzet sicherlich! Unmöglich könnt Ihr wünschen, daß Somerset wieder die Regierung leite."

„Nein, ich wünsche es nicht, und werde mich wohl hüten, ihm dazu zu verhelfen! Aber ich wußte, daß sein ganzes Herz noch danach trachtet, und daß seine übermüthige Gemahlin ihm keine Ruhe läßt. Er würde mir seine Tochter für unsern Sohn nie zugestanden haben, wenn ich nicht diese unschuldige List angewendet hätte!"

„Er könnte diese List durchschauen — dann möchte Euer Plan noch scheitern, Mylord!"

„Ich wollte ihm nicht rathen, daß er mit mir einen Kampf einginge," sprach Dudley mit drohender Miene. „In diesem Falle hieße es — ich oder er — Einer muß weichen oder fallen, und dieser Eine soll mein Gegner sein, und wenn ich ihn auf's Schaffot schicken müßte, wie den Bruder! Aber Du kannst Recht darin haben, daß Somerset anstatt jetzt mein Freund — mein Feind werden könne. Darum wollen wir die Hochzeit beschleunigen, soviel der Anstand gestattet. Ist seine Tochter mit ihrem reichen Heirathsgute erst die Gemahlin Ambrosen's — dann mag aus dem Vater werden, was da wolle! Schicke mir Ambrose zu, daß ich ihm meine Instructionen gebe, damit er mir und sich das Spiel nicht verderbe."

„Ich fürchte, Ambrose hegt gerade keine Liebe für Lady Anne," warf Lady Dudley schüchtern ein, denn obgleich eben so stolz und ehrgeizig, wie ihr Gemahl, liebte sie ihre Söhne auf's mütterlichste. „Lady Anne benahm sich auch nie so gegen Ambrose, daß ich annehmen könnte, sie sei ihm geneigt!"

„Jane, ich hielt Dich bisher für ein gescheides Weib, und jetzt

schwatzest Du Unsinn, faselst von Liebe, als ob die jungen Leute Bauersleute wären! Im höhern Stande heirathet man sich ohne Liebe, und Ambrose wird so vernünftig sein, daß er die großen Vortheile erkennt, welche diese Verbindung mit sich führt. Eine Verwandtschaft mit der königlichen Familie, vollends mit dem Könige, kann unsere Familie einst auf den Thron von England erheben. In Ermangelung männlicher Thronfolger hat auch die Cousine des Königs Ansprüche auf die Succession für sich und ihre Kinder!"

„Ich will unsern Sohn zu Euch senden," erwiederte Lady Dudley; „ich sehe ein, daß es so am besten für Ambrose und seine Zukunft ist. Ich freue mich nur, daß Amy, Sir Robsarts Tochter, ein liebliches, kindliches Geschöpf ist, das ich mit Freuden als meine Schwiegertochter begrüßen werde. Robert liebt sie auch, und das Mädchen ihn, da sollen wenigstens die Beiden ein glückliches Paar geben. Von der Ehe meines Aeltesten mit der kalten, gelehrten Lady Anne Somerset erwarte ich kein Glück, Mylord! Ueberhaupt freut mich diese Verbindung nicht, trotz der hohen Ehre, die uns dadurch zu Theil wird. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Ihr jeden freundschaftlichen Verkehr vermieden hättet! Seid Ihr Herzog von Northumberland, so dürfet Ihr jede Tochter für Euren Aeltesten begehren, und werdet keine abschlägige Antwort erhalten."

„Es bleibt dabei," entschied Warwick kurz und barsch. „Du weißt, ich handle nie ohne reifliche Ueberlegung! Auf diese Verbindung habe ich schon lange im Stillen reflectirt. Nimm Dich zusammen, Jane, und laß keinen von Deinen trüben Gedanken durchleuchten, wenn Du der Braut, oder Somersets Glück wünschest!"

„Das versteht sich von selbst," lautete Lady Jane's Antwort. „Vorausgesetzt," fügte sie hinzu, „Lady Somerset reizt mich nicht durch ihren unerträglichen Hochmuth."

„O sei ohne Sorge, meine Liebe," erwiederte Warwick; die Dame wird sich sehr gnädig zeigen — einmal, weil sie mich fürchtet, zweitens, weil sie glaubt, ich werde im Ernste ihrem Gemahl zur Regentenwürde verhelfen! Mit Speck fängt man die Mäuse;" setzte er lachend hinzu. „Der Regententitel ist für Somerset, was der Speck für die Mäuse ist!"

31. Kapitel.

Die Vermählung in Cheyne.

Seiner Absicht gemäß, betrieb Lord Warwick die Vermählung seiner beiden Söhne mit einer ängstlichen Hast, welche Somersets Augen geöffnet haben würde, wenn er nicht jetzt blindlings seinem falschen, schlauen Freunde vertraut hätte. Weit entfernt, den Zweck der Eile zu durchschauen oder nur zu ahnen, stimmte er selbst Warwick bei; denn er wähnte, mit diesem Bunde die Fürsprache des mächtigen Günstlings auf immer gesichert zu haben. Lady Anne willigte ohne Widerrede in die Verbindung ein, denn sie liebte und verehrte ihren Vater über Alles. Sein Wunsch war ihr ein Befehl, dem sie jedes eigene Gefühl mit Freuden opferte. Der junge Bräutigam sagte ihr, daß er sie liebe, und Lady Anne forschte nicht nach, ob er die Wahrheit redete, sie war eine practische Natur, und nachdem sie einmal die Vortheile, welche aus dieser Verbindung entsprießen konnten, erkannte, fügte sie sich mit ruhiger Würde ihrem Loose. Nicht so leicht gab die Herzogin ihre Zustimmung. In ihren Augen beging der Herzog ein Verbrechen, indem er seine Tochter zu einer Mesalliance mit der Familie Warwick bewog. Schließlich mußte sie nachgeben, that es aber so sichtlich ungern und verdrossen, daß Lady Dudley's Erwartungen gerechtfertigt wurden. Es war aber nicht allein Hochmuth, welcher Lady Somerset gegen diese Verbindung stimmte. Sie besaß einen ruhigen, scharf beobachtenden Verstand und viel Menschenkenntniß. Hatte sie doch stets ihren Gemahl vor des Bruders Cabalen gewarnt, sowie vor Warwick selbst, dem sie eben so wenig traute, als Cranmer es that. Sie unterließ auch jetzt nicht, nachdem die Verlobung gefeiert worden, ihren freudig aufgeregten Gemahl zu warnen, daß er sich vor einer unbedingten Vertraulichkeit mit Warwick hüten möge.

„Glaubt mir, Lord," setzte sie eines Tages hinzu, „Warwick hat einen Zweck bei dieser Verbindung, den Ihr nicht erkennet und der auch

mir noch ein Geheimniß ist. Ich zweifle aber, ob dieser Zweck zu Eurem Vortheile gereichen soll, glaube vielmehr, daß Warwick selbst Euch in unedler Weise zu benutzen sucht."

„Was könnte er wollen, Anne?" fragte Somerset in einem gereizten Tone. „Die Verbindung mit unserm Hause ist eine hohe Ehre für ihn, mehr hat er nicht gewollt, und wenn ich wieder Regent bin, so ist es selbstverständlich, daß der Schwiegervater unserer Tochter nicht zu kurz kommt."

„Es ist nicht so gewiß, daß er Euch zur Regentschaft verhelfen will," erwiederte Anne. „Vielmehr hege ich die Ueberzeugung, daß er selbst sich der Regentschaft bemächtigen will. Werdet Ihr es zugeben oder ruhig ertragen, wenn er Euch schmachvoll hintergeht, daß vielleicht diese Familie von Pavenues, die erste im Lande wird und uns über die Achsel ansieht."

„Nein, so wahr ich lebe, ich würde es nicht dulden, und müßte ich die Fackel des Bürgerkrieges anzünden!"

„Und in diesem Kriege könntet Ihr leicht unterliegen, wie Euer Bruder auf dem Schaffot endigen, Lord. Nein, soweit dürft ihr es nicht kommen lassen, Ihr müßt Euch hüten, mit Warwick in offene Collision zu gerathen; nur durch List werdet Ihr ihn aus der Gunst des Königs und von seiner Höhe stürzen, nie mit Gewalt. Ich warne Euch, Lord, um Eures eigenen Lebens willen, seid vorsichtig und besonnen, glaubt dem Warwick nicht blindlings, sondern achtet auf den Rath Pagets. Prüfet Alles was er Euch rathet, und danach wählet besonnen und klug."

Die Worte der verständigen Frau verfehlten nicht, Somerset nachdenklich und besorgt zu machen. Er benahm sich auffallend kühler, auch zurückhaltender gegen seinen Verbündeten, was aber bereits Warwicks Argwohn erregte und ihn bewog, auf eine baldige Vollziehung der Vermählung zu dringen. Um Somersets erwachendes Mißtrauen völlig einzuschläfern, überbrachte er demselben und Lady Anne eines Tages einen herzlichen Gruß vom Könige.

„Seine Majestät hoffen Euch bei der Vermählung zu sehen und zu sprechen, Lord. Eduard scheint einen freundlichen Verkehr mit seinem

Oheim zu wünschen; es liegt jetzt nur an Euch und Eurem eigenen Benehmen meine Freunde, dann dürft Ihr das Beste hoffen, vielleicht gar was Ihr wünschet. Ich theile Euch im Vertrauen mit, daß Seine Majestät einen werthvollen Schmuck für seine Cousine Lady Anne bei dem Hofjuwelier bestellt hat."

„Hat er nicht dasselbe gethan für Amy Robsart, die Braut Eures Sohnes Robert, Lord?" fragte die Herzogin lächelnd.

Warwick gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, denn Eduard hatte dieses allerdings gethan, in der Absicht, durch ein Geschenk an seine Cousine, Somersets Hoffnungen nicht zu ermuthigen.

„Ich weiß nichts hierüber, Lady Anne," antwortete Warwick ruhig, „es wäre nicht unmöglich, da Robert ein Jugendgespiele Seiner Majestät ist. Jedenfalls wird der Schmuck durch seinen geringern Werth, sich von dem Schmucke für Lady Somerset unterscheiden."

„Meine Tochter ist reich genug an Schmuck, sie besitzt mehr als eine einfache Lady Ambrose Dudley bedarf," erwiederte Lady Somerset stolz. „Jedoch werden wir das Geschenk Seiner Majestät als einen Beweis seiner huldreichen Gesinnung nach Gebühr würdigen."

Ende Juni fanden beide Vermählungen in dem schönen Landhaus zu Cheyne an der Themse statt, welches Somerset gehörte. Am ersten Tage wurde Lady Anne getraut, am zweiten Lord Robert Dudley mit seiner reizenden, verschämten Braut Amy Robsart. Wenn das erste Brautpaar durch den Reichthum seines Anzuges die Bewunderung der zahlreichen Anwesenden erregte, so gestanden doch Alle ein, daß das zweite Brautpaar einen weit angenehmeren und hochzeitlicheren Eindruck machte. Lady Annes stattliche, würdige Ruhe, ja fast kalte Erscheinung machte weniger den Eindruck einer Braut, als den einer selbstbewußten Prinzessin, welche im Begriffe stand, einem Untergeordneten eine unverdiente Gnade zu erweisen. Mit einem matten Lächeln, als langweilten sie die beredten Glückwünsche, dankte sie für dieselben. Eben so stolz und förmlich reichte sie dem Gemahle die mit Ringen geschmückte Hand, als dieser sie nach der Trauung in den Banquetsaal geleitete. Man konnte der Braut keine Unfreundlichkeit vorwerfen, aber vergebens be-

mühte man sich in dem schönen, kalten Antlitze die leiseste Spur von einer wärmern Erregung zu entdecken.

Nach dem Mittagsmahle fand eine Vorstellung der französischen Schauspieler statt, welche Warwick aus Frankreich verschrieben hatte. Die Vorstellung wurde in einem geräumigen Pavillon gegeben, welcher eigens zu diesem Zwecke im Garten errichtet worden. Das Gebäude bestand aus Brettern, die mit Segeltuch und über diesem mit kostbarem scharlachrothem Tuche überzogen waren. Die hohen Herrschaften amüsirten sich, der König erschien heiter und freundlich; auch Somerset und dessen Gemahlin wurden huldvoll begrüßt und von Eduard beglückwünscht.

„Es freut mich herzlich diese Verbindung," sagte er dann, „denn es giebt mir die Versicherung, daß meine besten Freunde, Lord Warwick und mein Oheim, zum Wohle meines Landes vereinigt bleiben werden. Was dem Einen mangelt, wird der Andere ersetzen, und so das Reich, wie wir selbst treulich berathen sein."

Somerset war außer sich vor Freude über des Königs gnädiges Benehmen, sowie über dessen Aufmerksamkeit gegen die Braut.

„Nun?" flüsterte ihm Warwick zu, „habe ich zu viel gesagt? ist der König nicht fast zärtlich gegen seine Cousine und huldreich gegen Euch?"

„Gewiß, ich bin zufrieden," erwiederte Somerset. „Ich glaube, wenn ich die Worte Seiner Majestät richtig deute, daß er seine Härte gegen mich bereut, und heute eine Versöhnung mit gefeiert hat. Ich denke, er wird mich bald wieder zu sich einladen, mir den freien Zutritt zu ihm gestatten, wie es sich für den Oheim geziemt."

„Nur Geduld, lieber Freund, nichts übereilen; überlaßt das Uebrige mir, ich verstehe es besser ihn zu lenken. Ihr seid zu ehrlich und der König ist noch so jung, daß ihm noch etwas Schmeichelei besser behagt, als Eure derbe Wahrheitsliebe," erwiederte Warwick schalkhaft lächelnd.

Bei sich aber dachte der falsche Lord:

„Ich werde schon dafür sorgen, daß Du den König nie ohne mich sprechen wirst; das fehlte noch, daß ich Dir freien Zutritt zum schwachen Könige auswirkte."

Der zweite Tag, wo die Vermählung Roberts stattfand, war für

Alle erst ein fröhlicher. Der Anblick von Roberts strahlendem Gesichte, des rosigen, süßen Lächelns der glücklichen noch kindlichen Braut, erheiterte unwillkührlich jedes Herz. Jeder empfand und wußte, daß hier einmal die Liebe zwei Wesen an einander knüpfte, nicht kalte herzlose Berechnung, denn Robert hatte die Ehe erzwungen, obwohl Amys Vater mehr reich als angesehen war. Letzterer war übrigens ein treuer Jugendfreund Warwicks, der einzige Mann, den der herzlose Staatsmann im Herzen Hochachtung zollte und mit dem er sich nie verfeindet hatte, weil Sir Robsart auf seinen Gütern lebte und sich nicht in die Politik mischte. Roberts Verehrung für Elisabeth und die stolzen kühnen Hoffnungen, welchen er sich eine Zeitlang hingegeben, verschwanden, als er auf einem Besuche bei dem alten Robsart die liebe Rose sah, die dort im sichern Schatten des väterlichen Hauses blühte. Amy erwiederte diese Liebe, und Warwick billigte schließlich die Verbindung; war doch sein ältester Sohn, der Verlobte der vornehmen Lady Anne.

Lady Elisabeth und Mary waren natürlich auch zu dem Doppelfeste eingeladen worden, hatten sich aber entschuldigen lassen, Mary weil sie sich wieder leidend fühlte, und Elisabeth weil sie erklärte, kein Haus betreten zu wollen, in welchem sie Somerset begegnen könne, den sie als den Verläumder ihrer jungfräulichen Ehre haßte. Nicht ihre Cousine Lady Anne, wohl aber die Braut ihres Jugendfreundes Robert, empfing einen schönen silbernen Obstkorb zum Hochzeitsgeschenke.

Der Hochzeitstag verging in ungetrübter Heiterkeit und das Brautpaar nahm von Herzen Theil an der allgemeinen Freude. Es war ein schönes Paar, beide jugendlich und anmuthig. Robert zählte kaum 18 Jahre als er der Gemahl Amys wurde, diese erst 15. Amys liebliche, unbefangene Heiterkeit entzückte die älteren Gäste, die jüngeren beneideten im Stillen den glücklichen Bräutigam um den Besitz der holden Rosenknospe. Eduard drückte seinem Freunde leidenschaftlich die Hand, als er sich einen Augenblick mit diesem allein befand.

„Ich könnte Dich um Amy beneiden, wenn ich Dich nicht so aufrichtig liebte,“ sprach der König mit einer unverkennbaren Wehmuth.

„Und nicht Jemand lieber hätte,“ scherzte Robert, „nemlich Lady Jane Gray. Majestät, Jane ist noch schöner als Amy, obgleich mir

mein süßes Weibchen mit ihren einfachen, harmlosen Wesen mehr gefällt als Lady Jane.“

„Ja, Jane ist hübscher geworden, sie wird gewiß einst eine fesselnde Erscheinung sein,“ erwiederte Eduard, „aber vielleicht darf ich sie dann nur von Ferne bewundern, anstatt daß ich so glücklich sein darf, wie Du heute mit Deiner kleinen Amy. Ach! wenn wir Beide, Jane und ich, einst einen solchen Tag feiern dürften! Sieht sie nicht wie eine wahre Lotusblume aus, in dem weißen Kleide, und in ihrer sanften sinnigen Heiterkeit? Welche schöne Braut wäre sie. Weißt Du nicht von wem sie den prachtvollen Blumenstrauß hat?“ fragte plötzlich hastig der König.

„Ich dachte Eure Majestät hätten ihn Eurer Cousine verehrt,“ sagte Robert verwundert. „Es sind ausländische Blumen, die nicht auf Englands Boden gewachsen sind, wie ich bemerke.“

„Nein, von mir hat sie die Blumen nicht, ich habe Deinen Bruder Guilford im Verdacht.“

„Guilford?“ wiederholte Robert nachdenklich. — „Bei meinem Schwerte, Eure Majestät könnten Recht haben; ich entsinne mich jetzt, daß meine Mutter geheimnißvoll mir sagte, Guilford habe im Sinne, Jane mit einem Geschenk zu überraschen, wie keine Dame am Feste aufzuweisen haben werde. Aber wie hat er die Blumen nur bekommen können? wir müssen ihn gleich in's Verhör nehmen.“

„Dann gesteht er nichts,“ sagte Eduard.

„Richtig, ich werde Amy den Auftrag geben ihn auszufragen. Sie kommt so gut mit ihm aus, daß er ihr alles ausplaudert. Warum fragt Ihr aber Jane nicht selbst nach dem Geber, Majestät?“

„Ich habe keine Gelegenheit gefunden sie allein oder auch nur in Gegenwart Anderer zu sprechen,“ erwiederte Eduard. „Es scheint mir fast, als ob Lady Dorset oder vielleicht Dein Vater, Jane den Befehl ertheilt haben, mir auszuweichen. Ich habe sie überhaupt nur einmal in Gegenwart meiner Schwester Mary seit der Hinrichtung des Admirals gesprochen. Ach, es verlangt mich so innig nur eine Viertelstunde mit dem lieben Mädchen allein zu sein. Ich kam mit der Hoffnung

nach Cheyne, daß es mir gelingen werde, aber es scheint, ich muß wieder unverrichteter Dinge nach London reisen.“

„Nein, das sollt Ihr nicht, Majestät, ich will es schon einrichten, daß Ihr Lady Jane ohne lästige Zeugen sprechet, obwohl ich dafür einen Verweis von meiner gestrengen Frau Mutter erwarte, so sie das Rendezvous erfährt.“

„Warum sollte sie Dir darüber zürnen?“

„Ei, Majestät, weil sie den Liebling Guilford mehr liebt als den König und die Hoffnung nicht aufgiebt, Jane einst zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen.“

„Hegt Dein Vater denselben Wunsch?“

„Was der Vater denkt, weiß Niemand zuvor ehe er handelt,“ erwiederte Robert lachend. „Aber ich will zu Amy und wenn ich ihrer habhaft werden kann, das Zusammentreffen zwischen Euch und Jane berathen. Die Kleine ist schelmisch genug sie wird mir gleich beistehen, da sie Lady Jane bewundert.“

„Aber wo könnten wir uns unbeobachtet treffen? das ganze Haus ist bewohnt,“ sagte Eduard ängstlich.

„Wird sich schon ein heimlich Plätzchen finden lassen,“ erwiederte Robert zuversichtlich. „Mein Vater will am Abende einen Tanz zu Ehren der fremden Gäste veranstalten, und da Eure Majestät nicht an dem Tanze Theil nehmen, werdet —“

„Gewiß nicht, Robert, Du weißt, ich halte es für ein weltliches Vergnügen, das sich nicht für einen ernsten Christen geziemt.“

Robert lachte herzlich. „Dann bin ich freilich kein guter Christ, Majestät, denn für mich giebt es kein angenehmeres Divertissement, als einen munteren Tanz. Solltet sehen, wie anmuthig und lebendig meine kleine Amy sich beim Tanze bewegt. Nun aber, ich denke daß Eure Majestät keine Langeweile haben sollen, während wir uns unterhalten. Ich gehe jetzt Amy aufzusuchen, und bitte Euch, nachher mich anzureden oder mir zu folgen, wenn ich Euch in Gegenwart Anderer einen Vorschlag mache.“

Eduard versprach den Anweisungen zu folgen und mischte sich wieder in die allgemeine Unterhaltung. Er wurde aber plötzlich ernster und

einsilbiger; seine Blicke flogen oft nach der Stelle im Saale, wo Jane neben ihrer Mutter sitzend, einem fremden Sänger zuhörte. Dabei konnte er bemerken, daß auch des jungen Mädchens Blicke manchmal verstohlen auf ihm ruhten; dann aber senkte sie die schönen, träumerischen, treuen Augen und ihre Wangen rötheten sich in lieblicher Verwirrung. Niemand bemerkte diese geheime Zwischensprache als Lord Warwick, welcher mit verschränkten Armen an der Wand, hinter dem Sitze des Königs stand. Robert schlich sich leise zu ihm heran.

„Vater, der König ist nicht glücklich bei uns."

„Weißt Du die Ursache?"

„O gewiß — Dorset und seine Gemahlin suchen zu verhindern, daß er mit Lady Jane spricht. Wir müssen es zu veranstalten suchen, Vater, der König wird Euch Dank dafür zollen."

Warwick nickte bejahend.

„Ich werde Jane nach dem Treibhause führen, sobald der Gesang zu Ende ist. Folge Du mit dem Könige mir nach," lautete Warwicks leise, geflüsterte Antwort.

Bald darauf trat eine Pause ein, die Zuhörer riefen dem Bravour-Sänger ihre lauten Bravos zu, nachdem Eduard, mehr aus Höflichkeit gegen seine Wirthe, das Zeichen durch ein kurzes Klatschen mit der Hand ertheilt hatte.

Während der Pause erhoben sich die Gäste; es war ein heißer Tag, man begab sich in den Saal wo kühle Getränke in silbernen Krügen für die Damen, und fremde Weine für die Cavaliere standen.

Es fiel nicht auf, als Robert sich an den König hindrängend, diesen fragte, ob er nicht einen Gang durch die schattige Allee des Gartens machen wolle. Eduard blickte den Frager einen Augenblick an, dann legte er seine Hand auf dessen Arm:

„In der That, ich glaube die frische Luft wird mir gut thun; der Saal ist zum Ersticken heiß und schwül."

Beide schritten durch die Zimmer zur ebenen Erde, und hinaus in den Garten.

Zu gleicher Zeit hatte sich Warwick Lady Dorset genähert, und dieser zu einem Becher Obstwein verholfen, ein Getränk, welches die eng-

lischen Damen sehr liebten. Jane stand neben ihrer Mutter; sie sah nicht fröhlich aus, sondern senkte leicht das Haupt.

„Ich glaube, die heiße Luft im Saale hat Euch nicht behagt, Lady Jane," bemerkte Warwick, „gefiel Euch der Gesang nicht?"

„Ich bewundere die Kunst des Sängers, Lord, aber dieser laute, forcirte Gesang ist nicht gerade wie ich die Musik liebe. Mir scheint, die Musik sei am schönsten, wenn sie Gottes Lob verkündige, oder die Seelen zur Andacht erhebe."

„Ich stimme mit Euch überein," erwiederte Warwick. „Aber wir sind unsern Diplomaten der fremden Höfe es schuldig, daß wir ihnen beweisen, wir zollen auch weltlicher Kunstfertigkeit, die gebührende Anerkennung. Ihr seid eine große Blumenliebhaberin, wie ich weiß. Ich bemerkte, als ich im Treibhause war, eine Pflanze von besonderer Art, deren Blume ungewöhnlich schön sein soll. Wollet Ihr mir die Ehre erweisen, Euch dorthin führen zu lassen?"

Jane sah fragend ihre Mutter an —

„Geh nur mit Mylord, wohin er Dich zu führen geruht," beeilte sich Lord Dorset schnell zu erwiedern, als seine Gemahlin mit einer Antwort zu zögern schien.

„Gut denn, ich entführe Euch Lady Jane!" rief Warwick heiter aus. „Wenn der Gesang zu Ende ist, kommen wir zurück, denn aufrichtig gesagt, mir behagt diese Art von Musik eben so wenig wie Euch."

Er verbeugte sich mit leichtem Anstande vor dem jungen Mädchen, und bot ihr den Arm, den sie schüchtern nahm, denn sie fürchtete den allgewaltigen Staatsmann nicht wenig.

Schweigend erreichten sie den Garten. Warwick lenkte in die Allee von hohen Bäumen ein, die sich fast berührten, und eine herrliche beschattete Promenade bildeten. Jane schritt mit gesenkten Blicken an der Seite des stattlichen Warwick's langsam dahin.

„Ihr habt den König wohl schon gesprochen?" fragte Warwick seine Begleiterin.

„Nein Lord."

„Woher kommt das? ich hätte nicht geglaubt, daß der König seine Freundin ignoriren würde.“

„Es gab keine Gelegenheit dazu — Seine Majestät mußten mit Anderen reden, und dann —“

„Nun?“ fragte Warwick theilnehmend, als das junge Mädchen erschrocken innehielt. „Lady Jane, ich bin Euer aufrichtiger Freund; selbst wenn ich Euch nicht persönlich verehrte, würde ich Euer Freund sein, um der Liebe willen, welche unser geliebter König — den Gott segnen und erhalten möge — zu Euch im Herzen trägt.“

„Ich kann es kaum glauben, Lord,“ erwiederte Jane, in ihrer naiven Offenherzigkeit.

„Nicht glauben, Lady Jane?“

„Nein, weil meine Mutter sagte Ihr wolltet nicht, daß der König mit mir hier rede.“

„Wenn ich das wünschte, liebe Lady Jane, so geschah es, weil ich Euch vor einer übeln Nachrede schützen wollte, was Ihr zu befürchten habt, da Lady Anne und Somerset weder Euch noch dem Könige geneigt sind. Beide werden es nie verzeihen, daß Somerset die Regentschaft verloren hat. Ich bin überzeugt, er hat die Hoffnung nicht aufgegeben, das hohe Amt sich wieder zu gewinnen, sei es durch Schmeicheleien oder durch offene Gewalt.“

„Ihr glaubt doch nicht, daß er so undankbar sein könnte, etwas gegen den König zu unternehmen, nachdem dieser so gnädig sich benommen hat. Jedermann ist der Meinung, daß der Herzog den Tod verdient habe, mehr als sein Bruder Seymour.“

„Allerdings, aber des Königs Herz ist weich und versöhnlich. Wir müssen ihn warnen, gegen Somerset auf der Hut zu sein, daß er dessen anscheinender Reue nicht unbedingt vertraue. Meine Stellung jetzt zur Familie Somerset, gebietet mir neutral zu bleiben, das heißt, ich kann nur indirekt über Somerset's Pläne wachen, und diese durch Andere vereiteln. Ich kenne Euern Einfluß über den König, Lady Jane, darum bitte ich Euch zu thun, was sich von meinen Lippen nimmermehr geziemen würde, nämlich, daß Ihr dem Könige zuredet, den Herzog fern vom Hofe und von seiner Person zu halten, bis er unleugbare

Beweise seiner Treue gegeben. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein König von England durch ein Verbrechen früher den Tod fand, als Gottes Rath es bestimmte."

„O, das wäre entsetzlich!" stieß Jane bestürzt aus. „Wer könnte dem lieben, sanften Könige ein Leids thun?"

„Wenn man ihn auch nicht ermordete — Somerset könnte bei seiner Popularität eine Revolution bewirken, den König im Tower versiechen lassen und sich selbst die Krone anmaßen. Ich sage nicht, daß er es will, oder daß es ihm gelingen würde; aber die Möglichkeit muß man stets im Auge behalten. Warnet Ihr den König, liebe Jane — auf Eure Stimme wird er merken."

„Ach, ich thäte es wohl, Lord; aber ich spreche ihn nicht, und meine Mutter hat mir verboten, an Eduard zu schreiben ohne ihre Erlaubniß."

„Die Gelegenheit verschaffe ich Euch, und werde es bei Lady Dorset verantworten — nur versprecht mir, daß Ihr nie einer Verleumdung Glauben schenken wollet, sondern stets eingedenk sein, daß ich es redlich mit Euch meine."

„Ich will es glauben, Lord, wenn Ihr mir auch ein Versprechen gebet."

„Gewährt im Voraus, Lady Jane."

„Daß Ihr meine Mutter nicht beredet, mich zu zwingen, die Gemahlin Eures Sohnes Guilford zu werden," sagte das junge Mädchen bittend.

„Ihr könnt meinen armen Guilford also nicht lieben? Ihr haßt ihn wohl gar?"

„Nein, nein, das nicht, Lord; ich habe ihn gerne, er ist so gut gegen mich — aber ihn heirathen will und darf ich nicht, weil ich ihn nicht lieben würde, wie es Gott geboten hat, daß die Gattin den Gemahl verehre; aber selbst wenn ich es auch thun wollte, den Eltern zu lieb — ich dürfte es um des Königs Willen nicht."

„Hat Seine Majestät es verboten?" forschte Warwick.

„O nein," erwiederte Jane, „dazu ist er zu fromm. Er weiß wohl, daß er vielleicht eine Prinzessin heirathen muß, wenn es zum Besten

seines Landes diene, und ich weiß es auch, Lord; aber Eduard sagt, er werde gewiß sterben, wenn — wenn es so weit kommen müsse."

„Das glaubt er nur; er würde sich darein finden, liebe Lady Jane."

„O, Eduard — der König wollt ich sagen, ist nicht wie Lady Anne, die Euern Sohn geheirathet hat, obgleich sie Lord Ambrose nicht liebt," sagte Jane lebhaft. „Ich glaube, daß der König stirbt, wenn man ihm eine Gemahlin wider seinen Willen aufzwingt. Er sagt, wenn ihn etwas betrübe, dann fühle er so arge Schmerzen in der Brust, und müsse gleich heftig husten. Ich hörte auch, wie Lady Mary zu meiner Mutter einmal sagte, sie finde, der König sehe aus, als ob seine Lunge nicht gesund wäre; er würde unterliegen, wenn er je einen tiefen Kummer hätte, und Lady Seymour sagt, er werde nicht lange leben, weil ein Fluch auf dem Königshause und der Familie Seymour liege."

„Das wolle Gott nicht —"

„Das sage ich mit Euch Lord — dann — ach dann würde Lady Mary Königin werden, und dann ließe sie uns Protestanten alle auf der Stelle hinrichten, wenn wir nicht in die Messe gingen. Mir zittert das Herz, wenn ich daran denke; wenn Gott unser Land nicht für seine Sünden strafen will, dann läßt er Lady Mary sterben, und Lady Elisabeth Königin werden. Die hat ihres Vaters Kopf und Geist, die beugt sich vor keinem Papste, Lord!"

Sie hatten unter diesem Gespräche das Ende der Allee erreicht, welches über eine Viertelstunde lang war und auf einen freien Raum mündete, der zu einem Obstgarten angelegt worden. Hier stand das Gewächshaus; denn damals schon kannte man die Kunst, fremde Blumen und Früchte in den Gärten des reichen Adels in dieser Weise zu erzeugen, oder fortzupflanzen. Dasselbe war geräumig, anstatt der Glasfenster ließ ein durchsichtiges feines Gewebe an einigen Stellen Licht und Luft in den heißen Raum.

Lord Warwick trat an der Thüre zurück und ließ Jane eintreten.

Plötzlich wich diese erschrocken zurück. Am andern Ende des schmalen Raumes stand der König mit Lord Robert Dudley. Eduard eilte rasch mit freudiger Miene auf seine Cousine zu, küßte ihre Hände, und dann das erröthende Antlitz selbst.

„O Lord, mein Lebenlang danke ich Euch für diese Freundschaft," sprach hierauf der König, diesem die Hand reichend.

„Ich bin bereits belohnt durch Eure Freude, Majestät. Ich sah es Euch an, daß Euch etwas bei uns fehlte — und wollte nicht, daß mein König bei uns unglücklich sein sollte; jetzt haben wir unsere Aufgabe gelöst," setzte er hinzu. „Im Garten, hinter dem Treibhause, ist ein schattiges Plätzchen, wo Eure Majestät ungestört ein Plauderstündchen mit der Jugendfreundin halten dürfet. Ich werde Lord Dorset einen Wink geben, daß er sich in der Nähe aufhalte, um Euch zurück zu begleiten; es möchte besser sein, als wenn Ihr mit Lady Jane allein wieder bei der Gesellschaft erscheinet."

Er verließ das enge, heiße Häuschen und führte das junge Paar nach einer Bank von rohen Baumstämmchen, die in ländlicher Weise zusammengefügt waren. Darauf blieben die beiden jungen Leutchen allein.

Warwick ging in Gedanken versunken, neben dem Sohne her, der ihn nicht zu unterbrechen wagte. Warwick selbst knüpfte das Gespräch an.

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß Lady Jane so verständig und practisch wäre, ich hielt sie bisher mehr für ein überlerntes Kind. Aber ich habe zweierlei von ihr vernommen, was mir lieb ist zu wissen."

„Darf ich fragen, was dieses Geheimniß ist?"

„O, gewiß; einmal hegt sie die Ueberzeugung, daß Eduard nicht alt werden würde, und unzweifelhaft durch einen tiefen Kummer dem Grabe zugeführt würde. Zweitens glaubt auch Lady Mary an seinen frühen Tod, und dies erklärt, warum sie ihren Vetter, den Kaiser Carl, zu ihrem Freunde behalten, und ihren katholischen Glauben nicht ablegen will. Sie hofft also sicherlich noch Königin von England zu werden."

„Dann sei Euch und uns Allen gnädig, Vater!"

„Freilich — aber wir müssen den Schlag, der uns droht pariren," erwiederte Warwick mit düstrer Entschlossenheit.

„Somerset ist noch immer der Freund Lady Marys," bemerkte Robert. „Unter Mary hat er Alles zu hoffen."

„Als Protestant, Robert?"

„O, ich glaube Somerset's Protestantismus hat einen bedeutenden Stoß seit seiner Entsetzung erlitten," erwiederte Robert pfiffig. „Ich habe schon sagen hören, er sei der Reformation überdrüssig, und daß es nicht viel Mühe kosten würde ihn in einen bigotten Katholiken umzuwandeln. Ist es Euch noch nicht aufgefallen, daß er gegen eine energische Oppositionsmaßregel auftritt?"

„Da Du es erwähnst, fällt mir allerdings manches auf, was Somerset in der letzten Zeit geredet hat. Wäre nicht unmöglich sein Ehrgeiz triebe ihn zu einem Akte der Verzweiflung, indem er sich mit den Katholischen gegen uns verbündete. Aber wir werden streng aufpassen; ich muß aucourant bleiben von Allem was in seinem Hause vorgeht, oder gesprochen wird. Wenn er Miene macht, sich gegen mich zu erheben — dann ist er verloren. Zum zweiten Male wird ihm keine Gnade erwiesen werden, und wenn der König sich weigert ihn auf's Schaffot zu senden, dann —"

„O, darüber dürft ihr keine Sorge haben," bemerkte Robert, „ich habe eben mit ihm über den Oheim gesprochen; er haßt ihn so gründlich, daß er sich wenig besinnen würde, den zweiten Bruder dem ersten nachzusenden. Aber wie gedenkt Ihr bei des Königs Liebe zu Jane, zu verfahren? Es scheint mir nicht, als ob Guilford Hoffnung zu reussiren habe."

„Er muß sich gedulden — ein paar Jahre können viel ändern. Vielleicht erkaltet Eduard selbst gegen Jane, oder er entschließt sich, diese Liebe der Staatspolitik zu opfern; dann zweifle ich nicht, daß Eduard selbst eine Verbindung mit unserem Hause und Dorset wünschen werde. Für den Augenblick müssen wir Alles vermeiden, was Eduards Leben verkürzen könnte; sein Leben ist unser Glück — sein Tod unser Fall. Das müssen wir im Auge behalten, und ich werde Deiner Mutter Anweisung geben, daß sie über Guilford's Schwärmerei schweige. Marys Hoffnungen dürfen nicht ermuthigt werden — unter keiner Bedingung; lieber treibe ich, daß Eduard sich morgen mit seiner Cousine vermähle."

„Elisabeth wäre uns günstiger geneigt."

„Darüber bin ich nicht so sicher, Robert, sie wird annehmen, daß

ich auch zu Seymour's Verurtheilung beigetragen — und mit Recht. Wenn es wahr ist, daß sie den Admiral wirklich liebte — — —"

„Das glaube ich bestimmt."

„Dann habe ich auch nichts von ihr zu erwarten."

„Kommt nur darauf an, wie Ihr Euch jetzt benehmet, Vater. Warum läßt man die Prinzessin unbeachtet auf dem Lande? Der König soll seine Schwester wieder an den Hof ziehen, damit sich ihr Einfluß vermehre, und sie Mary in den Schatten werfe. Elisabeths Persönlichkeit, ihr Witz, ihr Geist und ihr Glaubensbekenntniß, werden sich bald geltend machen. Und eitel ist Elisabeth auch — überlaßt sie mir, ich werde ihr bald die Ueberzeugung beibringen, daß wir ihre treusten Freunde sind, was beiläufig bei mir ernst ist, wie ihr wißt. Ich werde es allen jungen Edelleuten von unserer Bekanntschaft anempfehlen, daß sie lebhaft Elisabeth verehren müssen, wenigstens äußerlich, und mein Wort dafür, sie thun es."

„Elisabeths Einfluß möchte uns aber auch schädlich werden, darum nehme ich Anstand, sie mit dem Könige ganz auszusöhnen."

„Darin begeht Ihr einen Fehler, Vater; es gehört zu den Präservativmittel, daß Eduard den Umgang seiner Lieblingsschwester genießt. Er wird sie doch bald einladen, sagte er mir, denn er sterbe vor Heimweh nach ihr. Er wünsche auch, daß sie an den Hof komme, um den Gesandten bekannt zu werden, damit sie sich einen Gemahl unter den regierenden Fürstensöhnen wähle. Warte Eduards Einladung nicht ab, sondern komme dem Könige zuvor, dann wird Elisabeth wissen, daß sie Euch die königliche Gunst zu verdanken habe. Zeigt Ihr vollends, daß Ihr Somerset mißtraut — nicht sein Intimus seid, dann werdet Ihr gewiß ihre Gunst erringen, und kann ihr Einfluß nur Euch nützlich werden, mein Vater."

„Ich will es mit mir überlegen; in dem was Du sagst liegt viel Wahres, Robert. Du hättest mein Erstgeborner sein sollen!"

„Danke, bin ganz zufrieden, der zweite Sohn zu sein; denn ich beneide meinen Bruder nicht um seine frostige, vornehme Gemahlin. Amy ist ein Engelskind; ich tauschte mit keinem Könige, Vater. Uebrigens habe keine Sorge um meine Zukunft. Ich habe von Euch

beiden Eltern meinen Theil Ehrgeiz ererbt, und werde mir schon Ehrenstellen erringen, entweder hier zu Lande, oder im Auslande. Wenn der König stirbt oder schwer erkrankt, dann flüchte ich mich mit meinem hübschen Weibchen schnell nach Frankreich. Marys Ankunft in Westminster warte ich nicht ab, und ich denke Ihr werdet es eben so machen."

„Da kommen Lord und Lady Dorset sehr apropos, wir senden sie dem jungen Pärchen nach," sagte Warwick, „ich möchte nicht, daß man in der Gesellschaft wüßte, ich hätte die Hand zu einem Rendezvous gegeben."

Robert lachte: „Mein ernster Vater paßt freilich nicht zu einem postilion d'amour."

Sie gingen jetzt schneller auf die Beiden zu; als sie diese erreicht hatten, rief Lord Dorset:

„Wo ist der König? ich sah ihn mit Euch den Saal verlassen, Dudley!"

„Und wo habt Ihr meine Tochter gelassen, Lord?" fragte Lady Dorset ängstlich.

„O, die beiden Schuldigen sitzen sehr behaglich miteinander hinter dem Gewächshaus, und unterhalten sich ohne Zweifel weit angenehmer, als im Saale bei Musik und Tanz," sagte Lord Warwick mit einem gutmüthigen Lächeln.

„Lord, das ist gegen allen Anstand!" sagte Lady Dorset. „Jane ist jetzt 14 Jahre alt, da darf sie sich nicht mehr als Kind aufführen."

„Larifari, Francis! Du warst schon 15 Jahre alt, wie Du heimlich Dich zu mir in Euren Park hinausstahlst, und wir uns unter einem Baum verlobten," sagte Dorset lachend.

„Lord, wie mögt Ihr nur so etwas sagen," warf Lady Francis ein. „Ihr waret kein König, sondern ein Edelmann, der mein Gemahl werden konnte. Jane wird schwerlich Eduards Gemahlin werden, und durch diese kindische Liebe büßt sie ihren ehrlichen Namen ein. Sie soll sogleich in's Haus — ich werde ihr einen strengen Verweis geben."

„Dem Könige eher, Lady Francis, denn er bat mich dringend darum," sagte Robert. „Er war trostlos darüber, daß Ihr Lady Jane

immer bei Euch behieltet, und daher bat ich den Vater, Jane hinauszuführen."

„Ich wollte Euch so eben aufsuchen und zu ihnen senden," sprach Warwick; „aber jetzt unterbrecht die harmlosen Kinder nicht, Lady; ich habe ihnen eine volle Stunde versprochen. Es ist kühl und schattig hier, gehen wir auf und ab, bis es Zeit ist, den König wieder zur Gesellschaft zu führen. Eduard ist noch zu jung, um den Zwang einer langweiligen Unterhaltung lange mit guter Miene zu ertragen; darum gönnte ich ihm eine unschuldige Freude, und diese kann er hier ungestört haben. Wäre er älter, dann würde ich die Zusammenkunft nicht gestattet haben."

„Eure Gemahlin führt eine andere Sprache, Lord," sagte Lady Francis.

„Möglich, aber sie wird künftig nicht anders, als ich heute, reden und handeln," lautete Warwick's Antwort. „Ich sehe jetzt, daß Eduards Frieden, und mit diesem sein Leben von Janes Liebe abhängt, Lady Dorset, und daß wir seine schwache Constitution, vor allem sein weiches, tief empfindendes Gemüth berücksichtigen müssen. Lasset ruhig uns die Zukunft abwarten; Gott wird uns den Weg deutlich zeigen, den wir einschlagen müssen. Von meiner Seite wird künftighin die Liebe des Königs keine Opposition erfahren, vielmehr laß ich ihm die Hoffnung, die ihn belebt und beseelt. Kommt es dennoch anders, wie ich beabsichtige, zwingen ihn die äußeren Verhältnisse, eine Prinzessin von Frankreich zu wählen — dann müssen wir auch die Folgen tragen, und Eduard wird sich in's Unvermeidliche fügen."

Die Unterhaltung zog sich in die Länge; nach Verlauf einer Stunde etwa, gingen Alle nach dem Garten, um den König und Jane abzuholen.

Sie fanden beide nebeneinander Hand in Hand auf der rauhen Bank sitzend. In Jane's dunklem Haar staken Zweige von Orangeblüthen, die Eduard zu diesem Zwecke aus dem nahen Gewächshause entnommen.

Jane stand betroffen auf, als die Eltern erschienen, wurde aber beruhigt, als Lord Warwick ebenfalls hervortrat.

„Seht nur!“ rief Eduard mit echt knabenhafter Lebendigkeit aus, „wie hübsch die Orangeblüthe Jane kleidet! Würde sie nicht eine schöne Braut geben? Ich habe sehen wollen, wie sie sich ausnehmen wird, wenn sie wirklich Braut ist; fehlt nur noch der Schleier!“

„Und der Bräutigam,“ lachte Dorset.

„Am Ende haben Majestät schon einen für Eure Cousine ausgesucht!“ sagte Robert.

Eduard lächelte schelmisch. „Freilich habe ich das schon lange; ist ja eine alte Sache, daß Jane keinen Andern heirathen darf, als mich. Das haben wir uns schon vor vier Jahren gelobt, nicht wahr mein Herzchen?“

„Ach, das war ja nur Spaß, Vetter,“ erwiederte das junge Mädchen, aber dabei färbten sich die Wangen mit einer dunklen Gluth.

Jane war nie schöner, als wenn sie erröthete, und das that sie, so oft sie in Verlegenheit gerieth.

„Freilich war's damals Spaß — aber es wird einmal Ernst werden, so es Gottes Wille ist, und die Herren vom Staatsrathe nichts dagegen haben,“ lautete Eduards Antwort. Dann zog er ihr behutsam die Blüthen aus dem Haar, und vertheilte sie in zwei Sträußchen.

„Du eins und ich eins, Jane! — Entweder wirst Du meine Braut, und dann gebe ich Dir einen ganzen Kranz von Orangenblüthen, *) oder ich sterbe vor Dir; dann soll man dieses Sträußchen mir auf die Brust legen wenn ich im Sarge bin.“

Jane's Augen füllten sich augenblicklich mit Thränen, sie wandte sich ab, und legte ihre Hand auf den Arm der Mutter.

Es lag etwas still Feierliches und Inniges in Eduards Ton und Worten, das selbst Warwick leicht ergriff.

„Euren Tod hoffe ich nicht zu erleben, Majestät, wohl aber Euern Vermählungstag. Jetzt bitte ich gehorsamst, daß Ihr uns wieder zurück begleitet, damit Niemand uns entgegen komme.“

Eduard folgte freundlich der Aufforderung. Er kehrte zurück in's

*) Wurde damals wie jetzt, in England anstatt der Myrthe zu Brautkränzen verwendet.

Schloß, zwischen Warwick und Dudley. Die beiden Dorset's führten Jane zwischensich.

Die übrige Gesellschaft wunderte sich nicht über die Promenade, nur Lady Somerset hatte ihre eignen Gedanken dabei, die sie später ihrem Gemahle mittheilte — und die wir errathen können.

32. Capitel.

Ernstliche Maßregel gegen Lady Mary. Ihr Entrée in London.

Im Monat November starb der zweiundachtzigjährige Papst Paul III. Wer sollte sein Nachfolger werden? war die Frage, welche jetzt alle Fürsten in Anspruch nahm, und besonders Kaiser Karl V. Reginald Pole, Marys Jugendliebe und Vetter, war der bevorzugte unter den Cardinälen. Eine italienische Parthei, welche theilweise auch eine kaiserliche war, schlug Cardinal Farnese vor, der dem Kaiser sehr geneigt schien. Schließlich, nach heftigem Kampfe, fiel die Wahl auf den Cardinal del Monte, welcher die päpstliche Tiara unter dem Namen Julius III. annahm.

Er war ein geistig unbedeutender, weichlicher und furchtsamer Charakter, und so klein von Gestalt, daß er kaum mit Anstand in dem päpstlichen Stuhle sitzen konnte. Er hatte versprechen müssen, vor seiner Erwählung Frankreich zu abandonniren, nicht gegen den Kaiser zu opponiren, und das Concil von Trent wieder zu versammeln.

Nach der Sitte, mußte der neue Papst den rothen Cardinalshut, den er sonst getragen, Jemand anders schenken, ohne den Rath zu consultiren. Julius III. erhob sofort einen schönen Lieblingspagen, der seinen Leibaffen pflegte, zu der Würde eines Cardinals, und schenkte ihm den abgelegten rothen Hut!

Kaiser Karl, keine Einsprache vom Papste befürchtend, beeilte sich die Stände nach Augsburg zu berufen, wo das Kaiserreich als erblich, und sein Sohn, Don Philipp, zu Karls Nachfolger erklärt werden solle. Zugleich erließ er hier ein Edict gegen die Protestanten in den Nieder=

landen, dessen grausamer Inhalt alles was bisher gegen Ketzer erlassen worden war, übertraf; auch Weiber und Kinder unterlagen den Strafen. Die Männer sollten geköpft, verbrannt, oder als ehrenlos erkannt, Weiber und erwachsene Kinder lebendig begraben werden.

Die nächste Folge dieses Edicts war, daß die Leute aus Städten und Dörfern an der Küste flohen, und an Bord der englischen Schiffe zu kommen suchten. England wurde, wie schon oft, die Zufluchtsstätte der unglücklichen flämischen Flüchtlinge, aber sie brachten dem Lande durch ihre Gewerbe und Kenntnisse, Segen. Es verdient die aufrichtigste Belobung, welche rege Theilnahme die Verstoßenen, von allen Mitteln Entblößten, bei der englischen Regierung und Nation fanden. Man trat den Stadtviertel Austin friars, an Diejenigen ab, welche in London zu bleiben wünschten; schenkte ihnen Ländereien und Pachtgüter, womit die Gemeinde ihre Geistlichen besoldete.

Die Geistlichen sollten unabhängig von der englischen, bischöflichen Jurisdiction bleiben. Somerset etablirte auf eigene Kosten, in den schönen wohlerhaltenen Ruinen von Glastonburg Abtei, eine kleine Colonie Walloner Weber.

Deutschland sollte sich entschieden den Befehlen des Conciliums von Trent fügen, aber die Magdeburger weigerten sich und beschlossen Widerstand zu leisten. Der Herzog von Mecklenburg brach auf Karls Geheiß in ihr Gebiet ein; zwar eilten auf das Edict in den Niederlanden, die alten erprobten Soldaten des Landgrafen und des Churfürsten ihnen zu Hülfe. Aber allem Anscheine nach, war der Widerstand der Magdeburger ein hoffnungsloser. Herzog Moritz löste den Herzog von Mecklenburg im Felde ab, und fing an, die Stadt regelrecht zu belagern.

„Jetzt!" rief Eduard aus, „da der Kaiser von allen Seiten in Anspruch genommen ist, dürfen wir keinen Krieg mit ihm befürchten. Man soll meiner Schwester Mary das Vorrecht, ihre eigene Hauskapelle und Geistlichen zu halten, entziehen. Sie soll gezwungen werden, sich dem Parlamentsakte der Einigkeit zu unterwerfen!"

Warwick, und andere Rathsherren, zögerten eine Zeit lang, da von Neuem sich Streitigkeiten von Seiten Frankreichs, wegen den

Grenzen des Gebietes von Calais, erhoben. Es leuchtete klar ein, daß die Franzosen beabsichtigten, Calais wie Boulogne, an sich zu reißen.

Sobald der kaiserliche Gesandte von den Absichten Eduards gegen Mary vernahm, forderte er abermals, daß man diese in Ruhe lassen solle. Diesesmal wies man ihn mit einer abschlägigen Antwort ab.

Renand begab sich hierauf zu Lady Mary, und benachrichtigte sie, daß er den Befehl vom Kaiser erhalten, für ihre heimliche Flucht nach Antwerpen Sorge zu tragen. Der Kaiser hatte bereits einen holländischen Admiral Shipperus mit schnell segelndem Fahrzeuge an die Küste von Essex expedirt, Mary sollte in der Nacht von ihrem, nur eine Stunde entfernten Landhause Newhall, an die Küste hinabreiten, dort ein Boot besteigen, und sich an Bord bringen lassen.

Dieser Plan war kein neuer; schon zu Heinrichs Lebzeiten, unter den Drangsalen Anna Boleyn's, hatte der Kaiser seiner Cousine eine ähnliche Flucht vorschlagen lassen, den sie jedoch damals wie jetzt ablehnte.

Es schien aber nicht unmöglich, daß Mary wirklich sich aus dem Lande entfernen könne, da sie älter und überlegter geworden. Um dieses zu verhindern, sandte Eduard Sir John Gates, um seine Schwester streng zu überwachen. Sodann schrieb Warwick an sie, und suchte sie, unter dem Vorwande, Essex sei schädlich für ihre Gesundheit, zu bereden, eine ihrer von der Küste entfernteren Wohnungen zu beziehen.

Diesen Brief beantwortete Mary in dem freundlichsten Tone, bewies, daß sie im Augenblicke sich nicht entfernen könne, aber später beabsichtige nach Wanstead überzusiedeln. Sie war so klug, sich ganz das Ansehen zu geben, als erkenne sie dankbar die Sorge des Rathes um sie, an. Um jedoch womöglich den Argwohn der Regierung von sich abzulenken, stattete Mary einen dreiwöchentlichen Besuch bei Dorset's ab. Lady Francis erwiederte mit ihren drei Töchtern den Besuch mit einem glänzenden Gefolge, und noch vor Weihnachten siedelte Mary nach Wanstead um, obgleich sie ungern ihren Lieblingsaufenthalt, New-Hall, verließ.

Eduard hatte erwartet, daß seine Schwester von Dorset's aus, ihm einen Besuch abstatten werde, woran sie jedoch durch ihre Gesundheit verhindert wurde. Sobald sie sich besser fühlte, meldete sie sich bei ihm an.

Ein paar Wochen nach der Doppel-Vermählung in Cheyne, wurde Lord Warwick zum Herzog von Northumberland, und der Marquis von Dorset zum Herzog von Suffolk ernannt, ein Titel, den sein Schwiegervater getragen hatte.

Mary's Absicht war, nur einen kurzen formellen Besuch bei ihrem Bruder abzustatten, und bei dieser Gelegenheit sich in Person gegen die Einmischung seiner Minister in ihren Hausgottesdienst, zu beschweren. Einige katholische Edelleute, als sie Nachricht von diesem beabsichtigten Besuche erhielten, beschlossen, denselben zu einer klaren Demonstration gegen die Reformer zu benutzen.

Mary war nicht wenig erstaunt, als am Morgen vor ihrer Abreise, eine Anzahl von Edelleuten mit ihren Frauen in den Schloßhof ritten, und um die Erlaubniß baten, sie begleiten zu dürfen.

Jeder von den Rittern und Damen trugen schwarze Rosenkränze mit großen Kreuzen vom Gürtel herabhängend, und waren schwarz gekleidet.

Anfangs nahm Mary Anstand, diese Begleitung anzunehmen, schließlich gab sie jedoch nach, und wechselte ihr buntes Reitkleid gegen ein Gewand von schwarzem Wollstoffe, an dem ebenfalls Rosenkranz und Kreuz herabhingen.

„Die Herren vom Staatsrathe sollen sehen, daß es noch Viele im Lande giebt, die es wagen, ihren Glauben zu bekennen," sprach sie ernst.

Da Lady Mary von jetzt an mehr eine handelnde Person in unserer Erzählung einnehmen wird, müssen wir eine kleine Skizze ihrer äußern Erscheinung, sowie ihres Charakters entwerfen.

Mary wurde in Greenwhich im Jahre 1516 geboren, folglich befand sie sich jetzt in ihrem 36. Lebensjahre. Ihre jüngern Porträts, von dem berühmten Holbein gemalt, zeigen, daß sie bis zu ihrem 20. Jahre wirklich als eine Schönheit verehrt werden mußte, wenn ihr Porträt nicht allzugeschmeichelt ist. Es macht einen äußerst angenehmen

Eindruck auf den Betrachter. Das Gesicht ist rund, zart und freundlich, die Gesichtsfarbe blaß, aber sehr rein und frisch, die Stirn groß und breit. Die Augen sind ungewöhnlich schön, dunkel und glänzend, wie bei den spanischen Damen, der Ausdruck derselben ist weich, fast wehmüthig. Die Figur ist sehr klein und mager — das Letztere eine natürliche Folge ihres langen Siechthums. Es liegt überhaupt etwas Leidendes, Nachdenkendes in allen Bildern der Prinzessin von ihrem 25. Jahre. Die moralischen Leiden, welche sie unter der Regierung ihres Vaters erduldet, ihre schweren Krankheiten, die chronischer Natur waren, hatten vor der Zeit Mary's Schönheit untergraben, obgleich sie auch in spätern Jahren von fremden Gesandten und Historikern als eine keineswegs häßliche Persönlichkeit geschildert wird, sondern als eine interessante Erscheinung, die immer noch durch ihre prachtvollen Augen, und das gewinnende Lächeln fesselte. Unangenehm an Mary war die Stimme; diese hatte zwar einen nicht unmelodischen Klang, war aber so tief und sonor, daß, wer die Augen zuhielt, oder ihre weibliche Person nicht sah, sie unbedingt für die Stimme eines Mannes halten mußte.

Geistreich konnte Mary nicht im vollen Sinne des Wortes genannt werden, aber ihrem rastlosen Fleiße, ihrer Liebe zu den Studien verdankte sie es, daß sie frühe wegen ihrer Kenntnisse bewundert wurde. Die Kunst des Malens begünstigte sie weniger, dagegen liebte sie die Musik leidenschaftlich, schlug die Laute, spielte auf der Harfe, und componirte selbst. Auch besaß sie viel Geschmack und Geduld bei den mühseligen Stickereien, womit die vornehmen Damen sich beschäftigten. Obgleich eine strenge Katholikin der innern Ueberzeugung nach, findet man nirgends vor ihrer Vermählung mit Don Philipp, eine Spur von dem gehässigen Fanatismus, oder der Verfolgungswuth, womit sie später ihren Namen zu einem dauernden Fluche machte. Täglich brachte sie zwei Stunden mit dem Lesen der heiligen Schrift zu, ebenso hielt sie vielen Protestanten, Somerset, Dorset 2c., die treueste Freundschaft, ja sie tadelte an den Ministern Eduards eben ihre Härte gegen die gefangenen Bischöfe. Ein besonders lobenswerther Charakterzug an ihr war ihr großer Wohlthätigkeitssinn. Sie ließ nie eine Bitte unerwiedert, und an den Weihnachten übersandte sie stets Geld für die Gefangenen,

deren Zustand in jenen Zeiten ein wahrhaft schauderhafter gewesen sein muß. Ihre größte Freude aber war es, wenn sie zur Gevatterin gebeten wurde. Sie hatte über 50 Pathchen, vom Könige an bis zu dem ärmsten Tagelöhnerskind herab. Niemals ließ sie sich durch eine Stellvertreterin bei der Taufe ersetzen. Oft kam es vor, daß in dem Orte wo sie gerade wohnte, ein Kind so arm war, daß man erst die Taufkleidung mußte machen lassen; ja einmal wickelte die Prinzessin, ergriffen von dem Anblicke der elenden, schmutzigen Lumpen, in denen man ihr ein Kind auf die Arme legte, in ihren eigenen Mantel, und hielt es so über den Taufstein. Später ließ sie von ihren Zofen von ihrer eigenen Leinwand schneiden, um daraus Hemdchen zu machen.

Diese allgemein bekannte, christliche Menschenliebe, verbunden mit dem Andenken an ihre Mutter, der geliebten, vom Volke angebeteten, ersten Gemahlin Heinrichs VIII., und die Theilnahme an ihrem schweren Geschicke, machten sie zum Lieblinge des Volkes, lange ehe sie zum Throne berufen wurde. Während ihren langen Krankheiten, die ungewöhnlich schmerzensreich waren, durfte sie sich stets der rührendsten Theilnahme bei ihren Unterthanen erfreuen. Kein Wunder, wenn sie ernster Natur, und lebensmüde geworden war, wenn sie den Wunsch gegen den Rath aussprach, in Ruhe leben und sterben zu dürfen.

In ihrem 15. Jahre war sie mit Bewilligung ihrer Eltern halb mit ihrem Vetter, Sir Reginald Pole, verlobt gewesen, Sohn des Herzogs von Salisbury und Lady Salisbury, ihrer ersten Gouvernante. Aber Reginald hatte es gewagt, seine Stimme zu Gunsten der verstoßenen, edlen Verwandten, Katharine von Arragonien, Mary's Mutter, zu erheben, und Heinrich VIII. trachtete danach, ihn in den Tower zu werfen; die Königin entdeckte den Anschlag, worauf Reginald nach Rom flüchtete. Erst nach vielen Jahren, als er jeder Hoffnung auf die Hand seiner Geliebten entsagen mußte, wurde er Cardinal, da er zuvor ein ausgezeichneter Staatsmann und Gelehrter war.

Trotzdem, daß Mary von Heinrich als unehelich gestempelt wurde, bewarben sich mehrere Fürsten um sie. Auch bei Eduard bewarben sich der Infant von Portugal, und der Herzog von Braunschweig. Aber

den Letztern lehnte Mary, weil er Protestant war, ab, und den Erstern Eduard.

Wäre die Prinzessin jetzt an einem ihrer hysterischen Anfälle gestorben, das Volk hätte ihr Andenken wie das einer Heiligen verehrt, anstatt daß es wenige Jahre später ihr den Beinamen „Mary die Blutige" beilegte. — —

Die Entfernung von Wanstead war so anstrengend für sie, daß die Prinzessin mit ihrem zahlreichen Gefolge von Rittern, Pairs, Edelleuten und Edeldamen zwei Tage vorher in dem alten Hospaliter-Hause der Vorstadt St. Johns ausruhen mußte, ehe sie sich kräftig genug fühlte, in London einzuziehen. Die Nachricht ihres beabsichtigten Eintritts brachte am frühen Morgen schon die halbe Stadt in Bewegung. Alles strömte herbei, und bildete zwei Reihen zu jeder Seite der Fleetstreet, der Straße, welche nach Westminster führte. Mary bot keine schöne Erscheinung zu Pferde; die Stellung war höchst unvortheilhaft für ihre kleine, gedrungene Gestalt, denn ihr Leiden, welches innere Wassersucht gewesen zu sein scheint, hatte ihre sonst schlanke Gestalt sehr entstellt, und die sonst frische Gesichtsfarbe in einen kränklichen, gelben Teint verwandelt. Sie verschmähte aus Grundsatz jede künstliche Verschönerung und ebenfalls das geringste Haschen nach Popularität.

Es gab also nichts, was äußerlich die Bewunderung der Leute erwecken konnte, dennoch erhoben sich bei ihrer Erscheinung Tausende von Stimmen mit dem lebhaften Rufe:

„Gott segne und erhalte die gute Prinzessin Mary!"

Das Volk und die Bürger begriffen sofort, daß der Aufzug, so düster, schweigend und stattlich, eine Demonstration gegen die Minister sein solle. Die eigene Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung, und der immer stärker hervortretenden, scharfen calvinistischen Richtung und Tendenz der Geistlichen, machte sich heute in der stürmischen Begrüßung Mary's, der Gegnerin des neuen Kirchenbuches, Luft.

Wie groß war aber nicht das Befremden der Dienerschaft, der Anhänger der Lords, als diese seltsame Cavalcade im Schlosse Westminster anlangte. Der Zug glich eher einer Prozession, als einem Besuche. Am Thore empfingen sie Dr. Wingfield, der Intendant des Schlosses

mit mehreren Lords. Die Letztern geleiteten die Prinzessin hinauf in das Audienzzimmer, wo Eduard seine Schwester erwartete.

Mary warf sich zuerst der Etiquette gemäß vor ihrem Bruder nieder, worauf der König sie zärtlich auf beide Wangen küßte.

„Herzlich willkommen, liebwerthe Schwester, ich habe lange Deinem Besuche mit Sehnsucht entgegengesehen. Ich hoffe, wir werden uns verständigen, wozu ich Dich, nachdem Du Dich erfrischt hast, zu einer Conferenz mit einigen Mitgliedern der Regierung einlade."

„Das ist mir erwünscht, Majestät — ich werde Antwort auf Alles geben, was mir zur Last gelegt worden!"

Der König führte nun seine Schwester in das Eßzimmer, wo eine Mahlzeit für sie und ihr Gefolge bereit stand. Die Prinzessin widmete dieser Sache aber nur kurze Zeit; es lag ihr viel daran, sich möglichst bald wieder heimbegeben zu können. Aus Rücksicht auf ihre Gesundheit lehnte sie einen längern Besuch ab.

„Dann wollen wir sogleich die Conferenz eröffnen," erwiederte Eduard, bot ihr die Hand, und führte die Schwester in ein Nebenzimmer, wo zwölf Mitglieder des Staatsrathes saßen. Der König nahm seinen Sessel ein, Mary that dasselbe. Hierauf hob Eduard an:

„Meine liebe Schwester, es ist schon lange her, daß man Dir gestattet, die Messe bei Dir zu lesen, gegen meinen Willen! Bis dahin gab ich mich der Hoffnung hin, Du werdest Deinen Irrthum einsehen, und hatte Geduld. Nun aber, da ich aus Deinen Briefen zu meinem Leidwesen ersehe, daß ich die Hoffnung aufgeben muß, bin ich entschlossen, keine Geduld fürder zu haben. Ich verlange, daß Du Dich als Unterthan dem Gesetze fügst, und nicht eigenmächtig wie ein König zu regieren Dich erkühnst!"

„Majestät," erwiederte Mary, „meine Seele ist Gottes Eigenthum, und meinen Glauben will ich nicht ändern, noch meine Ueberzeugung mit falschen Worten verstellen!"

„Ihr werdet angeklagt, daß Ihr nicht nur Messe für Euch und Euren Haushalt celebriret, sondern dieses bei offenen Thüren geschehen lasset, wobei die Einwohner der benachbarten Dörfer der Messe beiwohnen," sprach Dudley.

„Diese Anklage verneine ich vollständig," erwiederte Mary. „Ich verlange von Seiner Majestät, daß er an Ort und Stelle Nachfragen anstellen wolle, um meine Unschuld zu beweisen."

„Es ist aber bekannt, daß Ihr Euch weigert, den englischen Gottesdienst bei Euch einführen zu lassen, wodurch Eure Gnaden den übrigen Unterthanen ein böses Exempel gebet, und zum Ungehorsam reizet. Wir bitten Euch inständig, aus Achtung vor dem Könige äußerlich Euch dem Reformgesetze zu fügen."

„Dann wäre ich eine Heuchlerin oder Lügnerin, Mylords, und Beides verschmähe ich. Ich bin auf den katholischen Glauben getauft und in diesem erzogen worden; mein Vater hat mir Religionsfreiheit gestattet, und ich bleibe bei meinem Glauben — selbst wenn Ihr mich wie die Bischöfe in's Gefängniß werfet, oder gar zum Tode verurtheilen lasset. Ich bin bereit, mit Freuden mein Haupt auf den Block, zum Zeugniß meines Glaubens, zu legen!"

„Liebe Schwester, davon redet Niemand," sagte Eduard freundlich. „Eher soll man mir diese meine rechte Hand abhauen, ehe sie Dein Todesurtheil unterzeichnet. Dazu liebe ich Dich zu innig, meine theure Schwester! Aber bei Deiner eigenen Liebe zu mir, dem Pflegesohne, und bei der Ruhe dieses Reiches, dessen Königin Du vielleicht werden wirst, beschwöre ich Dich, bringe mir das Opfer, gieb Deinen Eigensinn auf, und zeige meinen Unterthanen, daß Du meine Befehle achtest! Wie soll ich andere strafen, während meine Schwester meine Autorität öffentlich verhöhnt?"

Bei diesen Worten füllten sich Mary's Augen mit Thränen. Die magern Hände faltend und bittend zu ihm emporhebend, sprach sie mit bebenden Lippen:

„Ich kann Euch nicht Gehorsam hierin versprechen, Majestät! Mein Gewissen läßt es nicht zu, auch billige ich nicht den Zwang, den man dem Gewissen anthut. Der Glaube entsteht nur aus Ueberzeugung, aber man zwingt jetzt die Nation zu glauben, was sie kaum kennt. Ich bin Eure getreue Unterthanin bis zum Tode, Majestät, aber wenn ich wählen muß zwischen zwei Herren — so bleibe ich lieber Gott getreu, als daß ich mir Eure Gunst durch eine Apostasie erkaufe!"

In diesem Augenblicke, der nicht wenig peinlich für alle Beisitzer war, erhob sich plötzlich ein lautes, drohendes Geschrei vor dem Schlosse. Warwick und einige Lords sprangen auf, und öffneten die Fenster.

„Es ist eine große Menge Volks versammelt," sagte Warwick.

Indem trat einer der Offiziere der Leibwache ein.

„Majestät! Es scheint, das Volk und die Bürger befürchten, es handle sich hier um die Gefangennahme der Prinzessin. Man droht, Feuer an die Thore zu legen, wenn man die Prinzessin nicht frei passiren lasse!"

„Das Volk ist wahnsinnig!" rief Warwick. „Niemand denkt an etwas Schlimmes; es handelt sich nur um eine Erklärung. Beruhigt die Masse, Sir Ellenworth!"

„Sage den guten Leuten, daß ich sobald abreise, als der König mich zu entlassen geruhe," setzte Mary hinzu, „und gebet Befehl, mein Pferd zum Aufbruche zu rüsten."

„Wie? Du willst mich so bald verlassen, liebe Schwester?"

„Mein theurer König, ich bin so leidend, daß ich nur mit Anstrengung diese Reise unternommen," sprach Mary. „Ich bitte daher, mich zu entlassen, aber in Liebe, und mit dem Versprechen, daß ich nicht weiter in dem stillen Frieden meines ländlichen, kleinen Reiches gestört werden darf. Ihr wißt, ich verlange nichts weiter von der Gnade meines Bruders," setzte sie mit Ergebung hinzu.

„Ich will Dich nicht zwingen, bei mir zu bleiben, wenn Du Dich wirklich unwohl fühlst, liebe Schwester, aber ich entlasse Dich nur in der Hoffnung, daß Du mich bald länger besuchest. St. Jamespalast bleibt stets für Deine Aufnahme bereit."

Mary versprach es, und nach einiger Zeit führte Eduard seine Schwester bei der Hand bis an die große Treppe, wo er sie mit einer liebevollen Umarmung entließ.

Als der fürstliche Zug aus dem innern Hofe in die Straße ritt, und die Menge die Prinzessin erkannte, erhob sich ein tumultuarisches Freudengeschrei.

„Da ist sie! Hoch Lady Mary! Hoch der Prinzessin! Die Herren haben sie nicht festhalten dürfen, sie haben es nicht gewagt! Wir hätten

das Schloß gestürmt! Hoch Lady Mary! Nieder mit ihren Feinden!"

So erscholl es bunt durch einander auf dem ganzen Wege bis zum äußersten Thore!

„Ich denke, dieses Auftreten soll den Herren in Westminster eine Warnung sein," sprach einer der Cavaliere, welcher Mary zur Seite ritt.

„Ich theile Eure Ansicht nicht, Mylord; vielmehr erwarte ich neue Drangsale. Sie mögen kommen, ich bleibe fest und unerschütterlich! Meine Seele ist mir mehr werth, denn mein armes Leben, die ewige Seligkeit lieber, denn ein irdisch Königreich!"

Es war gegen Abend, als sie aus dem Thore ritt. In St. John mußte übernachtet werden, und erst am folgenden Tage setzte Mary die Heimreise vollends fort. Inzwischen herrschte große Verlegenheit beim Könige und seinen 12 Berathern. Obwohl sie es nicht laut gestanden, übte doch die Volksdemonstration einen deprimirenden Eindruck auf Alle.

„Was fangen wir nun an, Mylords?" fragte Eduard.

Die Herren zuckten die Achsel. „Für den Augenblick rathe ich, die Sache nicht weiter zu verfolgen, Majestät," erwiederte Paget. „Wir wollen abwarten, wie der Kaiser die Kunde von dieser Unterredung aufnimmt."

„Ach der Kaiser! wenn der nicht lebte, dann würde Mary auch nachgeben," sagte Eduard. „Sie verläßt sich auf dessen Schutz, weil sie weiß, daß wir ihn fürchten."

„Etwas muß aber geschehen, um den Eindruck, den Lady Mary mit ihren Rosenkränzen auf das Volk gemacht, zu verwischen," nahm Lord Warwick das Wort.

„Ja, wenn das möglich wäre! Mary ist zu populär, Mylord!"

„Lady Elisabeth ist es auch, Majestät! Das Volk liebt einen eclatanten Aufzug, und Lady Elisabeths königliche Erscheinung, ihre Liebenswürdigkeit wird den Leuten gefallen. An Mary gefiel ihnen nichts, als daß sie den Muth hatte, uns zu trotzen. Geruhen Majestät, sofort einen Brief an Lady Elisabeth zu richten und abzusenden, worin Ihr sie einladet, in den nächsten Tagen Euch zu besuchen. Robert soll alsdann mit einem glänzenden Gefolge der Prinzessin entgegen reiten,

oder sie abholen. Mein Wort zum Pfande, Lady Mary wird bald von Elisabeth in den Schatten gestellt werden!"

„Der Gedanke ist nicht übel," meinte Eduard. — „Was sagen die Herren dazu?"

Alle erklärten einstimmig ihren Beifall, worauf Eduard die Gesellschaft entließ, und sich in sein Cabinet begab, um den Courier an Elisabeth abzufertigen. Er bemerkte nur noch am Ende des Briefes, Elisabeth solle nicht abreisen, bis die Leute bei ihr in Hatfield einträfen, welche er als ihre Begleitung sende.

Ihre Ankunft in Westminster war auf den achten Tag nach Lady Mary's Demonstration festgesetzt. Lady Francis Brandon, oder jetzt die Herzogin von Suffolk, wurde mit ihren beiden Töchtern aufgefordert, in London sich einzustellen, wo Lady Jane und Katharine als Gesellschafterinnen Elisabeths so lange bleiben sollten, als die Prinzessin in London verweilte.

33. Kapitel.

Elisabeths Erscheinung bei Hofe und Erfolg. Die Verschwörung.

Das Evangelium des Glaubens gewann zwar rasch viele Bekenner und Anhänger; die Wirkung desselben zeigte sich aber nicht so glänzend in den Werken dieses Glaubens. Das Gouvernement, unter dem Vorwande, dem Aberglauben zu steuern, hatte auch die Pfründen der Universitäten confiscirt, und zu andern Zwecken verwandt. Desgleichen wurden die Stipendien für unbemittelte Studenten eingezogen, alle Professorenstellen und Vorlesungen, welche Heinrich VIII. gegründet, mußten aufhören. Die Anzahl der Studierenden nahm unter diesen Umständen ab. Viele mußten verzweiflungsvoll ihre Studien abbrechen, Andere, und unter diesen wirklich talentvolle Männer, griffen zu nüchternem Broterwerbe. Die Universitäten wurden von den strengen Calvinistenpredigern als „Ställe für Esel, Hurer", und als „Schulen des Teufels" bezeichnet. Die Gelehrsamkeit erachteten dieselben als

entbehrlich für den Glauben. In Oxford bewirkte die Reaction einen argen Zustand von Ausschweifung. Die Meßgebete wurden öffentlich verspottet, die Messe selbst auf's Lächerlichste als Carricatur dargestellt, die Priester schalt man Bälge des Teufels. Die Missalen wurden von der Gassenjugend mit Beilen zerhackt, die werthvollen Handschriften der katholischen Bibliothek verbrannt und zerrissen. In die Säle, wo die Theologen ihre Vorlesungen gehalten, trug man Erde, und pflanzte Kohl darin, die Wäscherinnen hingen ihre Wäsche in den Sälen der schönen Künste auf! Die Kathedrale von London wurde in gleicher Weise entweiht, auch einige der Kirchen. In St. Paul versammelte sich die Börse, wo die Kaufleute ihre Geschäfte verhandelten, und an den Abenden bildete das ehrwürdige Gebäude den Sammelplatz und Raufboden für die vornehmen, jungen Cavaliere, wo sie fochten, Würfel spielten, und sündliche Rendez-vous hielten. Man ritt zu Pferde durch die schönen Säulengänge, und übte sich im Scheibenschießen auf dem Kirchhofe.

Die Anarchie rächte sich an dem Aberglauben, aber sie sollte ihrerseits unter Mary noch weit schrecklicher heimgesucht werden.

Es wurde für überflüssig erklärt, daß die theologischen Candidaten studierten, oder Examen bestanden, um Geistliche zu werden; Laien so gut wie Priester, konnten eine Pfründe erhalten, die Gutsbesitzer oder die Patronatsherren machten daher auch von diesem Manifeste reichlichen Gebrauch. Sie stellten sich entweder selbst als Candidaten für die Pfarrstelle, oder ernannten dazu ihre Jäger, Hausintendanten, oder auch Wildhüter. Geistliche, sogar Bischöfe, welche sich „Evangelisten" nannten, hatten oft vier, oder noch mehr Pfründen, von denen sie nur die Einkünfte einzogen, und in keinem Orte Gottesdienst hielten. Diejenigen unter diesen Herrn, welche ein zarteres Gewissen hatten, ernannten wenigstens sogenannte „Vikare", und wählten hierzu ausgehungerte, vertriebene Mönche, die um wenig Geld den Gottesdienst verrichteten, und denen es gleichgültig war, ob sie als Katholiken oder Protestanten figurirten, wenn sie nur die Anforderungen des Hungers befriedigen konnten!

Die Prinzessin Elisabeth benutzte ebenfalls die eigenthümlichen

Kirchengesetze. In einem Briefe an Lord Bedford, der noch vorhanden ist, bittet sie um einen Kirchenpatronatsdienst für ihren Garderobeverwalter. — Die Stelle wurde diesem alsbald gegeben.

Die canonischen Gesetze gegen Ketzer oder Schismatiker, welche die Reformatoren der englischen Kirche der Approbation des Parlamentes eingelegt, waren im Grunde ebensowenig tolerant, als die katholische Inquisition.

Ein gewisser Grad von Zwang ist aber unvermeidlich bei einem Systeme von Doctrinen, und zur Ehre der englischen Kirchenreformation muß gesagt werden, daß nur sehr wenige Individuen wirklich ihre Ketzerei mit Todesstrafe büßten, und diese waren notorische Verleugner der Gottheit Christi, wie John Boucher.

Dem Rathe war es Ernst, und noch mehr den Männern wie Cranmer, Hooper, Latimer, Ridley, Lever &c. um die Reinigung der Kirchenlehre von den menschlichen Zusätzen. Noch war es für die gewissenhaften Christen, welche an Transsubstantiation glaubten, möglich, das englische Kirchenbuch anzuerkennen, da hierin die Lehre über das Abendmahl noch unverändert blieb. Jetzt aber ordnete Warwick, von dem Calvinisten Hooper bewogen, eine Revision desselben an. Bei dieser bekannte sich Cranmer, jetzt durch die kühne Selbstständigkeit Ridley's ermuthigt, offen und entschieden zur calvinistischen Erklärung des Abendmahles, und die Einsetzungsworte als symbolisch: der Leib und das Blut des Heilandes werde nicht buchstäblich im Sacramente gebrochen oder geopfert; die Menschen genossen bei dem Abendmahle in der That nur Brot und Wein.

Ridley wagte es, der officiellen Erklärung eigenmächtig vorzugreifen. Er ließ, als Bischof von London, über Nacht den Hochaltar in St. Paul abbrechen, und einen einfachen Tisch an dessen Stelle setzen. Der Regierungsrath gab dem Bischofe Recht, und erließ Befehle durch das ganze Land, wonach die Geistlichen die neue Doctrine anerkennen sollten.

Aber hiergegen erhob sich eine heftige Opposition, welche damit endigte, daß 4 Bischöfe als „ungehorsam" in den Tower wandern mußten.

Die Lehre konnte auch nicht verfehlen, eine Aufregung unter dem

Volke hervorzubringen, zumal ihre sogenannten „Pfarrer" nichts von der Theologie verstanden, blindlings nachsprachen, was ihnen vorgeschrieben wurde, und nicht im Stande waren, die Zweifel ihrer Pfarrkinder zu widerlegen.

Im Staatsgefängnisse im Tower befanden sich jetzt nicht weniger denn 12 der angesehensten Bischöfe Englands, den katholischen Bischof Gardiner nicht mit inbegriffen. Jetzt war aber auch Lady Mary jede nur mögliche Aussöhnung mit der neuen Lehre abgeschnitten; die calvinistische Auslegung des Sacramentes erschien ihr wie eine furchtbare Gotteslästerung, zu der ihre Lippen sich nie bekennen sollten.

Elisabeth dagegen, sowie auch Dorset und seine Tochter Lady Jane, erfaßten dieselbe mit aufrichtiger Freude. Die Letztere sah jetzt den geheimen Glauben ihrer verehrten Lehrerin, Lady Katharine Parr, von der kirchlichen Autorität anerkannt; ein Glaube, dem sie selbst noch als halbes Kind sich zugeneigt hatte. Nun durfte auch sie laut ihr Bekenntniß ablegen, ohne als Ketzerin angeklagt zu werden.

Für Lady Tyrwhit und Elisabeth war es ebenfalls in ihren Augen ein glorreicher Sieg, den die göttliche Tochter der Vernunft noch über die letzten Ueberreste des alten Aberglaubens errang.

Eduards Brief an seine Lieblingsschwester, welche die bestimmte Aufforderung erhielt, nach London aufzubrechen, versetzte die Prinzessin in eine heftige aber freudige Aufregung. Der Augenblick war gekommen, nachdem sie sich gesehnt, auf den sie sich nun durch eine 1½ jährige, fast klösterliche Zurückgezogenheit vorbereitet hatte. Elisabeth fühlte, daß sie in London eine Rolle spielen müsse, welche mit Consequenz durchgeführt, alle frühere Thorheit vergessen machen werde. Um diese Rolle mit Erfolg spielen zu können, mußte sie sich einer der religiösen Partheien entschieden zuwenden, und Lady Tyrwhits ernste Belehrungen, vielleicht auch ihre eigenen Forschungen in den Schriften der Genfer Theologen, bestimmten sie die Parthei der Calvinisten zu ergreifen. Diese war ohnehin ja die dominante Parthei, sie mußte entweder sich dazu bekennen, oder wie Mary, vom Hofe ausgeschlossen bleiben. Sowohl die Politik, als die eigene Ueberzeugung entschied hier. Da Elisabeth aber stets au courant gehalten wurde von dem, was sich in

London zutrug, und Eduards glühende Verehrung für die Prediger kannte, welche am Schärfsten gegen die Vergnügungssucht, Putzsucht rc. des Adels wetteiferten, entschloß sie als strenge Puritanerin am Hofe aufzutreten und damit sogleich ihre Fahne zu entwickeln. „Der Contrast zwischen mir und Mary," so dachte sie, „kann nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der aufrichtig gesinnten Protestanten und namentlich der Geistlichen zu erregen." War dieses gelungen, dann durfte sie ihr Spiel als bereits gewonnen betrachten; es war dieser Entschluß eine Waffe, womit sie sich an ihren Verleumdern zu rächen gedachte und ihren guten Namen zu reinigen.

Getreu diesem Vorsatze musterte sie selbst ihre Toilette, und gab zum Erstaunen ihrer Zofen, Befehl, Alles von den Kleidern zu entfernen, was an Verzierung oder Putz erinnern konnte. In einem knapp anliegenden Gewande von dunkelblauer Seide, das sich züchtig unter dem Kinne schloß und an dem die Aermel ebenfalls am Handgelenke anschließend waren, wollte sie ihr Debut an dem strengen Hofe ihres Bruders machen. Der einzige Schmuck, den sie sich gestatten wollte, war ein kleines goldenes Kreuz, das an einem schwarzen Bande um den weißen Nacken und auf der üppig jugendlichen Brust hing. Von den üblichen Armbändern, goldenen und diamantenen Brochen, Agraffen rc. womit der Adel sich in geschmackloser Weise bedeckte, war keine Spur; ihre schönen, weißen Hände zeigten einen einzigen Diamantring, Seymours Abschiedsring, den sie nie ablegte. Sie durfte um so eher sich diesen gestatten, als er ja auch ihrer Stiefmutter gehört hatte.

Am Tage ihrer Abreise schickte die Prinzessin ihre Zofen unter dem Vorwande hinweg, daß sie sich eine kleine Weile ausruhen wolle. Kaum befand sie sich jedoch ohne Zeugen, so eilte sie auf den schmalen Spiegel zu und besah sich aufmerksam darin. Ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre vollen, rothen Lippen; sie mußte sich gestehen, daß sie nicht häßlich geworden war, sondern vielmehr schöner, denn der noch auf dem stolzen aristokratischem Gesichte weilende Ausdruck des körperlichen Leidens, erhöhte das Interessante desselben, verlieh ihm etwas Mildes und Gewinnendes. Das kleine mützenartige Halbhäubchen von ebenfalls dunklem Sammet, mit einer breiten Bordüre von Silber stand

ihr gut, und ließ zur Befriedigung der eitlen Dame die reichen, goldblonden Haare sehen. Elisabeths Gestalt war fast etwas zu groß für die strengere Regel weiblicher Schönheit. So lange diese Gestalt aber noch den Schmelz, die Elasticität der Jugend besaß, vergaß man diesen Fehler, fand sie sogar junonisch, stattlich und majestätisch.

Es ist bekannt, daß Elisabeths Hände von untadelhafter Schönheit und Weiße waren, sowie, daß sie, gleich Napoleon I., diese Schönheit stets geschickt zu zeigen verstand. Aber auch die Füße waren bei ihr ungewöhnlich zierlich für die Größe der Leibesgestalt. Trotz ihren puritanischen Grundsätzen, hatte die coquette Prinzessin dafür Sorge getragen, daß ihr einfacher Anzug ihre Reize weder verbarg noch Schaden zufügte. Der schwere Rock von reichem blauen Seidenzeuge war kurz genug um den schmalen Fuß in einem zierlichen Schuhe oder Pantoffel von gleichem Stoffe zu zeigen. Elisabeth beabsichtigte nicht nur einen guten Eindruck auf die ältern und ernsten Leute zu machen, sondern auch die ritterliche Jugend durch ihre äußere Schönheit und Liebenswürdigkeit zu bezaubern und an sich zu fesseln. Aber auch das Volk sollte sie bewundern, und nun setzte sie das kleine Reitbarett mit dem kurzen, dichten Schleier auf's Haupt, grüßte mit einem huldvollen Lächeln rechts und links, schwenkte anmuthig die Hand, wobei sie einen Handspiegel zu Rathe zog. Nach einiger Zeit legte sie den Spiegel nieder.

„Ich denke ich werde keine so üble Erscheinung sein, wenigstens darf ich annehmen, daß die Leute in ihrer Frömmigkeit noch so viel Geschmack haben, um mich schöner als meine verehrte Schwester zu finden, die wie eine ausgetrocknete Citrone aussieht."

Hier klopfte es an ihrer Thür, rasch legte sie den Handspiegel nieder ehe sie „herein" rief. Ihre französische Lieblingszofe Henriette de Montjoie erschien, ein bildhübsches, anmuthiges Mädchen, das nur ein paar Jahre mehr zählte als ihre Herrin. Sie trug heute ein knappanliegendes, dunkles Kleid von feinem Wollstoffe.

„Ach Du bist's Henriette," sagte Elisabeth beruhigt. „Was willst Du?"

„Euer Gnaden zeigen, ob ich mich passablement jolie als fromme

Schwester ausnehme," antwortete die Zofe, dabei faltete sie die Hände und schlug die schelmischen dunklen Augen nieder.

„Vortrefflich! Du siehst ravissante aus, Henriette, Du könntest selbst die strengen Latimers und Hoopers in Versuchung führen, Dir einen Kuß zu geben. Wirst Du aber Deine Rolle consequent durchführen? nicht in der Kirche einschlafen, wenn man die lange Liturgie vorliest? Vergiß nicht, wie viel von diesem Besuche für mich und Euch Alle abhängt. Präge Master Parry noch einmal ein, daß er den Dienern ihre Rollen noch einmal an's Herz lege. Es darf Keiner sich betrinken, oder im Schlosse einen Würfel, eine Karte anrühren, überhaupt wenig reden, außer um mich zu loben und die neuen Kirchengestirne. Ich bin eine leidenschaftliche Verehrerin von Lord Warwick und die erbitterte Feindin Somersets, verstanden?"

„Vollkommen ma tres belle princesse; Ihr sollt mit uns zufrieden sein. Wir bitten nur, daß Ihr in Gnaden uns so bald als möglich aus dem puritanischen Purgatoire erlöset."

„Das werde ich schon um meiner Selbstwillen," lautete Elisabeths Antwort. „Es macht einen bessern Eindruck, wenn ich mich nicht lange am Hofe aufhalte, mich nach meinen Studien sehne; aber wir müssen uns den Umständen fügen, Henriette. Wünscht Eduard, daß ich bleibe, so muß ich bleiben, und —" setzte sie mit plötzlich veränderter Miene hinzu, „vielleicht dürfte es nothwendig sein, daß ich mich länger am Hofe aufhalte, um mich und uns Alle an dem heimtückischen Somerset zu rächen."

„Habt Ihr den Gedanken nicht aufgegeben, Lady Elisabeth? es möchte doch gefährlich sein, dem Herzog öffentlich entgegen zu treten, da er jetzt wieder so vielen Einfluß im Rathe gewonnen hat. Man glaubt, daß er am Ende doch noch wieder an's Steuerruder als Regent komme."

„Ehe ich das dulde, erdolche ich ihn mit eigener Hand, und sterbe mit Freuden dafür unter dem Beile des Henkers."

„Sancta Maria!" stieß die Zofe erschrocken aus.

„Henriette, Du fällst schon aus der Rolle," drohte Elisabeth, „Dein Ausruf hat einen katholischen Beigeschmack, Kind; von der heiligen

Jungfrau darfst Du in London nicht reden. Aber horch! ist das nicht Pferdegetrappel im Hofe? da werden meine Ritter bereits anrücken, bin begierig, wen der König mir erwählt hat."

„Sicherlich einen grauhaarigen Patriarch, denn ein junger Ritter wäre eine zu weltliche Escorte," erwiederte Henriette. „Nehmt nur jetzt schon die Maske vor, Euer Gnaden. Ah! es wird laut im Schlosse, da sind sie angekommen. Euer Gnaden werden gut thun, sich in den Saal zu begeben, aber Ihr seht zu blaß aus, un peu de rouge."

„Nein, laß das jetzt," unterbrach sie Elisabeth lachend. „Siehst Du nicht, daß ich schon etwas Puder aufgelegt habe, weil ich blaß und leidend erscheinen will?"

Henriette lachte, machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thür, um ihre Herrin in das Studierzimmer eintreten zu lassen. Elisabeth fand Niemand gegenwärtig; Lady Tyrwhit befand sich im Saale, die Herren empfangend. Elisabeth setzte sich in graziöser Stellung in ihren Sessel mit einem Buche in der Hand.

„Sie sollen mich hier abholen; es wird ihnen imponiren, daß ich so ruhig bin, um im letzten Augenblicke noch zu lesen," dachte sie.

Sie blieb nicht lange allein, im Vorzimmer ließen sich Schritte vernehmen, Elisabeths Herz klopfte laut vor Erwartung; ihr Ehrencavalier war ihr eine wichtige Persönlichkeit, sie mußte ihn für sich gewinnen, ehe sie in London ankam.

Plötzlich sprang sie mit freudiger Ueberraschung empor. Vor ihr kniete Lord Robert Dudley und neben ihm stand lächelnd Lady Tyrwhit.

„Ich denke Ihr werdet mit Eurem Geleitsmann nicht unzufrieden sein," sprach die Letztere.

„Wie? ist's möglich? aber nein, sicher hat mein Bruder mir einen ältern Cavalier gesendet, wie es schicklich gewesen wäre," sprach Elisabeth mit niedergeschlagenen Augen.

„Ei, ich bin ja Ehemann, und obgleich noch jung, doch nach den Hofgesetzen befähigt, Euer Gnaden zu beschützen," erwiederte Robert ihr die Hand küssend. „Aber auch wenn Seine Majestät mich nicht beauftragt hätte wäre ich doch gekommen, hätte es mir nicht nehmen lassen, die Jugendfreundin zu begrüßen und im Namen meiner Gemahlin für

das Hochzeitsgeschenk zu danken. O wie Ihr schön geworden seid, Lady Elisabeth, seitdem ich Euch nicht sehen durfte. Ich bin stolz, ein solches Kleinod beschützen und an Eurer Seite in London einziehen zu dürfen. Wahrlich, Eure Schönheit beschämt das Gerücht von Eurem leidenden Zustande, keine Rose könnte frischer sein wie meine angebetete Freundin."

„Lord Dudley, diese Sprache geziemt sich nicht für den Ehemann einer tugendhaften schönen Gemahlin," sagte Elisabeth streng und abweisend. „Ich reise nicht mit Euch, wenn Ihr mir nicht versprechet, die hohlen Schmeicheleien weg zu lassen. Ich bin weiser geworden in diesen letzten Jahren Mylord und habe eingesehen, daß nicht jeder mein Freund ist, der mir Schönes in's Gesicht sagt. Vergeßt nicht, daß ich Euren Vater mit Lord Somerset und ihren Verbündeten, zu diesen Feinden zählen muß."

„So wahr ich lebe, Ihr thut meinem Vater Unrecht," betheuerte Robert, indem er die Hand auf seine Brust legte. „Er hat nicht aufgehört Euer Wiedererscheinen am Hofe zu verlangen, und er war es, welcher den König bestimmte, Euer Gnaden in einer Weise abholen zu lassen, welche Euch zur Rechtfertigung dienen solle. Es warten Eurer in dem nächsten Städtchen über 300 Edelleute, die Euch das Geleite geben wollen. Ehe wir in London einziehen habt Ihr eine Ehrenescorte von 500 Rittern und mehr denn 200 Edeldamen und Jungfrauen. Glaubt meinem Worte, Lady Elisabeth, Ihr werdet in London freundlicher von meinem Vater denken lernen und die Ueberzeugung gewinnen, daß er nichts sehnlicher wünscht, als Euer Vertrauen und Eure Huld zu besitzen."

„Ich werde ihm nie Vertrauen schenken, so lange er der vertrauteste Freund Somersets ist," sagte Elisabeth fast heftig.

Robert lächelte. „Mit der Freundschaft meines Vaters zu Somerset dürfte es nicht lange dauern, wenn der Exregent fortfährt, der Parthei Lady Marys und Bischof Gardiners so lebhaft beizupflichten, wie er seit kurzem thut. Seine Fürbitten für diese Beiden hat den Argwohn der protestantischen Rathsmitglieder erweckt. Man glaubt, daß er jetzt hoffe, mehr durch seine Verbindung mit den Papisten als mit uns zu

gewinnen, ja daß er sogar heimlich mit dem kaiserlichen Gesandten Umgang pflegt; von welcher Natur dieser Umgang oder was der Zweck ist, weiß man zwar noch nicht, aber unmöglich erscheint es nicht nach der öffentlichen Demostration, welche Lady Mary sich mit ihren Anhängern erlaubt hat, daß die katholische Partei auf eine directe Hülfe Kaiser Karls zählt. Wenn mein Vater noch in gleicher Freundschaft mit Somerset verkehrt, so begreift Ihr wohl, daß er dabei die Absicht hat, Somerset zu überwachen."

„Daran wird er gut thun, denn Euer Vater ist der Erste, den Somerset, wenn er die Macht besitzt, aus dem Rathe entfernen wird. Mylord Dudley müßte sich dann damit begnügen, dem stolzen Herzoge unterthänig zu sein."

„Das geschieht nie und nimmermehr; wirft Somerset ihm den Fehdehandschuh hin, dann giebt's einen Kampf der mit dem Tode des Einen endigen muß. Wir zählen auf Euch, Lady Elisabeth, auf Euch, als unsere Verbündete, im Glauben und —"

„Im Haß!" ergänzte Elisabeth. „Dazu reiche ich mit Freuden meine Hand, aber nicht um meine Schwester, sondern um ihn, den grausamen Mörder seines Bruders und meines reinen Namens zu verderben. Lady Mary ist mir lieb und ich verehre ihre Tugend von Herzen, obgleich ich beklagen muß mit meinem Bruder daß sie an ihren religiösen Irrthümern so beharrlich hängt."

„Die Regierung wird nicht zugeben, daß sie den Thron besteige, so lange Lady Mary katholisch ist."

„Daran kann der Rath nichts verhindern, Mary ist die gesetzliche Thronerbin nach dem Testamente meines Vaters."

„An diesem ist bereits viel verändert worden," bemerkte Lady Tyrwhit lächelnd. „Heinrich VIII. wollte keinen Regenten und doch wählte man Somerset. Eben so leicht kann eine andere protestantische Prinzessin Eduards Nachfolgerin werden, Euer Gnaden."

„Ja, und wenn ich der Rath wäre, dann wählte ich eine Königin, die bereits alle Herzen durch ihren Geist, ihre Frömmigkeit und Schönheit unterjocht hat," rief Robert begeistert aus. „Meine angebetete Herzenskönigin, Lady Elisabeth, müßte Königin von England werden."

„Lord Dudley, solche Worte darf ich nicht hören, sie sind ein Verrath an meiner Schwester, welche weit würdiger ist als ich, das Scepter zu führen," erwiederte Elisabeth. „Jetzt dünkt mich, wollen wir uns zum Aufbruch richten, Lady Tyrwhit, wenn es Euch beliebt?"

„Ich bin bereit und werde die Zofe rufen, daß sie Euren Mantel bringe, denn die Märzluft weht kalt und Eure Gnaden dürfen nicht krank in London ankommen, sondern müssen meiner mütterlichen Pflege Ehre machen."

Nach diesen Worten entfernte sie sich um die Leute zu rufen.

Nachdem die Dame hinter der Portiere verschwunden, warf sich Robert vor Elisabeth nieder, bemächtigte sich ihrer Hand und küßte sie wiederholt mit stürmischer Innigkeit.

„Mylord!" sagte Elisabeth verweisend, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht.

„Vergebt mir die Kühnheit meines liebevollen Herzens, Elisabeth, ich kann nicht anders, meine Liebe ist zu glühend und innig."

„Habt Ihr denn noch Platz für eine andere Liebe, neben der Liebe zu Eurer anmuthigen Gemahlin? O geht, Lord, Ihr seid falsch, wie Euer ganzes Geschlecht."

„Ich bin nicht falsch, Elisabeth, ich liebe meine sanfte, liebliche Amy, aber ich liebte Euch, ehe ich sie sah. Ihr waret und seid noch immer das Ideal aller weiblichen Vollkommenheit für mich. O wie beneidete ich Seymour! mit Freuden wäre ich gestorben, wenn ich die Hoffnung gehabt hätte, daß aus Euren schönen Augen Thränen über meinen Tod fließen würden. Ach ich war viel unglücklicher, daß ich ohne Euch leben mußte, als wenn ich durch des Henkers Hand mein Leben geendet hätte. Amy ist gut, sie ist ein tröstender Engel, aber kein Engel im Himmelreich vermag Elisabeth bei mir ganz zu ersetzen. Warum seid Ihr nicht ein einfaches Edelfräulein, anstatt Prinzessin, erreichbar für meine Liebe und Treue?"

Robert war ein bildschöner Jüngling; es lag etwas männliches, trotz seiner Jugend, in seiner Erscheinung und Elisabeths 17jähriges Herz war noch nicht gegen Huldigung abgestumpft. Es lag ja auch in ihren Wünschen, die Herzen zu fesseln, obgleich sie ihn nicht liebte oder

nur als Freund, war sie nicht blind gegen die Wichtigkeit der Eroberung die sie an Robert gemacht. Er war äußerst beliebt bei den jüngern Edelleuten, besaß Einfluß über den jungen König und selbst über seinen stolzen Vater.

„Der Mensch ist nicht immer der Herr seines eigenen Schicksals, und wir also auch nicht," sprach sie freundlich. „Da wir einander nicht mehr sein durften, lasset uns mit der Freundschaft begnügen. Wollt Ihr mein Freund, mein treuer Freund sein, der über mich, die einsame Freundin, wacht?"

„Ob ich es sein will? O wie könnt Ihr noch fragen! Ich gehöre Euch von ganzer Seele an; gebietet über Euern gehorsamen Ritter, gebt mir eine Gelegenheit, meine Verehrung zu beweisen!"

„Ei nun, ich nehme Euch sogleich beim Worte, Mylord —"

„Nennt mich Robert, wie Ihr es sonst zu thun pflegtet! Ach es klang so süß von Euren Lippen die trauliche Benennung!"

„Gut denn, mein lieber Freund Robert," erwiederte Elisabeth mit ihrem süßesten Lächeln. „Ich habe eine heiße Sehnsucht, eine Person in London zu sehen — ohne Zeugen — Ihr sollt mir diese zuführen, wenn Ihr den Aufenthalt derselben auskundschaften könnt!"

„Soll ich eifersüchtig werden?"

„Nicht doch! Ich möchte meine liebe Mrs. Ashly sehen. Sie beging kein anderes Verbrechen, als daß sie mich über Alles liebte. Das wird kein Verbrechen in Euren Augen sein!"

„Nein, wahrlich nicht! vielmehr verehre ich die arme Frau, welche so viel um Euch hat leiden müssen. Verlaßt Euch auf mich, Elisabeth, der Freund und Ritter wird Euch die Gouvernante zuführen, ob mein Vater es gestattet oder nicht!"

Hier kehrte Lady Tyrwhit mit den beiden Zofen zurück. Die Letzteren legten Elisabeth den kurzen Reitmantel von schwarzem Sammet, mit Pelz gefüttert und verbrämt, um. Bald darauf war der Zug geordnet, Elisabeth auf ihren hohen Sattel gehoben, in dem sie wie in einem kleinen Sessel saß. Den langen Mantel hatte sie malerisch um sich gewickelt, die kleinen Hände, mit weißen Stülphandschuhen be-

kleidet, faßten Zügel und Peitsche. Erst nachdem sie ganz in Ordnung war, sprangen Robert und die Herren selbst zu Pferde.

Dudley hatte die Wahrheit berichtet wegen der großen Eskorte, die auf sie warte. An verschiedenen Orten, durch welche die Prinzessin ziehen mußte, stieß eine frische Anzahl von Rittern mit ihren Frauen und Töchtern zu ihr. Unter den Letzteren befanden sich der Herzog von Suffolk mit seiner Gemahlin und ihren beiden Töchtern, Jane und Katharine Gray. Lady Jane ritt eine Zeit lang neben der Prinzessin; als sie sich dem Thore von London näherten, ritt sie jedoch hinter derselben, da Elisabeth allein mit Lady Tyrwhit einziehen sollte.

Im St. Jamespalast stieg Elisabeth ab. Dort war für sie eine Staatswohnung bereitet worden, sowie für die fremden Damen, welche keine eigenen Paläste in London hatten. Erst am zweiten Tage begab sie sich nach Whitehall. Der ganze Weg vom Parkthore bis zum Schlosse war ihr zu Ehren mit frischem Sande belegt worden, was sonst nur für eine regierende Königin geschah. Am Thore von Whitehall empfing man sie mit der umständlichsten Höflichkeit; Lord Warwick Herzog von Northumberland, trat selbst heran, und hob die Prinzessin von ihrem Pferde. Es war nemlich nicht möglich für eine Dame, ohne Hülfe vom Pferde zu steigen. Die Landleute und Bürgerinnen pflegten einfach hinabzurutschen, wenn nicht zwei starke oder liebevolle Arme bereit waren, sie aufzufangen.

Eduard flog der Schwester fast entgegen, sobald sie in den Saal eintrat, und schloß sie in die Arme.

„O meine theuerste, meine süßeste Schwester!" waren die Worte, womit er sie anredete und küßte. „Welch' ein Glück, Dich wieder zu sehen! Nun lasse ich Dich nicht so bald von mir fort! Nicht wahr, Lord Warwick, sie muß recht lange bleiben? so lange bis Ihr Beide die besten Freunde geworden seid!"

„Ich bin bereits Lady Elisabeths warmer Verehrer, Majestät, denn wir haben einen und denselben Glauben!"

„Ja, das habt Ihr, Gott sei Dank! — Elisabeth, gieb ihm die Hand zum Zeichen, daß Du meinem Freunde vertraust! Er ist nicht

nur mein Freund, sondern der Grundpfeiler der Reformation, das helle Licht unserer gereinigten Kirche!"

„Ich hoffe von Euch zu lernen, Lord, in dem was mir noch mangelt," erwiederte Elisabeth. „Wenn meine Huld Euch von Werth ist, so seid deren versichert. Wie sollte ich den großen Geist nicht bewundern, der so viel in kurzer Zeit bezweckt, und uns von dem schweren Joche des Aberglaubens befreit hat!"

„Euer Gnaden sind zu gnädig —"

„Nicht doch! Ihr verdienet Euer Lob!" rief Eduard lebhaft aus. „Ich freue mich, daß ich mich nicht irrte, daß meine geliebte Schwester in Allem mit mir einverstanden ist!"

Jetzt begrüßte er die vornehmsten Damen, auch seine beiden Cousinen. „Sieh da, meine lustige, kleine Lachtaube," sprach er besonders zu Katharine. „Du wirst dieses Mal mehr Unterhaltung an unserm Hofe finden, als sonst. Meine Herren und Damen! Es ist mir diesen Morgen ein Besuch von der Königin Wittwe und Regentin von Schottland, Marie de Lorrain, angemeldet worden! Die hohe Dame hat die Vermählung ihrer kleinen Tochter, Maria Stuart, mit dem Dauphin gefeiert, und gedenkt uns auf dem Heimwege von Paris nach Schottland zu besuchen. Da soll es lustig hergehen bei uns, damit wir den französischen Cavalieren und Damen, welche sie bis London begleiten, keinen Grund geben, zu behaupten, die Engländer wären halbe Barbaren, die nicht wüßten, was sich schicke. So wenig ich Freude an Festen finde, da dieselben uns zerstreuen, und von den ernsten Pflichten abziehen, so werde ich willig die Rolle eines fröhlichen Wirthes spielen. Meine liebe Schwester wird als meine nächste Verwandte die Honneurs bei der Königin machen, die liebe Herzogin von Suffolk, meine Cousinen, und Lady Anna von Cleven sie dabei unterstützen."

Elisabeth verfehlte nicht, die Rolle gut zu spielen, welche sie erwählt hatte, und der Erfolg war für sie glänzender, als sie erwarten durfte. Eduard und die beiden Lieblingshofprediger Hooper und Ridley waren einstimmig und begeistert in ihrem Lobe, und, zur Ehre Elisabeths müssen wir noch hinzusetzen, daß nicht Alles bei ihr

Heuchelei war, sondern mehr nur die äußere Form, welcher sie sich gegen ihr Naturell anfügte. Die Erfahrungen der letzten Jahre, ihre bittern Leiden hatten sie alles Ernstes nachdenklicher gestimmt, und im Ganzen auch ernster. Sie blieb sich auch consequent bei dem Besuche der schönen Königin-Regentin von Schottland, welche zu Anfang October in England eintraf. In einigen Wochen, ehe diese anlangte, hatte Elisabeth eine Stellung am Hofe ihres Bruders gewonnen, welche an Autorität und Einfluß der des Königs selbst, nicht viel nachstand. Die Diplomaten suchten ihre Unterhaltung, selbst Warwick lauschte begierig ihren Worten, ihren Ansichten, die sie jedoch stets unter dem Scheine großer Bescheidenheit und Demuth aussprach. Die Geistlichen lobten ihren wahren, festen Glauben, ihre einfache, evangelische Kleidung, und prunkloses Auftreten. Die Frauen priesen Elisabeths Sittsamkeit, und jungfräuliche Haltung, stellten sie ihren Töchtern als das Muster weiblicher Vollkommenheit vor. Ihr Wort ward zum Orakel, die Edelleute wetteiferten, wer ihr am lebhaftesten huldigen könne; die vornehmsten Damen boten ihre Töchter zu Gesellschafterinnen an, als eine der höchsten Ehren für dieselben. Die Gesandten rühmten Elisabeths große Sprachkenntnisse, da sie sich mit den italienischen, spanischen, französischen, holländischen, ja selbst mit deutschen Gesandten auf das Leichteste in deren verschiedenen Landessprachen unterhielt. Dabei bewunderten sie ihre wahrhaft königliche Würde, ohne allen Stolz oder Affectation.

Die feurigste Verehrerin Elisabeths war aber Lady Jane Gray, mit der die Prinzessin auf's Freundschaftlichste verkehrte. Lady Suffolk theilte diese Begeisterung nicht. Vielleicht war ihre aufrichtige Liebe zu Mary daran Schuld, und daß sie Elisabeth tadelte, weil sie moralisch ihre ältere Schwester in den Schatten warf. Vielleicht aber durchschaute die kluge Frau, daß Elisabeth theilweise jetzt nach einem sicher entworfenen Plane handelte.

das Schloß gestürmt! Hoch Lady Mary! Nieder mit ihren Feinden!"

So erscholl es bunt durch einander auf dem ganzen Wege bis zum äußersten Thore!

„Ich denke, dieses Auftreten soll den Herren in Westminster eine Warnung sein," sprach einer der Cavaliere, welcher Mary zur Seite ritt.

„Ich theile Eure Ansicht nicht, Mylord; vielmehr erwarte ich neue Drangsale. Sie mögen kommen, ich bleibe fest und unerschütterlich! Meine Seele ist mir mehr werth, denn mein armes Leben, die ewige Seligkeit lieber, denn ein irdisch Königreich!"

Es war gegen Abend, als sie aus dem Thore ritt. In St. John mußte übernachtet werden, und erst am folgenden Tage setzte Mary die Heimreise vollends fort. Inzwischen herrschte große Verlegenheit beim Könige und seinen 12 Berathern. Obwohl sie es nicht laut gestanden, übte doch die Volksdemonstration einen deprimirenden Eindruck auf Alle.

„Was fangen wir nun an, Mylords?" fragte Eduard.

Die Herren zuckten die Achsel. „Für den Augenblick rathe ich, die Sache nicht weiter zu verfolgen, Majestät," erwiederte Paget. „Wir wollen abwarten, wie der Kaiser die Kunde von dieser Unterredung aufnimmt."

„Ach der Kaiser! wenn der nicht lebte, dann würde Mary auch nachgeben," sagte Eduard. „Sie verläßt sich auf dessen Schutz, weil sie weiß, daß wir ihn fürchten."

„Etwas muß aber geschehen, um den Eindruck, den Lady Mary mit ihren Rosenkränzen auf das Volk gemacht, zu verwischen," nahm Lord Warwick das Wort.

„Ja, wenn das möglich wäre! Mary ist zu populär, Mylord!"

„Lady Elisabeth ist es auch, Majestät! Das Volk liebt einen eclatanten Aufzug, und Lady Elisabeths königliche Erscheinung, ihre Liebenswürdigkeit wird den Leuten gefallen. An Mary gefiel ihnen nichts, als daß sie den Muth hatte, uns zu trotzen. Geruhen Majestät, sofort einen Brief an Lady Elisabeth zu richten und abzusenden, worin Ihr sie einladet, in den nächsten Tagen Euch zu besuchen. Robert soll alsdann mit einem glänzenden Gefolge der Prinzessin entgegen reiten,

oder sie abholen. Mein Wort zum Pfande, Lady Mary wird bald von Elisabeth in den Schatten gestellt werden!“

„Der Gedanke ist nicht übel,“ meinte Eduard. — „Was sagen die Herren dazu?“

Alle erklärten einstimmig ihren Beifall, worauf Eduard die Gesellschaft entließ, und sich in sein Cabinet begab, um den Courier an Elisabeth abzufertigen. Er bemerkte nur noch am Ende des Briefes, Elisabeth solle nicht abreisen, bis die Leute bei ihr in Hatfield einträfen, welche er als ihre Begleitung sende.

Ihre Ankunft in Westminster war auf den achten Tag nach Lady Mary's Demonstration festgesetzt. Lady Francis Brandon, oder jetzt die Herzogin von Suffolk, wurde mit ihren beiden Töchtern aufgefordert, in London sich einzustellen, wo Lady Jane und Katharine als Gesellschafterinnen Elisabeths so lange bleiben sollten, als die Prinzessin in London verweilte.

33. Kapitel.

Elisabeths Erscheinung bei Hofe und Erfolg. Die Verschwörung.

Das Evangelium des Glaubens gewann zwar rasch viele Bekenner und Anhänger; die Wirkung desselben zeigte sich aber nicht so glänzend in den Werken dieses Glaubens. Das Gouvernement, unter dem Vorwande, dem Aberglauben zu steuern, hatte auch die Pfründen der Universitäten confiscirt, und zu andern Zwecken verwandt. Desgleichen wurden die Stipendien für unbemittelte Studenten eingezogen, alle Professorenstellen und Vorlesungen, welche Heinrich VIII. gegründet, mußten aufhören. Die Anzahl der Studierenden nahm unter diesen Umständen ab. Viele mußten verzweiflungsvoll ihre Studien abbrechen, Andere, und unter diesen wirklich talentvolle Männer, griffen zu nüchternem Broterwerbe. Die Universitäten wurden von den strengen Calvinistenpredigern als „Ställe für Esel, Hurer“, und als „Schulen des Teufels“ bezeichnet. Die Gelehrsamkeit erachteten dieselben als

entbehrlich für den Glauben. In Oxford bewirkte die Reaction einen argen Zustand von Ausschweifung. Die Meßgebete wurden öffentlich verspottet, die Messe selbst auf's Lächerlichste als Carricatur dargestellt, die Priester schalt man Bälge des Teufels. Die Missalen wurden von der Gassenjugend mit Beilen zerhackt, die werthvollen Handschriften der katholischen Bibliothek verbrannt und zerrissen. In die Säle, wo die Theologen ihre Vorlesungen gehalten, trug man Erde, und pflanzte Kohl darin, die Wäscherinnen hingen ihre Wäsche in den Sälen der schönen Künste auf! Die Kathedrale von London wurde in gleicher Weise entweiht, auch einige der Kirchen. In St. Paul versammelte sich die Börse, wo die Kaufleute ihre Geschäfte verhandelten, und an den Abenden bildete das ehrwürdige Gebäude den Sammelplatz und Raufboden für die vornehmen, jungen Cavaliere, wo sie fochten, Würfel spielten, und sündliche Rendez-vous hielten. Man ritt zu Pferde durch die schönen Säulengänge, und übte sich im Scheibenschießen auf dem Kirchhofe.

Die Anarchie rächte sich an dem Aberglauben, aber sie sollte ihrerseits unter Mary noch weit schrecklicher heimgesucht werden.

Es wurde für überflüssig erklärt, daß die theologischen Candidaten studierten, oder Examen bestanden, um Geistliche zu werden; Laien so gut wie Priester, konnten eine Pfründe erhalten, die Gutsbesitzer oder die Patronatsherren machten daher auch von diesem Manifeste reichlichen Gebrauch. Sie stellten sich entweder selbst als Candidaten für die Pfarrstelle, oder ernannten dazu ihre Jäger, Hausintendanten, oder auch Wildhüter. Geistliche, sogar Bischöfe, welche sich „Evangelisten" nannten, hatten oft vier, oder noch mehr Pfründen, von denen sie nur die Einkünfte einzogen, und in keinem Orte Gottesdienst hielten. Diejenigen unter diesen Herrn, welche ein zarteres Gewissen hatten, ernannten wenigstens sogenannte „Vikare", und wählten hierzu ausgehungerte, vertriebene Mönche, die um wenig Geld den Gottesdienst verrichteten, und denen es gleichgültig war, ob sie als Katholiken oder Protestanten figurirten, wenn sie nur die Anforderungen des Hungers befriedigen konnten!

Die Prinzessin Elisabeth benutzte ebenfalls die eigenthümlichen

Kirchengesetze. In einem Briefe an Lord Bedford, der noch vorhanden ist, bittet sie um einen Kirchenpatronatsdienst für ihren Garderobeverwalter. — Die Stelle wurde diesem alsbald gegeben.

Die canonischen Gesetze gegen Ketzer oder Schismatiker, welche die Reformatoren der englischen Kirche der Approbation des Parlamentes eingelegt, waren im Grunde ebensowenig tolerant, als die katholische Inquisition.

Ein gewisser Grad von Zwang ist aber unvermeidlich bei einem Systeme von Doctrinen, und zur Ehre der englischen Kirchenreformation muß gesagt werden, daß nur sehr wenige Individuen wirklich ihre Ketzerei mit Todesstrafe büßten, und diese waren notorische Verleugner der Gottheit Christi, wie John Boucher.

Dem Rathe war es Ernst, und noch mehr den Männern wie Cranmer, Hooper, Latimer, Ridley, Lever ꝛc. um die Reinigung der Kirchenlehre von den menschlichen Zusätzen. Noch war es für die gewissenhaften Christen, welche an Transsubstantiation glaubten, möglich, das englische Kirchenbuch anzuerkennen, da hierin die Lehre über das Abendmahl noch unverändert blieb. Jetzt aber ordnete Warwick, von dem Calvinisten Hooper bewogen, eine Revision desselben an. Bei dieser bekannte sich Cranmer, jetzt durch die kühne Selbstständigkeit Ridley's ermuthigt, offen und entschieden zur calvinistischen Erklärung des Abendmahles, und die Einsetzungsworte als symbolisch: der Leib und das Blut des Heilandes werde nicht buchstäblich im Sacramente gebrochen oder geopfert; die Menschen genossen bei dem Abendmahle in der That nur Brot und Wein.

Ridley wagte es, der officiellen Erklärung eigenmächtig vorzugreifen. Er ließ, als Bischof von London, über Nacht den Hochaltar in St. Paul abbrechen, und einen einfachen Tisch an dessen Stelle setzen. Der Regierungsrath gab dem Bischofe Recht, und erließ Befehle durch das ganze Land, wonach die Geistlichen die neue Doctrine anerkennen sollten.

Aber hiergegen erhob sich eine heftige Opposition, welche damit endigte, daß 4 Bischöfe als „ungehorsam“ in den Tower wandern mußten.

Die Lehre konnte auch nicht verfehlen, eine Aufregung unter dem

Volke hervorzubringen, zumal ihre sogenannten „Pfarrer" nichts von der Theologie verstanden, blindlings nachsprachen, was ihnen vorgeschrieben wurde, und nicht im Stande waren, die Zweifel ihrer Pfarrkinder zu widerlegen.

Im Staatsgefängnisse im Tower befanden sich jetzt nicht weniger denn 12 der angesehensten Bischöfe Englands, den katholischen Bischof Gardiner nicht mit inbegriffen. Jetzt war aber auch Lady Mary jede nur mögliche Aussöhnung mit der neuen Lehre abgeschnitten; die calvinistische Auslegung des Sacramentes erschien ihr wie eine furchtbare Gotteslästerung, zu der ihre Lippen sich nie bekennen sollten.

Elisabeth dagegen, sowie auch Dorset und seine Tochter Lady Jane, erfaßten dieselbe mit aufrichtiger Freude. Die Letztere sah jetzt den geheimen Glauben ihrer verehrten Lehrerin, Lady Katharine Parr, von der kirchlichen Autorität anerkannt; ein Glaube, dem sie selbst noch als halbes Kind sich zugeneigt hatte. Nun durfte auch sie laut ihr Bekenntniß ablegen, ohne als Ketzerin angeklagt zu werden.

Für Lady Tyrwhit und Elisabeth war es ebenfalls in ihren Augen ein glorreicher Sieg, den die göttliche Tochter der Vernunft noch über die letzten Ueberreste des alten Aberglaubens errang.

Eduards Brief an seine Lieblingsschwester, welche die bestimmte Aufforderung erhielt, nach London aufzubrechen, versetzte die Prinzessin in eine heftige aber freudige Aufregung. Der Augenblick war gekommen, nachdem sie sich gesehnt, auf den sie sich nun durch eine $1\frac{1}{2}$jährige, fast klösterliche Zurückgezogenheit vorbereitet hatte. Elisabeth fühlte, daß sie in London eine Rolle spielen müsse, welche mit Consequenz durchgeführt, alle frühere Thorheit vergessen machen werde. Um diese Rolle mit Erfolg spielen zu können, mußte sie sich einer der religiösen Partheien entschieden zuwenden, und Lady Tyrwhits ernste Belehrungen, vielleicht auch ihre eigenen Forschungen in den Schriften der Genfer Theologen, bestimmten sie die Parthei der Calvinisten zu ergreifen. Diese war ohnehin ja die dominante Parthei, sie mußte entweder sich dazu bekennen, oder wie Mary, vom Hofe ausgeschlossen bleiben. Sowohl die Politik, als die eigene Ueberzeugung entschied hier. Da Elisabeth aber stets au courant gehalten wurde von dem, was sich in

London zutrug, und Eduards glühende Verehrung für die Prediger kannte, welche am Schärfsten gegen die Vergnügungssucht, Putzsucht ꝛc. des Adels wetteiferten, entschloß sie als strenge Puritanerin am Hofe aufzutreten und damit sogleich ihre Fahne zu entwickeln. „Der Contrast zwischen mir und Mary," so dachte sie, „kann nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der aufrichtig gesinnten Protestanten und namentlich der Geistlichen zu erregen." War dieses gelungen, dann durfte sie ihr Spiel als bereits gewonnen betrachten; es war dieser Entschluß eine Waffe, womit sie sich an ihren Verleumdern zu rächen gedachte und ihren guten Namen zu reinigen.

Getreu diesem Vorsatze musterte sie selbst ihre Toilette, und gab zum Erstaunen ihrer Zofen, Befehl, Alles von den Kleidern zu entfernen, was an Verzierung oder Putz erinnern konnte. In einem knapp anliegenden Gewande von dunkelblauer Seide, das sich züchtig unter dem Kinne schloß und an dem die Aermel ebenfalls am Handgelenke anschließend waren, wollte sie ihr Debut an dem strengen Hofe ihres Bruders machen. Der einzige Schmuck, den sie sich gestatten wollte, war ein kleines goldenes Kreuz, das an einem schwarzen Bande um den weißen Nacken und auf der üppig jugendlichen Brust hing. Von den üblichen Armbändern, goldenen und diamantenen Brochen, Agraffen ꝛc. womit der Adel sich in geschmackloser Weise bedeckte, war keine Spur; ihre schönen, weißen Hände zeigten einen einzigen Diamantring, Seymours Abschiedsring, den sie nie ablegte. Sie durfte um so eher sich diesen gestatten, als er ja auch ihrer Stiefmutter gehört hatte.

Am Tage ihrer Abreise schickte die Prinzessin ihre Zofen unter dem Vorwande hinweg, daß sie sich eine kleine Weile ausruhen wolle. Kaum befand sie sich jedoch ohne Zeugen, so eilte sie auf den schmalen Spiegel zu und besah sich aufmerksam darin. Ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre vollen, rothen Lippen; sie mußte sich gestehen, daß sie nicht häßlich geworden war, sondern vielmehr schöner, denn der noch auf dem stolzen aristokratischem Gesichte weilende Ausdruck des körperlichen Leidens, erhöhte das Interessante desselben, verlieh ihm etwas Mildes und Gewinnendes. Das kleine mützenartige Halbhäubchen von ebenfalls dunklem Sammet, mit einer breiten Bordüre von Silber stand

ihr gut, und ließ zur Befriedigung der eitlen Dame die reichen, goldblonden Haare sehen. Elisabeths Gestalt war fast etwas zu groß für die strengere Regel weiblicher Schönheit. So lange diese Gestalt aber noch den Schmelz, die Elasticität der Jugend besaß, vergaß man diesen Fehler, fand sie sogar junonisch, stattlich und majestätisch.

Es ist bekannt, daß Elisabeths Hände von untadelhafter Schönheit und Weiße waren, sowie, daß sie, gleich Napoleon I., diese Schönheit stets geschickt zu zeigen verstand. Aber auch die Füße waren bei ihr ungewöhnlich zierlich für die Größe der Leibesgestalt. Trotz ihren puritanischen Grundsätzen, hatte die coquette Prinzessin dafür Sorge getragen, daß ihr einfacher Anzug ihre Reize weder verbarg noch Schaden zufügte. Der schwere Rock von reichem blauen Seidenzeuge war kurz genug um den schmalen Fuß in einem zierlichen Schuhe oder Pantoffel von gleichem Stoffe zu zeigen. Elisabeth beabsichtigte nicht nur einen guten Eindruck auf die ältern und ernsten Leute zu machen, sondern auch die ritterliche Jugend durch ihre äußere Schönheit und Liebenswürdigkeit zu bezaubern und an sich zu fesseln. Aber auch das Volk sollte sie bewundern, und nun setzte sie das kleine Reitbarett mit dem kurzen, dichten Schleier auf's Haupt, grüßte mit einem huldvollen Lächeln rechts und links, schwenkte anmuthig die Hand, wobei sie einen Handspiegel zu Rathe zog. Nach einiger Zeit legte sie den Spiegel nieder.

„Ich denke ich werde keine so üble Erscheinung sein, wenigstens darf ich annehmen, daß die Leute in ihrer Frömmigkeit noch so viel Geschmack haben, um mich schöner als meine verehrte Schwester zu finden, die wie eine ausgetrocknete Citrone aussieht."

Hier klopfte es an ihrer Thür, rasch legte sie den Handspiegel nieder ehe sie „herein" rief. Ihre französische Lieblingszofe Henriette de Montjoie erschien, ein bildhübsches, anmuthiges Mädchen, das nur ein paar Jahre mehr zählte als ihre Herrin. Sie trug heute ein knappanliegendes, dunkles Kleid von feinem Wollstoffe.

„Ach Du bist's Henriette," sagte Elisabeth beruhigt. „Was willst Du?"

„Euer Gnaden zeigen, ob ich mich passablement jolie als fromme

Schwester ausnehme," antwortete die Zofe, dabei faltete sie die Hände und schlug die schelmischen dunklen Augen nieder.

„Vortrefflich! Du siehst ravissante aus, Henriette, Du könntest selbst die strengen Latimers und Hoopers in Versuchung führen, Dir einen Kuß zu geben. Wirst Du aber Deine Rolle consequent durchführen? nicht in der Kirche einschlafen, wenn man die lange Lithurgie vorliest? Vergiß nicht, wie viel von diesem Besuche für mich und Euch Alle abhängt. Präge Master Parry noch einmal ein, daß er den Dienern ihre Rollen noch einmal an's Herz lege. Es darf Keiner sich betrinken, oder im Schlosse einen Würfel, eine Karte anrühren, überhaupt wenig reden, außer um mich zu loben und die neuen Kirchengestirne. Ich bin eine leidenschaftliche Verehrerin von Lord Warwick und die erbitterte Feindin Somersets, verstanden?"

„Vollkommen ma tres belle princesse; Ihr sollt mit uns zufrieden sein. Wir bitten nur, daß Ihr in Gnaden uns so bald als möglich aus dem puritanischen Purgatoire erlöset."

„Das werde ich schon um meiner Selbstwillen," lautete Elisabeths Antwort. „Es macht einen bessern Eindruck, wenn ich mich nicht lange am Hofe aufhalte, mich nach meinen Studien sehne; aber wir müssen uns den Umständen fügen, Henriette. Wünscht Eduard, daß ich bleibe, so muß ich bleiben, und —" setzte sie mit plötzlich veränderter Miene hinzu, „vielleicht dürfte es nothwendig sein, daß ich mich länger am Hofe aufhalte, um mich und uns Alle an dem heimtückischen Somerset zu rächen."

„Habt Ihr den Gedanken nicht aufgegeben, Lady Elisabeth? es möchte doch gefährlich sein, dem Herzog öffentlich entgegen zu treten, da er jetzt wieder so vielen Einfluß im Rathe gewonnen hat. Man glaubt, daß er am Ende doch noch wieder an's Steuerruder als Regent komme."

„Ehe ich das dulde, erdolche ich ihn mit eigener Hand, und sterbe mit Freuden dafür unter dem Beile des Henkers."

„Sancta Maria!" stieß die Zofe erschrocken aus.

„Henriette, Du fällst schon aus der Rolle," drohte Elisabeth, „Dein Ausruf hat einen katholischen Beigeschmack, Kind; von der heiligen

Jungfrau darfst Du in London nicht reden. Aber horch! ist das nicht Pferdegetrappel im Hofe? da werden meine Ritter bereits anrücken, bin begierig, wen der König mir erwählt hat."

„Sicherlich einen grauhaarigen Patriarch, denn ein junger Ritter wäre eine zu weltliche Escorte," erwiederte Henriette. „Nehmt nur jetzt schon die Maske vor, Euer Gnaden. Ah! es wird laut im Schlosse, da sind sie angekommen. Euer Gnaden werden gut thun, sich in den Saal zu begeben, aber Ihr seht zu blaß aus, un peu de rouge."

„Nein, laß das jetzt," unterbrach sie Elisabeth lachend. „Siehst Du nicht, daß ich schon etwas Puder aufgelegt habe, weil ich blaß und leidend erscheinen will?"

Henriette lachte, machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thür, um ihre Herrin in das Studierzimmer eintreten zu lassen. Elisabeth fand Niemand gegenwärtig; Lady Tyrwhit befand sich im Saale, die Herren empfangend. Elisabeth setzte sich in graziöser Stellung in ihren Sessel mit einem Buche in der Hand.

„Sie sollen mich hier abholen; es wird ihnen imponiren, daß ich so ruhig bin, um im letzten Augenblicke noch zu lesen," dachte sie.

Sie blieb nicht lange allein, im Vorzimmer ließen sich Schritte vernehmen, Elisabeths Herz klopfte laut vor Erwartung; ihr Ehrencavalier war ihr eine wichtige Persönlichkeit, sie mußte ihn für sich gewinnen, ehe sie in London ankam.

Plötzlich sprang sie mit freudiger Ueberraschung empor. Vor ihr kniete Lord Robert Dudley und neben ihm stand lächelnd Lady Tyrwhit.

„Ich denke Ihr werdet mit Eurem Geleitsmann nicht unzufrieden sein," sprach die Letztere.

„Wie? ist's möglich? aber nein, sicher hat mein Bruder mir einen ältern Cavalier gesendet, wie es schicklich gewesen wäre," sprach Elisabeth mit niedergeschlagenen Augen.

„Ei, ich bin ja Ehemann, und obgleich noch jung, doch nach den Hofgesetzen befähigt, Euer Gnaden zu beschützen," erwiederte Robert ihr die Hand küssend. „Aber auch wenn Seine Majestät mich nicht beauftragt hätte wäre ich doch gekommen, hätte es mir nicht nehmen lassen, die Jugendfreundin zu begrüßen und im Namen meiner Gemahlin für

das Hochzeitsgeschenk zu danken. O wie Ihr schön geworden seid, Lady Elisabeth, seitdem ich Euch nicht sehen durfte. Ich bin stolz, ein solches Kleinod beschützen und an Eurer Seite in London einziehen zu dürfen. Wahrlich, Eure Schönheit beschämt das Gerücht von Eurem leidenden Zustande, keine Rose könnte frischer sein wie meine angebetete Freundin."

„Lord Dudley, diese Sprache geziemt sich nicht für den Ehemann einer tugendhaften schönen Gemahlin," sagte Elisabeth streng und abweisend. „Ich reise nicht mit Euch, wenn Ihr mir nicht versprechet, die hohlen Schmeicheleien weg zu lassen. Ich bin weiser geworden in diesen letzten Jahren Mylord und habe eingesehen, daß nicht jeder mein Freund ist, der mir Schönes in's Gesicht sagt. Vergeßt nicht, daß ich Euren Vater mit Lord Somerset und ihren Verbündeten, zu diesen Feinden zählen muß."

„So wahr ich lebe, Ihr thut meinem Vater Unrecht," betheuerte Robert, indem er die Hand auf seine Brust legte. „Er hat nicht aufgehört Euer Wiedererscheinen am Hofe zu verlangen, und er war es, welcher den König bestimmte, Euer Gnaden in einer Weise abholen zu lassen, welche Euch zur Rechtfertigung dienen solle. Es warten Eurer in dem nächsten Städtchen über 300 Edelleute, die Euch das Geleite geben wollen. Ehe wir in London einziehen habt Ihr eine Ehrenescorte von 500 Rittern und mehr denn 200 Edeldamen und Jungfrauen. Glaubt meinem Worte, Lady Elisabeth, Ihr werdet in London freundlicher von meinem Vater denken lernen und die Ueberzeugung gewinnen, daß er nichts sehnlicher wünscht, als Euer Vertrauen und Eure Huld zu besitzen."

„Ich werde ihm nie Vertrauen schenken, so lange er der vertrauteste Freund Somersets ist," sagte Elisabeth fast heftig.

Robert lächelte. „Mit der Freundschaft meines Vaters zu Somerset dürfte es nicht lange dauern, wenn der Exregent fortfährt, der Parthei Lady Marys und Bischof Gardiners so lebhaft beizupflichten, wie er seit kurzem thut. Seine Fürbitten für diese Beiden hat den Argwohn der protestantischen Rathsmitglieder erweckt. Man glaubt, daß er jetzt hoffe, mehr durch seine Verbindung mit den Papisten als mit uns zu

gewinnen, ja daß er sogar heimlich mit dem kaiserlichen Gesandten Umgang pflegt; von welcher Natur dieser Umgang oder was der Zweck ist, weiß man zwar noch nicht, aber unmöglich erscheint es nicht nach der öffentlichen Demostration, welche Lady Mary sich mit ihren Anhängern erlaubt hat, daß die katholische Partei auf eine directe Hülfe Kaiser Karls zählt. Wenn mein Vater noch in gleicher Freundschaft mit Somerset verkehrt, so begreift Ihr wohl, daß er dabei die Absicht hat, Somerset zu überwachen."

„Daran wird er gut thun, denn Euer Vater ist der Erste, den Somerset, wenn er die Macht besitzt, aus dem Rathe entfernen wird. Mylord Dudley müßte sich dann damit begnügen, dem stolzen Herzoge unterthänig zu sein."

„Das geschieht nie und nimmermehr; wirft Somerset ihm den Fehdehandschuh hin, dann giebt's einen Kampf der mit dem Tode des Einen endigen muß. Wir zählen auf Euch, Lady Elisabeth, auf Euch, als unsere Verbündete, im Glauben und —"

„Im Haß!" ergänzte Elisabeth. „Dazu reiche ich mit Freuden meine Hand, aber nicht um meine Schwester, sondern um ihn, den grausamen Mörder seines Bruders und meines reinen Namens zu verderben. Lady Mary ist mir lieb und ich verehre ihre Tugend von Herzen, obgleich ich beklagen muß mit meinem Bruder daß sie an ihren religiösen Irrthümern so beharrlich hängt."

„Die Regierung wird nicht zugeben, daß sie den Thron besteige, so lange Lady Mary katholisch ist."

„Daran kann der Rath nichts verhindern, Mary ist die gesetzliche Thronerbin nach dem Testamente meines Vaters."

„An diesem ist bereits viel verändert worden," bemerkte Lady Tyrwhit lächelnd. „Heinrich VIII. wollte keinen Regenten und doch wählte man Somerset. Eben so leicht kann eine andere protestantische Prinzessin Eduards Nachfolgerin werden, Euer Gnaden."

„Ja, und wenn ich der Rath wäre, dann wählte ich eine Königin, die bereits alle Herzen durch ihren Geist, ihre Frömmigkeit und Schönheit unterjocht hat," rief Robert begeistert aus. „Meine angebetete Herzenskönigin, Lady Elisabeth, müßte Königin von England werden."

„Lord Dudley, solche Worte darf ich nicht hören, sie sind ein Verrath an meiner Schwester, welche weit würdiger ist als ich, das Scepter zu führen," erwiederte Elisabeth. „Jetzt dünkt mich, wollen wir uns zum Aufbruch richten, Lady Tyrwhit, wenn es Euch beliebt?"

„Ich bin bereit und werde die Zofe rufen, daß sie Euren Mantel bringe, denn die Märzluft weht kalt und Eure Gnaden dürfen nicht krank in London ankommen, sondern müssen meiner mütterlichen Pflege Ehre machen."

Nach diesen Worten entfernte sie sich um die Leute zu rufen.

Nachdem die Dame hinter der Portiere verschwunden, warf sich Robert vor Elisabeth nieder, bemächtigte sich ihrer Hand und küßte sie wiederholt mit stürmischer Innigkeit.

„Mylord!" sagte Elisabeth verweisend, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht.

„Vergebt mir die Kühnheit meines liebevollen Herzens, Elisabeth, ich kann nicht anders, meine Liebe ist zu glühend und innig."

„Habt Ihr denn noch Platz für eine andere Liebe, neben der Liebe zu Eurer anmuthigen Gemahlin? O geht, Lord, Ihr seid falsch, wie Euer ganzes Geschlecht."

„Ich bin nicht falsch, Elisabeth, ich liebe meine sanfte, liebliche Amy, aber ich liebte Euch, ehe ich sie sah. Ihr waret und seid noch immer das Ideal aller weiblichen Vollkommenheit für mich. O wie beneidete ich Seymour! mit Freuden wäre ich gestorben, wenn ich die Hoffnung gehabt hätte, daß aus Euren schönen Augen Thränen über meinen Tod fließen würden. Ach ich war viel unglücklicher, daß ich ohne Euch leben mußte, als wenn ich durch des Henkers Hand mein Leben geendet hätte. Amy ist gut, sie ist ein tröstender Engel, aber kein Engel im Himmelreich vermag Elisabeth bei mir ganz zu ersetzen. Warum seid Ihr nicht ein einfaches Edelfräulein, anstatt Prinzessin, erreichbar für meine Liebe und Treue?"

Robert war ein bildschöner Jüngling; es lag etwas männliches, trotz seiner Jugend, in seiner Erscheinung und Elisabeths 17jähriges Herz war noch nicht gegen Huldigung abgestumpft. Es lag ja auch in ihren Wünschen, die Herzen zu fesseln, obgleich sie ihn nicht liebte oder

nur als Freund, war sie nicht blind gegen die Wichtigkeit der Eroberung die sie an Robert gemacht. Er war äußerst beliebt bei den jüngern Edelleuten, besaß Einfluß über den jungen König und selbst über seinen stolzen Vater.

„Der Mensch ist nicht immer der Herr seines eigenen Schicksals, und wir also auch nicht," sprach sie freundlich. „Da wir einander nicht mehr sein durften, lasset uns mit der Freundschaft begnügen. Wollt Ihr mein Freund, mein treuer Freund sein, der über mich, die einsame Freundin, wacht?"

„Ob ich es sein will? O wie könnt Ihr noch fragen! Ich gehöre Euch von ganzer Seele an; gebietet über Euern gehorsamen Ritter, gebt mir eine Gelegenheit, meine Verehrung zu beweisen!"

„Ei nun, ich nehme Euch sogleich beim Worte, Mylord —"

„Nennt mich Robert, wie Ihr es sonst zu thun pflegtet! Ach es klang so süß von Euren Lippen die trauliche Benennung!"

„Gut denn, mein lieber Freund Robert," erwiederte Elisabeth mit ihrem süßesten Lächeln. „Ich habe eine heiße Sehnsucht, eine Person in London zu sehen — ohne Zeugen — Ihr sollt mir diese zuführen, wenn Ihr den Aufenthalt derselben auskundschaften könnt!"

„Soll ich eifersüchtig werden?"

„Nicht doch! Ich möchte meine liebe Mrs. Ashly sehen. Sie beging kein anderes Verbrechen, als daß sie mich über Alles liebte. Das wird kein Verbrechen in Euren Augen sein!"

„Nein, wahrlich nicht! vielmehr verehre ich die arme Frau, welche so viel um Euch hat leiden müssen. Verlaßt Euch auf mich, Elisabeth, der Freund und Ritter wird Euch die Gouvernante zuführen, ob mein Vater es gestattet oder nicht!"

Hier kehrte Lady Tyrwhit mit den beiden Zofen zurück. Die Letzteren legten Elisabeth den kurzen Reitmantel von schwarzem Sammet, mit Pelz gefüttert und verbrämt, um. Bald darauf war der Zug geordnet, Elisabeth auf ihren hohen Sattel gehoben, in dem sie wie in einem kleinen Sessel saß. Den langen Mantel hatte sie malerisch um sich gewickelt, die kleinen Hände, mit weißen Stülphandschuhen be-

kleidet, faßten Zügel und Peitsche. Erst nachdem sie ganz in Ordnung war, sprangen Robert und die Herren selbst zu Pferde.

Dudley hatte die Wahrheit berichtet wegen der großen Eskorte, die auf sie warte. An verschiedenen Orten, durch welche die Prinzessin ziehen mußte, stieß eine frische Anzahl von Rittern mit ihren Frauen und Töchtern zu ihr. Unter den Letzteren befanden sich der Herzog von Suffolk mit seiner Gemahlin und ihren beiden Töchtern, Jane und Katharine Gray. Lady Jane ritt eine Zeit lang neben der Prinzessin; als sie sich dem Thore von London näherten, ritt sie jedoch hinter derselben, da Elisabeth allein mit Lady Tyrwhit einziehen sollte.

Im St. Jamespalast stieg Elisabeth ab. Dort war für sie eine Staatswohnung bereitet worden, sowie für die fremden Damen, welche keine eigenen Paläste in London hatten. Erst am zweiten Tage begab sie sich nach Whitehall. Der ganze Weg vom Parkthore bis zum Schlosse war ihr zu Ehren mit frischem Sande belegt worden, was sonst nur für eine regierende Königin geschah. Am Thore von Whitehall empfing man sie mit der umständlichsten Höflichkeit; Lord Warwick Herzog von Northumberland, trat selbst heran, und hob die Prinzessin von ihrem Pferde. Es war nemlich nicht möglich für eine Dame, ohne Hülfe vom Pferde zu steigen. Die Landleute und Bürgerinnen pflegten einfach hinabzurutschen, wenn nicht zwei starke oder liebevolle Arme bereit waren, sie aufzufangen.

Eduard flog der Schwester fast entgegen, sobald sie in den Saal eintrat, und schloß sie in die Arme.

„O meine theuerste, meine süßeste Schwester!“ waren die Worte, womit er sie anredete und küßte. „Welch' ein Glück, Dich wieder zu sehen! Nun lasse ich Dich nicht so bald von mir fort! Nicht wahr, Lord Warwick, sie muß recht lange bleiben? so lange bis Ihr Beide die besten Freunde geworden seid!“

„Ich bin bereits Lady Elisabeths warmer Verehrer, Majestät, denn wir haben einen und denselben Glauben!“

„Ja, das habt Ihr, Gott sei Dank! — Elisabeth, gieb ihm die Hand zum Zeichen, daß Du meinem Freunde vertraust! Er ist nicht

nur mein Freund, sondern der Grundpfeiler der Reformation, das helle Licht unserer gereinigten Kirche!"

„Ich hoffe von Euch zu lernen, Lord, in dem was mir noch mangelt," erwiederte Elisabeth. „Wenn meine Huld Euch von Werth ist, so seid deren versichert. Wie sollte ich den großen Geist nicht bewundern, der so viel in kurzer Zeit bezweckt, und uns von dem schweren Joche des Aberglaubens befreit hat!"

„Euer Gnaden sind zu gnädig —"

„Nicht doch! Ihr verdienet Euer Lob!" rief Eduard lebhaft aus. „Ich freue mich, daß ich mich nicht irrte, daß meine geliebte Schwester in Allem mit mir einverstanden ist!"

Jetzt begrüßte er die vornehmsten Damen, auch seine beiden Cousinen. „Sieh da, meine lustige, kleine Lachtaube," sprach er besonders zu Katharine. „Du wirst dieses Mal mehr Unterhaltung an unserm Hofe finden, als sonst. Meine Herren und Damen! Es ist mir diesen Morgen ein Besuch von der Königin Wittwe und Regentin von Schottland, Marie de Lorrain, angemeldet worden! Die hohe Dame hat die Vermählung ihrer kleinen Tochter, Maria Stuart, mit dem Dauphin gefeiert, und gedenkt uns auf dem Heimwege von Paris nach Schottland zu besuchen. Da soll es lustig hergehen bei uns, damit wir den französischen Cavalieren und Damen, welche sie bis London begleiten, keinen Grund geben, zu behaupten, die Engländer wären halbe Barbaren, die nicht wüßten, was sich schicke. So wenig ich Freude an Festen finde, da dieselben uns zerstreuen, und von den ernsten Pflichten abziehen, so werde ich willig die Rolle eines fröhlichen Wirthes spielen. Meine liebe Schwester wird als meine nächste Verwandte die Honneurs bei der Königin machen, die liebe Herzogin von Suffolk, meine Cousinen, und Lady Anna von Cleven sie dabei unterstützen."

Elisabeth verfehlte nicht, die Rolle gut zu spielen, welche sie erwählt hatte, und der Erfolg war für sie glänzender, als sie erwarten durfte. Eduard und die beiden Lieblingshofprediger Hooper und Ridley waren einstimmig und begeistert in ihrem Lobe, und, zur Ehre Elisabeths müssen wir noch hinzusetzen, daß nicht Alles bei ihr

Heuchelei war, sondern mehr nur die äußere Form, welcher sie sich gegen ihr Naturell anfügte. Die Erfahrungen der letzten Jahre, ihre bittern Leiden hatten sie alles Ernstes nachdenklicher gestimmt, und im Ganzen auch ernster. Sie blieb sich auch consequent bei dem Besuche der schönen Königin-Regentin von Schottland, welche zu Anfang October in England eintraf. In einigen Wochen, ehe diese anlangte, hatte Elisabeth eine Stellung am Hofe ihres Bruders gewonnen, welche an Autorität und Einfluß der des Königs selbst, nicht viel nachstand. Die Diplomaten suchten ihre Unterhaltung, selbst Warwick lauschte begierig ihren Worten, ihren Ansichten, die sie jedoch stets unter dem Scheine großer Bescheidenheit und Demuth aussprach. Die Geistlichen lobten ihren wahren, festen Glauben, ihre einfache, evangelische Kleidung, und prunkloses Auftreten. Die Frauen priesen Elisabeths Sittsamkeit, und jungfräuliche Haltung, stellten sie ihren Töchtern als das Muster weiblicher Vollkommenheit vor. Ihr Wort ward zum Orakel, die Edelleute wetteiferten, wer ihr am lebhaftesten huldigen könne; die vornehmsten Damen boten ihre Töchter zu Gesellschafterinnen an, als eine der höchsten Ehren für dieselben. Die Gesandten rühmten Elisabeths große Sprachkenntnisse, da sie sich mit den italienischen, spanischen, französischen, holländischen, ja selbst mit deutschen Gesandten auf das Leichteste in deren verschiedenen Landessprachen unterhielt. Dabei bewunderten sie ihre wahrhaft königliche Würde, ohne allen Stolz oder Affectation.

Die feurigste Verehrerin Elisabeths war aber Lady Jane Gray, mit der die Prinzessin auf's Freundschaftlichste verkehrte. Lady Suffolk theilte diese Begeisterung nicht. Vielleicht war ihre aufrichtige Liebe zu Mary daran Schuld, und daß sie Elisabeth tadelte, weil sie moralisch ihre ältere Schwester in den Schatten warf. Vielleicht aber durchschaute die kluge Frau, daß Elisabeth theilweise jetzt nach einem sicher entworfenen Plane handelte.

34. Kapitel.

Marie de la Lorrain. Die Verschwörung.

Die Anwesenheit der glänzenden Königin von Schottland, und deren zahlreicher Begleitung, brachte eine förmliche Revolution unter der englischen Damenwelt hervor. Die französischen Moden sind in räthselhafter Weise schon seit vielen Jahrhunderten die tonangebenden gewesen, und behaupten auch im 19. Jahrhundert ihre Herrschaft über alle Modejournale eitler Damen und Herrn. Der Verkehr zwischen England und den Continentalhöfen war nicht so häufig und leicht wie heute; auch waren die Hausfrauen weniger mit der jetzigen Manie des „Reisens" behaftet, welche manchem Ehemanne den Geldbeutel leert. Der Anblick der französischen Toiletten wirkte auf die englischen Damen wie ein ansteckendes Fieber; keine blieb verschont! Eine gänzliche Umwandlung der bisherigen, kleidsamen Tracht wurde vorgenommen. Der hübsche, häubchenartige Kopfputz, welcher bis dahin Sitte gewesen, wurde abgelegt, die reichen Kleider decolletirt, und mit kurzen Aermeln versehen; Schminke wurde noch extravaganter aufgetragen, sogar jetzt die Augenbrauen dunkler gefärbt, die blonden Haare mußten Perrücken von schwarzen Haaren weichen, die über und über mit kleinen Löckchen frisirt waren!

Waren die strengen Puritaner bisher erzürnt gewesen über den Luxus des englischen Adels, so kann man sich leicht vorstellen, daß diese Entrüstung zu einem förmlichen Zorne ausartete, als jetzt die sittsame englische Frauenwelt mit tief ausgeschnittenen Kleidern, halb entblößten Büsten und nackten Armen auftrat! Eduards jungfräuliches Schamgefühl wurde auf's Empfindlichste verletzt, als er diese Umwandlung an dem ersten großen Empfangstage gewahrte!

„Mein Hof hat nicht mehr das Ansehen einer anständigen Gesellschaft, sondern vielmehr einer Bande von Bänkelsängerinnen und schamlosen Comödiantinnen," sprach der Knabe leise zu Warwick, seinem Vertrauten, während seine blassen Wangen errötheten. „Ich wünschte fast,

meine Schwester und Lady Jane wären nicht hier; das böse Beispiel werden sie aus Rücksicht auf die fremden Gäste nachahmen müssen. Ich schämte mich, die beiden Mädchen in solch frechem Anzuge anzusehen!“

Jetzt wurde die Flügelthüre geöffnet! Elisabeth trat ein, von zwei Damen begleitet, Lady Jane Gray, und Lady Tyrwhit. Ein Ausruf der Freude brach von Eduards Lippen hervor, ein unwilliges Gemurmel der Entrüstung unter den französischen Damen, als die Prinzessin mit ruhiger, selbstbewußter Haltung sich dem Könige näherte.

Sie und Jane trugen beide ein einfaches, weißseidenes Gewand, unter dem Kinn mit einer kleinen, goldenen Agraffe befestigt, auf dem Kopfe aber die üblichen, kleinen Sammethäubchen, unter denen die Haare, schlicht gescheitelt, in ihrer natürlichen Farbe, ohne Puder sich zeigten. Kein künstliches Rouge, keine Mouchen entstellten die glattweißen, jugendlichen Wangen!

Eduard hätte vor Freude aufjauchzen mögen; Warwick warf dem Könige einen triumphirenden Blick zu. Elisabeth war consequent geblieben, und Jane, trotz der lebhaften Opposition Lady Suffolks, ebenfalls.

Als Jane nachher mit ihrer Mutter zusammenstand, sagte diese ärgerlich: „Was wird Lady Mary dazu sagen, wenn sie hört, wie gröblich Du durch diesen Unsinn die Etiquette verletzt hast?“

„Liebe Mutter, ich habe gethan, um was mich Lady Elisabeth bat, weil ich überzeugt war, daß sie das Rechte erwählen würde, und wie es sich für eine sittsame Jungfrau gezieme. Ich würde mich schämen, mich vor den Herren zu zeigen mit nacktem Halse und Armen. Lady Mary würde ebensowenig die Sitte loben, als Lady Elisabeth!“

Die schöne, coquette Königin, Marie de Lorraine, machte anfangs der Prinzessin für diesen Mangel an »égards« kein sehr gnädiges Gesicht, aber Elisabeths ehrerbietiges, und doch wieder einschmeichelndes Benehmen stimmte die Königin bald freundlicher, dazu gebot die Klugheit, jede Unannehmlichkeit zu vermeiden. War doch der Hauptzweck ihres Besuches, eine Verbindung zwischen Eduard und der französischen Prinzessin Elisabeth zu vermitteln, wenigstens diesen für eine solche Allianz geneigt zu stimmen. Als Eduard sie nach dem Empfange in

den Eßsaal führte, sagte sie mit ihrem holdesten Lächeln, wobei sie ihre schönen Zähne zeigte:

„Wie eigenthümlich, daß die beiden Prinzessinnen gleichen Namen führen! Man könnte Eure Schwester und unsere chère Elisabeth von Frankreich für Zwillinge nehmen!"

„Die Prinzessin wird schwerlich so ernst sein, wie meine süße Schwester Gesetztheit,"*) erwiederte Eduard lächelnd. „Die katholischen Priester lehren ihre Beichtkinder, daß sie das Leben genießen sollen, und für die Sünden geben sie Absolution. Wir Protestanten sagen, man könne nicht zugleich Gott und der Welt dienen. Meine Schwester hat Gottes Wort zu ihrem Herrn, und ihrer Richtschnur erwählt."

„Und daher verschmäht sie es wohl, wie wir andern sich zu kleiden?"

„Ich denke, sie wird darin nach der Ermahnung der Apostel handeln. Uebrigens gefällt mir unsere sittsame Tracht besser," setzte Eduard naiv hinzu. „Es steht in der Bibel, das Weib soll sich verhüllen, nicht ihre Schönheit allen Augen zeigen!"

„In dieser Beziehung würden Eure Majestät mit Elisabeth von Frankreich übereinstimmen. Sie ist eben so entschieden in ihrem Willen und Wesen, wie Eure Schwester!"

„O, dann möchte ich sie nicht zu meiner Gemahlin!"

„Majestät! — warum nicht?"

„Nun, meine Schwester bewundere ich als Freundin und Schwester," erwiederte Eduard lächelnd. „Zu meiner Gemahlin würde ich niemals eine Dame wählen, die mehr weiß, als ich selbst!"

„Ah! Eure Majestät wollen immerdar Herr und Gebieter bleiben?"

„Das nicht, aber es steht in der Bibel: der Mann soll des Weibes Haupt sein, und das Weib soll ihren Gatten verehren. Beides ist nicht der Fall, wo das Weib klüger ist als der Mann!"

„O die Liebe macht auch das klügste Weib einem geliebten Gemahle gegenüber demüthig! Notre chère Elisabeth de France —«

Eduard unterbrach sie lachend.

„Majestät! Ich sehe, Ihr habt eine zu hohe Meinung von mir,

*) Eduard nannte Elisabeth stets seine sweet sister temperance.

wollet mich mit der Hand einer Prinzessin beglücken. Aber ich fürchte, ich bin sehr undankbar für Eure Güte, denn ich ziele nicht danach, eine reiche Prinzessin zu heirathen, sondern eine Jungfrau, die ich von ganzem Herzen lieben könnte, und deren Liebe mir eine süße Erheiterung wäre!"

„Ah! dann habt Ihr wohl schon dieses Ideal gefunden?" fragte Marie lächelnd, aber zugleich gespannt, denn sie wußte von seiner Verehrung für Jane.

Eduard wurde verlegen, und ertheilte mit einem leichten Seufzer die Antwort:

„Vielleicht ist es so, Majestät, aber wie die Zukunft sich gestalten wird, weiß ich nicht. Reden wir von diesem Sujet daher nicht mehr!"

Marie schwieg natürlich, aber es fiel sehr auf, daß die hohe Dame von jetzt an Jane oft in ihre Nähe zog, sich mit derselben unterhielt, und mit großer Freundlichkeit sie behandelte. Wollte sie sich dem Könige beliebt machen hierdurch, oder hoffte sie, dieselbe mehr vom Könige zu entfernen? Jane war keine redselige Persönlichkeit, wie wir wissen; sie schenkte Niemandem ein recht offenes Vertrauen, als ihrem Herzensfreunde. Aber mit jedem Jahre, wo Beide älter wurden, trat die Etiquette störender zwischen sie; ohne es sich bewußt zu werden, nahm Eduards Benehmen gegen sie einen minder zärtlichen Ton an. Jane, als schüchtern und bescheiden, drängte ihm niemals ihre Liebe auf. Die Gelegenheiten zu einem tête à tête kamen auch immer seltener; die jungen Leute mußten sich damit begnügen, sich in Gegenwart der Mutter oder des Hofes zu sprechen.

Elisabeth hatte die große Freude, ihre Gouvernante jetzt heimlich zu sehen, wie Robert es ihr versprochen hatte. Eduard ordnete an, daß der Hof nach Hampton Court zog, wo das Schloß sich mehr zu einem heitern Aufenthalte eignete, als Westminster. Hier sahen sich endlich Elisabeth und Käthe Ashly wieder. Lady Tyrwhit wußte darum, aber sie war so stolz auf Elisabeths Erfolg am Hofe, daß sie diese unschuldigen Rendez-vous nicht störte, und Eduard, obgleich er durch Warwick davon erfuhr, sie ignorirte.

Eduard hatte ein brillantes Feuerwerk eines Tages zur Unterhaltung

seiner französischen Gäste veranstaltet. Dasselbe fand im Garten statt; die Fremden, wohl in ihre Mäntel gehüllt, wanderten paarweise herum, oder sahen das Feuerwerk von den Fenstern aus. Es war eine zahlreiche Gesellschaft, und unter den Gästen befanden sich Somerset mit seiner Gemahlin und Familie, da die Königin gebeten hatte, sie auch einzuladen. Sie wünschte von Angesicht zu Angesicht den Sieger von Pinkie Cleugh zu sehen.

An diesem Abende hatte Elisabeth ihrer Gouvernante eine Zusammenkunft versprochen. Den Tag über hielt sich Mrs. Ashly bei der Familie des Gärtners verborgen, als eine ihrer Verwandten.

Die Nacht war klar und mondhell, sodaß Elisabeth ohne ein verrätherisches Licht sich durch den Garten schleichen, und den Park erreichen konnte. Hier befand sich ein kleines, steinernes Häuschen, wo ehemals die Lieblingshunde des reichen Cardinals Wolsey aufbewahrt, und durch besondere Wärter verpflegt wurden. Hunde und Vögel waren die Lieblinge des Cardinals gewesen, daher er große Kosten auf die Räume verwandte, in denen seine Hunde und seine Jagdfalken untergebracht waren. Für den strengsten Winter hatte man sogar einen Kamin angebracht.

Jetzt war das Häuschen, welches aus 2—3 Räumen bestand, leer bis auf einen, denn Eduard hatte darin einen Tisch mit mehreren Stühlen hinstellen lassen, und liebte es, dort in den Sommermonaten zu lesen. Die Fenster bestanden aus einem dichten, und doch durchsichtigen Gewebe von Gaze, und nur im Winter schloß man die hölzernen Läden.

Elisabeth fand ihre Vertraute, außerhalb des Hauses ihrer wartend. Nach einer zärtlichen Umarmung traten beide, sich umschlungen haltend, ein.

„Wir wollen lieber in eins der andern Zimmerchen gehen," sagte Elisabeth. „Hier ist es zu hell; wir müssen doch auf die Möglichkeit rechnen, daß Jemand sich bis hierher verirrt. Komm nur, Herzenskäthe, ich habe Dir Allerlei mitzutheilen, will aber damit anfangen, Dir zu sagen, daß ich glaube, wir werden bald wieder öffentlich einander angehören dürfen! Der König hat im Scherze so etwas von dieser Art

fallen lassen — und er sagt nie etwas, was nicht irgend eine Bedeutung hätte. Stelle Dir vor, ich mußte es zugeben, daß der abscheuliche Somerset zwei Tage im Schlosse wohnt! Das Herz klopfte mir so heftig, als ich seiner ansichtig wurde! Ich hätte ihn fast in's Gesicht geschlagen, als er meine Hand küßte, der Heuchler! Und nun vollends seine Gemahlin! aufgeputzt, und mit ihren gestohlenen Juwelen beladen, aufgeblasen wie ein Pfau, der seinen Schwanz in der Sonne ausspreizt! O, wenn ich es nur noch erleben dürfte, daß diese Familie recht gedemüthigt würde, in den Staub getreten!"

„Er hat schon wieder eine mächtige Partei," sagte Mrs. Ashly. „Ich höre manchmal davon reden, es wäre doch möglich, er würde wieder Regent."

„Dann heirathe ich einen der französischen Prinzen, wie Marie de Lorrain mich gerne bereden möchte, denn ich bleibe nicht in dem Lande, wo er regiert! Aber ich glaube es nicht; ich bin überzeugt, Warwick haßt ihn gründlich, und was das Beste ist — er fürchtet ihn. Robert ist mein getreuer Berichterstatter, mußt Du wissen, und durch ihn weiß ich, daß man immer mehr Mißtrauen in Somerset setzt, da er es kaum mehr verbirgt, daß er den Katholischen so gewogen ist."

„Das kann ihm nicht Ernst sein!"

„Möglich — aber wenn's ihm auch nicht Ernst ist, so schmeichelt er den Katholiken, redet dem Bischof Gardiner das Wort, und tritt als der eifrigste Advocat meiner Schwester Mary auf. Er hat sogar im Staatsrathe erklärt, es sei eine große Inconsequenz, womit man im Auslande den Protestantismus lächerlich mache, daß man die Leute zwingen wolle, einen Glauben zu bekennen, dem sie im Herzen abgeneigt seien. Wir seien schlimmer, denn die katholischen Priester in unserer Intoleranz!"

„Ich meine, Somerset hat nicht so Unrecht, liebe Elisabeth!"

„Doch, denn die Leute *müssen* sich der Regierung und den Gesetzen fügen, sonst giebt es keine Ordnung in der Welt. Ich würde es auch verlangen, wenn ich Regentin wäre," setzte sie mit Entschiedenheit hinzu. Wir Engländer müssen endlich aus der erbärmlichen Halbheit heraus, und entweder Katholiken oder Protestanten sein; und da wir

den Papst nicht als Gewissensrichter über uns erkennen, so ist es besser, wir brechen vollends die moralische Kette, und machen uns durch den evangelischen Glauben ganz frei. — Aber wir wollen heute Abend keine so ernsthafte Unterhaltung führen, liebes Herzenskäthchen, sondern über etwas anderes. Hast Du das Kleid von mir erhalten? und gefällt es Dir? Ich sende Dir bald durch Parry Geld, damit es Dir nicht gebricht, liebe, treue Seele — und so Gott will, darfst Du bald wieder zu mir!"

Abermals umarmten sie sich, und plauderten von Sachen, die wenig wichtig für dritte Personen waren. Ungefähr nach einer halben Stunde legte Mrs. Ashly rasch ihre Hand auf Elisabeths Mund, und flüsterte ihr dabei erschrocken zu: „Es kommt Jemand! Seht, dort unter den Bäumen sind zwei Cavaliere, aber ich erkenne ihre Gesichter nicht, sie sind noch zu sehr im Schatten. Himmel! ich fürchte, sie wollen hierher — der Eine deutet auf das Häuschen!"

„Nun, und wenn auch! Ich würde mich nicht schämen, zu bekennen, daß ich eine Sehnsucht nach meiner Freundin gehabt. Aber Du hast Recht, ich glaube sie wollen hierher! Sie gehen vielleicht auch vorüber, scheinen sich ernstlich zu besprechen. Wenn sie dort über den Pfad schreiten, sind sie im Mondlicht, und ich kann sie vielleicht erkennen."

Die beiden Damen warteten gespannt. Plötzlich faßte Elisabeth Ashly's Arme —

„Es ist Lord Somerset und Lord Arundel — das Haupt der katholischen Faction, der Freund Gardiners und Lady Mary's! Was mögen sie zu besprechen haben hier im Parke? O daß ich jetzt eine Maus wäre, die ihnen folgen, und sie belauschen könnte! Ach sieh! dort kommen noch zwei Herren hinter ihnen her! Das hat etwas zu bedeuten, Käthe; ich sage Dir, Gott gab mir ein, dieses Haus heute Abend zu unserm Rendez-vous zu erwählen!"

„Ihr werdet doch nicht bleiben wollen?" fragte Ashly erschrocken. „Laßt uns fort, liebe Lady Elisabeth! Mich verlangt nicht danach, noch einmal in den Tower, gar in die Folterkammer zu kommen!"

„Du mußt bleiben, theures Käthchen, hast keine andere Wahl,

wenn Du ihnen nicht begegnen willst! Aber ich bitte Dich, bleibe bei mir, ich will die Herren belauschen, wenn sie in's Haus treten!"

„Belauschen? ohne daß sie unsere Gegenwart ahnen?"

„Ja — wir wollen schnell in eins der andern Zimmerchen! Vielleicht bleiben sie hier! — Sieh nach, ob es nicht einen Riegel an der innern Seite der Thür giebt, den wir vorschieben können!"

Beide eilten nach der Thür, und fanden, als sie herumtasteten, in der That einen Riegel.

„So, das wäre gut," sprach Elisabeth, „hinein können sie von dem innern Zimmer nicht, während hier in der Wand eine kleine Luke ist, durch die man wohl nach den Thieren geschaut hat. Wenn die Herren kein Licht anzünden, was ich bezweifle, dann können wir jedes Wort verstehen, ohne bemerkt zu werden."

„Aber wir können dann nicht eher fort, bis sie fort sind."

„Sie werden nicht zu lange bleiben, damit ihre Abwesenheit nicht bemerkt werde. Uebrigens ist dort im Hintergrunde noch ein Pförtchen, durch das man die Hunde in den Wald ließ, ohne durch das Vogelzimmer zu gehen. Wenn es nicht von Außen verriegelt ist, können wir vorher hinausschlüpfen, und durch den Park von der entgegengesetzten Seite in's Schloß gelangen."

Als sie das Pförtchen betastete, zeigte es sich nur von Innen verriegelt, nicht von Außen; der Ausgang war ihnen daher gesichert! Mrs. Ashly wiederholte dringend die Bitte, sich entfernen zu dürfen, aber Elisabeth brachte sie endlich mit den Worten zum Schweigen:

„Nein, ich bleibe, und Du mußt auch bleiben; vielleicht bedarf ich Deines Zeugnisses!"

„O mein Gott, ich werde niemals wagen, ein Zeugniß gegen Somerset abzulegen!"

„Auch dann nicht, wenn Du damit unsere Vereinigung erkaufen könntest, Käthe?"

„Ja dann — dann wollte ich Alles wagen!"

„Gut — aber jetzt an die Luke rasch! In zwei Minuten erreichen sie das Haus."

Die beiden Lauscherinnen hielten fast den Athem an, während die zwei ersten Herren eintraten.

„Hier sind wir sicher, daß uns Niemand überrascht,“ sprach eine Stimme, bei der Ashly zusammenfuhr, denn sie erkannte Somerset.

„Wir wollen doch untersuchen, ob wir allein sind,“ antwortete die zweite Stimme. „Dort ist eine Thür, wohin führt sie?“

„Ich glaube in ein zweites Kämmerchen.“

„Diese muß ich untersuchen, ehe ich beruhigt bin!“ — Die Frauen vernahmen, wie an der Thür gerüttelt wurde, aber dieselbe war stark.

„Sie ist verriegelt! Was ist wohl im Zimmer?“

„Wahrscheinlich Bücher vom König, er pflegt hier gerne zu studiren! Aber seid doch ruhig, Mylord! Ich sage Euch, Niemand wagt sich bei Nacht hierher; man sagt, der Geist Anna Boleyns gehe hier um, weil es in diesem Häuschen war, wo sie zum ersten Male ein Rendez-vous zwischen König Heinrich und meiner Schwester, Jane Seymour, überraschte!“*)

„Arme Anna! Möchte wissen, ob sie wirklich des Verbrechens schuldig war, dessen man sie anklagen mußte: Viele bezweifeln es.“

„Ich glaube es, und ihre Tochter Elisabeth wandelt getreulich in den Fußtapfen der Mutter, ist eben so gefallsüchtig, eitel und leichtfertig. Man hat es gesehen in ihrer Liebschaft mit meinem Bruder. Der Arme wurde durch das eitle Geschöpf verlockt und bethört, und büßte seine Liebe auf dem Schaffot, während sie ihn höchstens bemitleidete, und Zeit fand, mit Robert Dudley zu coquettiren!“

„Euer Wort in Ehren, Mylord, aber nach Lady Elisabeths jetzigem Benehmen kann ich kaum glauben, daß sie so gewissenlos handeln könnte.“

„Sie ist eine vollendete Heuchlerin und Intriguantin, wie ihre Mutter!“

„Aber sie hat Geist, Anmuth und Menschenkenntniß, was Lady Mary nicht besitzt. Ich gestehe Euch offen, daß ich Elisabeth bewundere, und wenn sie katholisch, nicht eine Ketzerin wäre, ich hoffen dürfte, daß

---

*) Siehe Anna Boleyn. Robiano 1864. Costenoble.

sie die katholische Religion wieder zu ihrer Geltung bringen würde, huldigte ich heute ihr mit Freuden als Königin."

„Das sprach dein guter Geist, Arundel, oder du wärst verloren," dachte Elisabeth.

Jetzt kamen die andern Herren hinzu.

„Glücklich entkommen und angelangt," sprach einer der Neuangekommenen. „Hatte Mühe, mich von dem eiteln Gecken Robert Dudley frei zu machen. Der Bursche nimmt sich neuerdings unerträglich viel heraus! Ist Zeit, daß man dem Hochmuthe dieser Parvenues endlich steuert!"

„Wir dürfen überhaupt nicht länger zaudern," sagte Somerset. „Ich fürchte, meine Fürbitten zu Gunsten Bischof Gardiners und Lady Marys haben Warwicks Argwohn rege gemacht. Ich traue ihm nicht, Mylords, und möchte jetzt, daß Ihr mir redlich Eure Meinung saget, ob es nicht klüger wäre, ich flüchtete mich nach dem Norden, um dort Truppen zu werben."

„Das Letztere wäre nicht zu verachten," sprach Arundel. „Möglich, Warwick und seine Genossen setzten sich zur Wehre, wenn es sich um eine Verhaftung handelt."

„Um diese muß es sich handeln," sprach ein Anderer — „und wo möglich um den Tod meines Beleidigers und unsers Feindes. Kann ich mich nicht öffentlich rächen für den Schimpf, den er mir angethan hat mit der Hinwegnahme meiner schönen Wiesengründe, unter dem Vorwande, daß sie Krongut seien, dann stoße ich ihm den Dolch in die Brust bei der ersten Gelegenheit!"

„Gemach, lieber Vane! Damit würdet Ihr Alles verderben," sprach Somerset. „Wir müssen die Partei niederdrücken, ohne Blut zu vergießen. Es genügt, wenn Warwick in den Tower gebracht wird, und die übrigen Räthe entlassen werden. Alsdann wählen wir neue Mitglieder in den Staatsrath, setzen Bischof Gardiner wieder ein, und schließen einen Bund mit dem Kaiser ab."

„Wobei wir aber geloben müssen, daß Lady Mary's Ansprüche auf den Thron gesichert bleiben, und überhaupt die katholische Religion die des Staates werde."

„Ich gebe es zu," erwiederte Somerset. „Ich meinte es redlich mit dem Protestantismus, aber jetzt unter Warwick und unsern fanatischen Geistlichen ekelt mich fast das Wort „Protestantismus" an. Diese Calvinisten sind kaum Christen zu nennen, da sie die Gegenwart Christi im Abendmahle verleugnen. Haben wir uns Warwicks, Lord Northamptons, William Herberts und Graf Pembroke's bemächtigt, und sie sicher im Tower logirt, dann berufen wir ein Parlament, und erlassen eine Proclamation an Bürger und Volk, worin wir die Regierungsweise Warwicks offenbaren und tadeln. Da Lady Mary so beliebt ist, und Warwick unbeliebt, wird keine Demonstration zu seinen Gunsten stattfinden."

„Sir John Yorke, der Münzmeister, muß ebenfalls gefangen genommen werden, damit er uns nicht verrathe mit dem falschen Gelde."

„Hat Lord Paget endlich zugesagt?"

„Noch nicht," erwiederte Somerset, „aber ich weiß, ich kann auf ihn zählen, er ist noch mein treuer Freund. Lord Herbert möchte ich aber eigentlich nicht verhaften, da er mir wohl will."

„Wir dürfen keine Ausnahme machen, Lord," sprach Vane.

„Nun, ich gebe es zu, aber es bleibt dabei, daß ich öffentlich keinen Antheil an der Verhaftung des Rathes nehme. Dieses Geschäft liegt Euch ob, — es würde mich zu unpopulär machen und unsern Zweck nicht befördern. Der Aufruhr muß in Euren Namen geschehen, Mylords."

„Versteht sich," erwiederte Arundel. „Wir treten als Lady Marys Vertheidiger auf, und werden Unterstützung genug von den katholischen Bürgern erhalten. Sir Thomas Palmer muß an der Spitze unserer Truppen stehen."

„Ich möchte doch dagegen eine Einwendung machen," sprach einer der Herren. „Ich setze seit einiger Zeit wenig Vertrauen in seine Aufrichtigkeit."

„Darin thut Ihr ihm Unrecht, Lord Gray, Palmer ist ein anerkannt tapfrer Mann, der sich sowohl in dem Krieg gegen Frankreich als in der letzten Revolution ausgezeichnet hat. Er ist erbittert gegen Warwick, weil dieser ihm das wohlverdiente Avancement verweigert hat und statt dessen einer seiner Creaturen die höhere Charge verliehen hat. Auf

Sir Thomas Palmer verlasse ich mich wie auf meine eigene Seele, Lord. Aber nun zur Hauptsache, ich soll also in London bleiben, meint Ihr?"

„Ich sehe keinen Grund zu einer Flucht," sagte Arundel. „Wie Ihr mir sagtet, hat Sir William Herbert Euch erst versichert, daß Warwick keinen Zweifel in Eure Freundschaft setze. Des Königs Einladung hierher, und seine Huld, bestätigen Sir Williams Versicherung; aber ich bin der Ansicht, daß wir die Sache nicht lange mehr hinausschieben. Unsere Verschwörung zählt zu viele Mitglieder, Lord Herzog, unsere Feinde, wenn sie wirklich Verdacht schöpfen, werden nichts unversucht lassen, um Verräther zu erkaufen. Nur ein unerwarteter Schlag kann uns den Sieg verleihen. Warwick beabsichtigt wie wir hören, in allernächster Zeit, förmlich Lady Mary den Krieg zu erklären, indem er ihre Kapläne arretiren läßt als Widerspenstige gegen die neuen Kirchengesetze. Die Prinzessin soll gezwungen werden sich zu fügen. Verhaltet Euch zu diesem Plan pasiv im Staatsrathe, Mylord, und lasset ihn zur Ausführung kommen, damit geben unsere Gegner uns das Schwert in die Hände und das Signal zu einer Revolte."

Die Verschwörer erklärten sich hiermit einverstanden, und bald darauf verließen sie das Häuschen.

Elisabeth eilte vorsichtig an's Fensterchen und schaute ihnen mit strahlender Miene nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwanden; dann wandte sie sich zu Käthe Ashly.

„Hast Du alles verstanden, Liebe?"

„Nicht so ganz, nur so viel, daß mir klar ist, die Herren conspiriren gegen das jetzige Gouvernement zu Gunsten Lady Marys."

„So sagen sie, aber es geschieht zu ihren eigenen Gunsten," erwiederte Elisabeth spöttisch. „Aber ich werde ihre Pläne durchkreuzen, diese Verschwörung befördert den Somerset nicht zur Regentschaft, wohl aber auf's Schaffot, und ich, ich werde den gemordeten Geliebten rächen dürfen."

„Was habt Ihr denn vor, Lady Elisabeth?"

„Was ich vor habe, das wirst Du bald vernehmen, liebes Käthchen, jetzt muß ich Dich verlassen, meine Theure. Aber Du schwörst mir, keine Silbe von dem zu verrathen, was Du heute Abend vernommen

haſt, bis Du vor dem Herzoge von Northumberland ſtehſt. Willſt Du das?"

„Ich ſollte mit Warwick reden? mein Gott, der Gedanke ſchon macht mich beben!"

„Du ſollſt nicht beben noch zittern, liebes Käthchen, ſondern muthig ſein und denken, daß Du Deine Begnadigung erhalten wirſt, für die Nachricht, welche Du überbringſt. Ich gehe jetzt mit Robert Rückſprache zu treffen, er wird Dich morgen, ſobald der Tag graut, abholen, und unter ſeinem Schutze gelangſt Du vor den Herzog zu jeder Stunde. Dann beſtätigſt Du, was wir hier vernommen haben."

„Er wird mich wieder arretiren laſſen, weil ich ohne Erlaubniß Euch aufſuchte."

„Sei außer Sorgen, Herzchen! er wird Dir danken, wie er noch keinem Sterblichen gedankt hat, der ſtolze Mann. Haſt Du nicht gehört, wie es ſich um ſeinen Sturz, gar um ſeine Ermordung handelt?"

„Das iſt wahr," erwiederte Aſhly. „Ach mein Gott, die Furcht hat mich ganz dumm gemacht."

„Jetzt verſtehſt Du mich."

„Ja, ja, gewiß, und ich gehe mit Lord Dudley noch in dieſer Stunde, wenn er mich abholen will."

„Dann iſt alles gut, meine Theure," erwiederte Eliſabeth. „Nun komm, ich bringe Dich auf einem Umwege auf den Hof, von wo aus Du leicht Deine Wohnung erreichſt. Kleide Dich nicht aus, aber ſtärke Dich durch ein gutes Mahl, denn Robert wird die Reiſe betreiben."

Eliſabeth wußte gut im Parke beſcheid; ohne bemerkt zu werden, gelangte Aſhly in ihre Wohnung. Eliſabeth fand Eduard auf dem Balcon mit dem jungen Dudley. Die Damen hatten ſich in den wärmeren Saal begeben, und einen Tanz angeordnet.

„Störe ich?" rief Eliſabeth in der Thüre ſtehen bleibend.

„Meine theure Schweſter ſtört mich nie," erwiederte Eduard.

„Auch wenn ich mir einen Tadel erlaube? Dieſe Nachtluft iſt zu kühl für Eure ſchwache Bruſt, Majeſtät."

„Aber die Luft iſt ſtill, ich ſehe ſo gern den Garten vom ſanften Mondſcheine beleuchtet."

„O Jane ist auch wie der Mondschein so sanft," erwiederte Elisabeth lachend. „Ich habe sie mitgebracht, weil die Arme entsetzlich gelangweilt aussah bei ihrem galanten Verehrer Guilford Dudley. Es schien mir fast als wolle sie lieber mit Eurer Majestät Studien über die Wirkung des himmlischen Mondlichtes anstellen."

„Das freut mich," rief Eduard aus, faßte Janes Hand und zog sie auf den Balcon heraus.

Dudley trat auf ein Zeichen Elisabeths an das andere Ende des Balcons, Beide bückten sich als blickten sie hinab in den jetzt stillen Garten, dabei aber redeten sie angelegentlich mit einander.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß Elisabeth hier sofort verrieth, was sie im Parke vernommen hatte und Robert Instructionen ertheilte.

Plötzlich hustete der junge König stark; Elisabeth wandte sich gleich um und ging auf ihn zu.

„Mein theurer Bruder, Ihr müßt in Wahrheit nicht länger draußen bleiben. Auch dürfte die Königin Eure längere Abwesenheit ungütig nehmen. Wollet mich morgen besuchen, wenn es Euch beliebt, dann könnet Ihr unsere Cousine ruhig bei mir sprechen."

„Muß es denn sein, liebe Jane?" fragte Eduard.

„Ja, gewiß, Majestät, Eure Gesundheit bedarf der größten Rücksicht."

„Gut, ich will gehorchen, aber Du versprichst mir zuerst, nicht mehr traurig zu sein und der Königin keinen Glauben zu schenken. Was sie will, weiß ich wohl, aber ich gehe nicht darauf ein, Jane; Du weißt, daß ich Dich am liebsten auf der Welt nach Elisabeth habe."

„Recht so Majestät, ich bin der Königin sehr böse, daß sie unsere Eintracht und Heiterkeit mit ihren Heirathsvorschlägen stört," sagte Elisabeth. „Jane nimmt sich die Sache so zu Herzen, daß ich sie nicht aufrichten konnte. Jetzt sei heiter, liebes Kind, man muß dem Freunde vertrauen."

Eduard reichte Jane die Hand mit einem bittenden Blicke.

Jane legte mit einem himmlischen Lächeln unschuldiger Freude ihre Hand in die des Königs.

Elisabeth mit Dudley verließen den Balcon um die Thür für Eduard offen zu halten.

In diesem Augenblicke, wo Beide ihnen den Rücken wandten, schlang der König plötzlich seinen Arm um seine Cousine und küßte sie rasch aber innig, dann führte er sie noch umschlungen in das leere Vorzimmer.

35. Kapitel.

Somerset's Verhaftung und Hinrichtung.

Einige Tage vergingen, Dudley kehrte nicht wieder zurück nach Hampton Court, die Königin von Schottland verabschiedete sich und Eduard gab seinem hohen Gaste das Geleite nach Westminster, von wo die Reise nach Schottland angetreten wurde. Elisabeth blieb noch bei ihrem Bruder, ängstlich die Entdeckung des Complottes abwartend. Warwick verfolgte indessen die Entdeckung im Stillen, und um einen der Verschwörer zu gewinnen, ließ er Sir Thomas Palmer plötzlich zu einer höhern Charge befördern. Palmer mußte natürlich dem Lord einen Danksagungsbesuch abstatten und der schlaue Staatsmann gewann ihn alsbald zu seinem Verbündeten. Er übernahm es, den Spion bei Somerset zu machen, und genau von dessen Handlungen Rapport abzustatten.

Somersets Freunde wurden ernstlich besorgt, da sie erfuhren, daß Palmer in Warwicks Haus gesehen worden. Somerset selbst fing an unbehaglich sich zu fühlen, denn plötzlich wurde die Eröffnung des Parlamentes, wo die Verschworenen eine Proclamation gegen Warwick veröffentlichen wollten, um mehrere Tage verschoben. Anstatt am 19. October sollte dasselbe erst im Januar zusammen kommen. Eine Revue der Gensdarmerie wurde auf Anfang November angeordnet und Truppen von den umliegenden Dörfern recrutirt. Am meisten beunruhigte es Somerset jedoch, daß eine große Veränderung in der Pairs-Kammer stattfand. Mehrere Edelleute, sämmtlich als seine Gegner

bekannt, wurden mit einem höhern Titel beehrt. Sir William Herbert wurde zum Grafen von Pembroke, Panlet zum Marquisen von Winchester erhoben. Die Erhöhung der Männer gegen deren Leben Somerset sich verschworen, mußte ihn mit Sorge erfüllen. Er beging die Unvorsichtigkeit, Sir William Cecil den Staatssekretair, zu fragen, ob er glaube, daß man Böses gegen ihn beabsichtige.

„Mylord" erwiederte Cecil lakonisch: „Wenn Ihr ein gutes Gewissen habt, braucht Ihr Euch nicht zu fürchten, wenn Ihr Euch schuldig fühlet, dann habe ich nichts weiter zu sagen, als daß ich Euch bedaure. Sicher ist es, daß einer Eurer bekannten Freunde, Palmer, mehrmals Lord Warwick aufgesucht hat, und sogar Abends in dessen Garten."

„Ich glaube es nicht," erwiederte Somerset hastig, „aber ich werde Palmer kommen lassen, und ihn zur Rede stellen."

Palmer leugnete begreiflicher Weise Alles und betheuerte seine treue Ergebenheit und Redlichkeit. Somerset mußte es glauben, da er ihn einer Unwahrheit nicht überführen konnte. Obgleich nun mehrere der Verschworenen heimlich London verließen, da sie das Ungewitter voraussahen und ihnen die Luft von London zu schwül wurde, blieb Somerset immer unentschlossen, wie er sich benehmen, ob bleiben oder fliehen solle: Lady Anne drängte inständig zur Flucht; anonym war ihm eine Warnung zugegangen, und Somerset erkannte die Handschrift als die Lady Marys. Ungeachtet dieser Warnung erschien Somerset wie gewöhnlich einmal in der Sitzung des Staatsraths. Warwicks Vorbereitungen waren jetzt getroffen. Eduard, Lord Herbert und Northampton waren allein von ihm mit dem Complotte vertraut gemacht worden. Der König irre geleitet, verblendet durch den scheinbar loyalen Eifer Warwicks und durch die übertriebenen Lobpreisungen desselben, von Seiten der fanatischen geistlichen Enthusiasten, die den Grafen „den Krieger des Herrn nannten," mißtrauisch auch gegen den Oheim den er nicht liebte, lieh Warwicks Darstellungen unbedingten Glauben.

Er war ja erst 14 Jahr alt, da darf es uns nicht befremden, wenn er an den schuldigen, hochverrätherischen Absichten des Oheims gegen sein eigenes Leben und gegen die Wohlfahrt der protestantischen Kirche keinen

Augenblick zweifelte und mit großer Gemüthsruhe seine Genehmigung zu Somersets Verhaftung ertheilte.

Der Exregent war kaum aus der Sitzung zurückgekehrt und hatte sein Cabinet betreten, als die Bewaffneten in das stattliche Durhamhaus eindrangen, den Herzog auf Befehl des Staatsraths und Königs festnahmen und zum zweiten Male in den Tower führten. Zugleich mit ihm wurden seine Gemahlin als Mitverbündete in der Verschwörung, die beiden Lords von Arundel, Paget, Gray, Stanhope, Vane und mehrere andere Edelleute gefangen genommen.

Der feile Verräther Palmer trat jetzt als Hauptzeuge gegen Somerset auf und sagte aus, daß nicht nur eine allgemeine Revolution beabsichtigt worden, sondern daß man in Lord Pagets Haus ein Banquet habe geben wollen, um dort Lord Warwick und die Gegen-Lords zu ermorden. Ein zweiter Zeuge Crane erklärte, daß was der Herzog auch Anfangs beabsichtigt haben möge, zuletzt gänzlich aufgegeben worden sei.

Der ganze Monat November verfloß, während welcher Zeit die Gefangenen im Tower verhört wurden. Alle gestanden sofort ein, daß sie eine Veränderung des Ministeriums beabsichtigt hätten, leugneten aber jeden Plan zu einer Ermordung Warwicks.

Am 1. December brachte man endlich auch den Herzog in einer bedeckten Gondel vom Tower nach Westminster-Hall. Es war Morgens um 5 Uhr und noch finster. Der Staatsrath befürchtete eine Volkserhebung zu Gunsten Somersets und hatte neben dieser Maaßregel am Tage vorher durch Herolde ausrufen lassen, daß jede Haushaltung ruhig bleiben solle. Niemand dürfe sich auf der Straße blicken lassen, aber in jedem Hause solle ein Mann bewaffnet sein, dem Rufe der Regierung zum Schutze des Königs und der Stadt gewärtig.

Die Bürger waren wüthend, denn in den Augen der Population war es kein Verbrechen, daß Somerset die Regierung hatte stürzen wollen, vielmehr bedauerte man, daß der Plan mißlungen. Warwick wurde eben so aufrichtig gehaßt, als Somerset geliebt. Dem Befehle daheim zu bleiben, wurde daher keine Achtung geschenkt. Kaum brachen die ersten Strahlen des neuen Tages durch die Finsterniß, da strömte es von Männern und Weibern nach dem Hofe des Palastes; man drang

in die Vorhalle des großen Gerichtssaales ein. Als der Gefangene zwischen seinen Wächtern erschien, erscholl es laut und innig:

„Gott segne den guten Somerset! Gott erhalte seine Gnaden!“

Das Verhör nahm seinen Anfang. Außer dem Präsidenten Graf von Winchester, saßen 24 Pairs, worunter Northumberland, Pembroke und Northampton sich befanden.

Der Herzog stand angeklagt, er habe ein Complott gegen die Regierung unterhalten und dabei eine Revolution in London, sowie die Ermordung der Lords des Staatsraths beabsichtigt.

Aufgefordert sich zu verantworten, erklärte Somerset mit ruhiger Würde: er habe allerdings den Sturz der Regierung gewollt, aber keineswegs den Tod der einzelnen Mitglieder. Palmer sei ein lügenhafter Verleumder, eben so falsch sei es, daß er gesucht habe den König mit seiner Tochter Lady Jane Seymour zu vermählen und Krieg mit Frankreich anzubahnen.

Nach seiner Verantwortung zogen sich die Pairs der Jury zur Berathung in das anstoßende kleinere Gemach. Northumberland, vielleicht um sich den Anschein von Herzensgüte zu geben, sprach sich gegen eine Anklage des Hochverraths aus: „Somersets eigenes Geständniß verdiene eine minder ernste Strafe.“ Die Lords gaben daher das Verdict: „nicht schuldig des Hochverraths,“ worauf sofort der bewaffnete Gerichtsbeamte, der das Beil des Towers trug, den großen Saal unter dem lauten Jubelrufe des Volkes verließ. Das Letztere glaubte, damit sei Alles gewonnen, und der Herzog gänzlich freigesprochen.

„Gott sei Dank, er ist gerettet, er wird nicht sterben,“ riefen sich die zunächst am Saale Stehenden zu, und sogleich verbreiteten sich die Worte bis zum Fernstehenden. Sobald der Beamte des Towers mit dem grauenvollen Wahrzeichen in der Thür erschien, erhob sich ein lautes Triumphgeschrei, das am Charing Croß ein Echo fand.

„Die Unglücklichen!“ sprach Somerset zu einem der ihn bewachenden Herren. „Sie beschleunigen selbst meinen Tod.“

So sollte es wirklich scheinen. Um 9 Uhr Morgens hatte das Verhör angefangen, um 3 Uhr traten die Herren zum zweiten Male in den Saal und sprachen den Herzog schuldig der übrigen Verbrechen.

Lord Winchester erhob sich und sprach das Todesurtheil aus. Eine Grabesstille herrschte im Saale während der Verkündigung, sowie einige Minuten nach derselben. Somerset sank auf die Knie und sprach mit bewegter Stimme:

„Ich danke dem Rathe, daß er mir ein öffentliches Verhör gestattete, und hoffe, daß Seine Majestät, wenn er nicht durch einen falschen Bericht hintergangen wird, mich begnadiget. Ich bitte auch den edlen Herzog um Verzeihung, da ich dessen Sturz, wenn nicht seinen Tod, herbei führen wollte."

Hierauf erhob sich Northumberland.

„Herzog von Somerset, Ihr seht, Ihr seid ein Verurtheilter und in Lebensgefahr. Schon einmal rettete ich Euer Leben und ich werde suchen, Euch noch einmal zu retten, obgleich Ihr meinen Worten keinen Glauben schenken werdet. Appellirt an die Gnade Seiner Majestät, ich zweifle nicht, daß er Euch Verzeihung angedeihen lassen wird. Was mich betrifft, so vergebe ich Euch von Herzen Alles, was Ihr gegen mich persönlich verbrochen habt, und will nach Kräften Euer Leben zu retten suchen."

Der Regent wurde wieder zu Wasser nach dem Staatsgefängnisse gebracht. Das Wehklagen und die laute Unzufriedenheit der versammelten Menge, welche sich fast erdrückte, um noch einen Blick von dem Gefangenen zu haschen, war so ergreifend, daß Somersets Wangen sich in stiller Hoffnung rötheten, die seiner Richter hingegen bläßer wurden.

„Wir dürfen es nicht wagen, Arundel und Paget ebenfalls in öffentlicher Gerichtssitzung zu verhören," sprach Warwick-Northumberland. „Das Volk wird sich nicht von Somersets Schuld überzeugen lassen, sondern ihn als einen Märtyrer betrachten und vielleicht einen Aufstand veranlassen, ihn zu befreien. Wir müssen die Gensdarmerie einige Tage hindurch in Patrouillen die Stadt durchziehen lassen. Die Geschichtsschreiber sind sehr verschieden in ihrem Urtheile über Somerset und der Gerechtigkeit seiner Verurtheilung, aber gewiß ist, daß unter den Bürgern, dem Landvolke, ja vielen Edelleuten, seine Unschuld hartnäckig behauptet wurde. Selbst die geachteten Geistlichen, Ridley und Cranmer,

erkühnten sich, laut das Urtheil zu tadeln und bei dem Könige um Begnadigung von der Todesstrafe zu bitten. Somerset selbst schrieb vom Tower aus, sowohl an Lady Mary als an Elisabeth, diese um ihre Fürsprache anflehend, er wußte, daß die Letztere sich noch beim Könige befand, jedoch am Tage nach seiner Verurtheilung von London abgereist war. Lady Mary fühlte, daß ihre Fürbitte nur Somersets Lage verschlimmern werde und schwieg daher. Lady Elisabeth erwiederte des Gefangenen Bitte kurz und trocken, aber ohne eine Kränkung oder eine Mahnung an den hingerichteten Bruder. Es ist wahrscheinlich, daß sie bei ihrer Leidenschaft einen harten Kampf mit ihrem bessern Gefühle bestand, ehe sie ihren Brief zusammenbrachte.

„Ich bin," so lautete dieser, „ein zu junges Mädchen, um irgend etwas für Euch zu thun. Und überdies ist Seine Majestät von Solchen umgeben, welche mich auf jede Weise vom Hofe entfernt zu halten suchen, so daß, wenn ich auch heute nach London reiste, ich nicht mehr Gelegenheit haben dürfte den König zu sprechen, als Ihr selbst Lord."

In welcher Spannung erwarteten nun viele Herzen den entscheidenden Ausspruch Eduards. Inzwischen arbeiteten Warwicks Anhänger, um Somerset in den Augen des Volkes möglich tief herabzusetzen. Man warf ihm den Tod seines Bruders vor, was eine directe Unwahrheit war, dann verbreitete man das Gerücht, Northumberland habe sich eifrig bemüht, seine Begnadigung auszuwirken, diese Gnade wirklich ausgewirkt, aber daß Somerset des Königs Gnade mit Uebermuth verschmäht hätte und Hülfe durch eine Erhebung des Volkes erwarte.

„Nein," hieß es alsdann, „des Herzogs Uebermuth und Hochmuth ist nicht mehr zu dulden. Wird er wieder straflos ausgehen, dann wird er anstatt zu bereuen, das ganze Reich in maßlose Verwirrung stürzen."

Calvin, als er diese Lügen vernahm, schrieb eigenhändig an den jungen König, worin er Somersets Schicksal als unverdient erklärte und den König ernstlich warnte, die Rathschläge seiner Minister strenger zu prüfen, ehe er denselben folgte.

Die allgemeine Entrüstung ließ sich nicht länger ignoriren, wie

Warwick Anfangs beabsichtigte; es war klar, daß mit Somersets Freilassung jetzt eine Revolution ausbrechen müsse, wobei er nichts profitiren werde.

„Entweder Er oder ich, Majestät!" erklärte er eines Tages dem unentschlossenen Könige. „Ihr müßt zwischen uns Beiden wählen und nicht vergessen, daß, wenn Somerset die Oberhand gewinnt, er sich verpflichtet hat, Lady Mary zur Prinzessin-Regentin zu erheben."

„Nimmermehr!" rief Eduard aus, „dieser Grund entscheidet sein Schicksal. Gott vergebe es mir, wenn ich eine Sünde thue, aber ich unterschreibe Somersets Todesurtheil leichter, als ich einst das seines Bruders unterschrieb und werde auch weniger um seinen Tod trauern, als einst um Seymours Tod."

„Wenn Eure Majestät dazu entschlossen sind, dann rathe ich, die Hinrichtung nicht aufzuschieben oder lange vorher davon zu reden."

„Handelt wie es Euch am Besten scheint," lautete Eduards Antwort. „Sendet mir das Urtheil, Lord, zur Unterschrift."

Eduard unterzeichnete ruhig das ihm vorgelegte Todesurtheil seines zweiten Oheims.

Der Tag der Hinrichtung war auf den 22. Januar festgesetzt.

* *
*

Den Einwohnern in den Vorstädten und in London selbst, wurde laut Proclamation verboten, die Richtstätte aufzusuchen. Tausend Soldaten, die man von der nördlichen Gränze hatte kommen lassen, umgaben Tower-Hill, den Ort der Hinrichtung, und bildeten mit der Gensdarmerie einen eisernen Wall um das Schaffot.

Die Proclamation wurde an dem Tage ebensowenig befolgt als bei Somersets Verhöre.

Mit Tagesanbruch schon war der viereckige Platz und jede Straße, welche auf Tower-Hill ausmündete, gedrängt voll, Kopf an Kopf standen Bürger und Volk. Diesesmal sah man nichts von der leichtsinnigen oder gleichgültigen Schaulust, mit welcher man gewöhnlich

Hinrichtungen ansah. Auf allen Gesichtern drückte sich lebhaftes Bedauern, ja selbst Kummer aus, und noch deutlicher zeugte die tiefe Stille in dieser unermeßlichen Menschenmenge von dem tiefern Gefühle, welches Alle beherrschte. Die Soldaten vermochten nur mit der größten Mühe Stand zu halten, so gewaltig drückte sich die Menschenmasse vor, bis sie endlich die Soldaten hart an das Gerüst selbst trieben.

Schlag 8 Uhr ertönte die dumpfe Sterbeglocke des Towers und der Gefangene schritt aus den geöffneten Thoren hervor. Seine Erscheinung war im hohen Grade imponirend und würdig. Er hatte sich auf's reichste ankleiden lassen, trug das kostbare Gewand mit dem kurzen Hermelinmantel, wie in den Galaaudienzen, die er als Regent ertheilte. Er war unstreitbar einer der schönsten Männer, sein aristokratisches Antlitz erschien noch schöner in dem Ausdrucke sanfter, ergebener Melancholie. Er betrat das Schaffot so ruhig und sicher, als wandelte er auf dem Boden seines reichen Empfangssaales. Dann kniete er nieder, sprach ein leises, kurzes Gebet, erhob sich, und redete das Volk mit kräftiger Stimme an:

„Meister und gute Freunde! Ich bin hier um zu sterben, aber als einer der treusten Männer gegen König und Reich. Das Gesetz, dem wir Alle unterworfen sind, hat mich verurtheilt, und ich bin es zufrieden daß ich sterben muß; ich danke Gott dafür als für die liebste Wohlthat, welche er mir erweisen konnte, denn als ein sündiger Mensch habe ich von Gottes Gerechtigkeit verdient, mehr als Eines Todes zu sterben. Und es hat seiner Gnade gefallen mich nicht plötzlich hinwegzuraffen, sondern mir Zeit zu geben, daß ich an ihn denke und ihn bekenne, auch mich selbst kennen lerne. Für diese Gnade sage ich ihm Lob und Dank. Meine Freunde, ich habe Euch ein Wort über die Religion zu sagen: Ich habe mich stets bemüht als Unterthan und als Regent Gott nach Kräften zu dienen, worüber ich keine Reue empfinde, sondern nur Freude, denn es ist das Wohlgefälligste, was ein Mensch auf Erden thun kann. Ich bitte Euch Alle, handelt eben so und folget meinem Rathe, denn so Ihr es nicht thut, wird ein größeres und schlimmeres Uebel über Euch kommen."

Hier wurde der Redner durch einen Tumult in einer der nächsten

Straßen unterbrochen. Es wurde durch das ungestüme Vordringen einer verspäteten Abtheilung von Soldaten verursacht, aber fälschlich glaubte man, es komme eine Botschaft vom Könige, wie einst nach Seymours Hinrichtung. Sir Anthony Browne bahnte sich rücksichtslos zu Pferde durch das kreischende Volk. Niemand zweifelte, daß er der Bote der Begnadigung sei, und der Ruf erscholl aus vielen Kehlen zugleich:

„Gnade! Gnade! vom Könige!"

Einen Augenblick belebte sich Somersets Auge, fühlte er, wie süß ihm die Lebenshoffnung noch war. Aber diese augenblickliche Freude verschwand sofort wieder, eben so schnell wie sie entstanden! Er kannte Northumberland zu gut, um an eine Begnadigung zu glauben. Mit dem Barett in der Hand stand er da. Plötzlich rief er mit lauter Stimme:

„Es ist nicht also, meine Freunde, es ist nicht also! hört mich an!"

Seine Stimme stellte die Ruhe wieder her, alle Augen hingen an seinen Lippen, als er wieder anhub:

„Es ist Gottes Wille, daß ich also sterbe, und Ihr müßt Euch darein ergeben. Ich bitte Euch, bekümmert Euch nicht um mein Schicksal! Verhaltet Euch ruhig, und stiftet keinen Aufruhr an, oder machet einen Versuch, mein Leben zu retten, denn ich wünsche nicht länger zu leben! Und nun wollen wir zusammen für des Königs Majestät beten, dem ich stets ein getreuer, liebender Unterthan gewesen bin, habe nur sein Glück, und für ihn Erfolg bei allen seinen Unternehmungen gewünscht, und mich stets gefreut über die Fortschritte des Landes in allen Dingen, sowie über die zunehmende Wohlfahrt des Volkes, was Ihr mir bezeugen könnet!"

„Ja, ja!" lautete die einstimmige Antwort, und eine isolirte Stimme rief deutlich:

„Das sehen wir jetzt zu klar ein!"

Der Herzog zog jetzt seine vielen, kostbaren Ringe von den Fingern ab, und gab sie dem knieenden Henker zum Andenken. Nachdem er seinen Mantel hatte abfallen lassen, schnallte er sein Schwert ab, welches er dem Gouverneur des Towers überreichte, redete dann noch einige

Worte leise mit dem Dekan von Christ-Kirche, der ihm als Beichtvater beistand, öffnete selbst das Hemd, und kniete mit ruhigem Anstande vor dem Blocke nieder.

Dreimal hörte man ihn die Worte in feierlichem Tone aussprechen:

„Herr Jesus erlöse mich!“

Dann schwang der Henker das Richtschwert, ließ es sausend niederfallen — und Lord Somersets Laufbahn war zu Ende! —

So leidenschaftlich war er beliebt, daß die zunächst dem Schaffot Stehenden das Gerüste erkletterten, ihre Tücher in das Blut tauchten, und dieselben wie Reliquien der Menge zum Kusse hinreichten! Die Weiber weinten laut, die Männer stießen zornige Verwünschungen gegen Warwick aus.

„Wir glaubten früher, Somerset habe seines Bruders Tod gewünscht, aber wir hatten Unrecht! Nicht er war es, sondern der falsche Warwick! Aber seine Stunde wird auch kommen, sie wird auch kommen!“ hieß es.

Die Fehler des Regenten waren bereits vom Volke vergessen! Es gedachte nur seiner Freundlichkeit, seiner Vorzüge, und seiner bewährten Vorliebe für dasselbe. Bürger und Landleute trauerten um ihn, als um einen leiblichen Vater. Lord Warwick war ja niemals beliebt gewesen beim Volke; von nun an wurde er förmlich verhaßt. Selbst wenn er dem Volke Quellen lauteren Goldes geschenkt, würde er keine Liebe geerntet haben. Einstimmig nannte man ihn nur den „falschen Dudley“.

36. Kapitel.

Mary's Anfechtungen. Warwicks Pläne wegen der Thronfolge.

Somersets Tod hatte keine unmittelbar wichtige Folgen für Elisabeth, als daß sie einen größeren Haushalt erhielt, und den Muth fand, in einem sehr entschiedenen Tone von Lord Warwick zu begehren, daß er ihr Durham-Haus, Somersets Stadtpalais, als das Eigenthum

ihrer Mutter zurückerstatte, denn Warwick hatte dasselbe vom Könige zum Geschenk erhalten. Auch verlangte sie, daß St. Jamespalast ihr als Absteigequartier förmlich übergeben werde. Ihre geliebte Mrs. Ashly durfte öffentlich und ungehindert die Prinzessin besuchen, doch fühlte Elisabeth selbst, daß sie eine Dame höheren Ranges zur Ehrendame bedürfe. Ashly wurde daher nicht wieder als Gouvernante, sondern nur als Gesellschaftsdame angestellt.

Lady Mary dagegen empfand bald auf's Schmerzlichste, daß sie in Somerset ihren einzigen Beschützer verloren hatte, und jetzt völlig der Tyrannei Warwicks, der kindischen Unduldsamkeit Eduards Preis gegeben war. Eines Tages erschienen die Diener der königlichen Gerechtigkeit auf ihrem Landgute, nahmen ihren ersten Kaplan, Francis Mallet, einen 80jährigen Greis, gefangen und warfen ihn in den Tower. Hier wurde er auf's Strengste bewacht; ein Wächter blieb Tag und Nacht in seiner Zelle, um jedes Wort, das er redete, dem Rathe zu hinterbringen.

Dieses Benehmen verdient um so mehr den strengsten Tadel, da Mallet einer der gelehrtesten und freisinnigsten Katholiken seiner Zeit war, und mit Mary gemeinsam die Werke Erasmus' in's Englische übersetzt hatte. Er war lange Zeit der geachtete Kaplan Katharine Parrs gewesen, überhaupt zeichnete er sich durch ehrsamen, aufrichtigen Wandel, und eine stille, fast schüchterne Sinnesart aus. Seit vielen Jahren befand er sich bei der Prinzessin; Mary liebte und achtete ihn, als ob er ihr Vater gewesen. Ernst und flehend waren die Briefe, welche die betrübte Prinzessin jetzt wieder an ihren Bruder und an den Staatsrath richtete! Sie erhielt keine Antwort darauf, und einige Monate später erfolgte die Gefangennahme der beiden Oberhausbeamten Rochester, Mr. Walgrave, und Sir Francis Inglefield. Diese Letzten wurden vor den Rath citirt, und ihnen bei schwerer Strafe geboten, heimzukehren mit einem Briefe an Lady Mary, in welchem ihr jetzt peremptorisch verboten wurde, die Messe im Schlosse lesen zu lassen. Die Beamten sollten sich verpflichten, dieses zu verhindern, oder nöthigenfalls den Geistlichen auf der Stelle gefangen zu nehmen.

Aber die Herren traten mit Entschiedenheit auf, und weigerten sich, die Spione ihrer Herrin zu machen.

„Da sei Gott vor, daß wir eine solche Sünde begehen," sprach Mr. Rochester.

„Lieber sterben!" erwiederten die Andern.

Doch mußten sie sich dazu verstehen, den Willen des Rathes der Prinzessin mitzutheilen, worauf man sie entließ.

Mary war wieder an einem ihrer häufigen Anfälle leidend, als ihre Diener zurückkehrten, und ihr die Befehle überbrachten. Sie wurde so heftig dadurch aufgeregt, daß sie einer Ohnmacht nahe war, und man sich genöthigt sah, eine Antwort zu verschieben.

Diese erfolgte in dem gleich festen, consequenten Tone:

„Ich verbiete Euch," redete Mary die Herren an, „daß Ihr den Brief des Rathes meinen Kaplänen und den übrigen Bewohnern des Schlosses vorleset! Thut Ihr es, dann seid Ihr entlassen, und wenn der Rath Euch zu bleiben gebietet, dann müsset Ihr im Hause zu Eurem Vergnügen bleiben, sintemal ich es verlassen werde."

Hierauf warfen sich die Herren der Gebieterin zu Füßen, und gelobten, daß sie allein ihr gehorchen wollten.

Jetzt begaben sich dieselben wieder nach London, wo sie ihre Erklärung dahin abgaben, daß sie in Zukunft weder Drohbriefe an die Prinzessin übernehmen, noch sich um ihre religiösen Uebungen bekümmern wollten.

„Ihr könnt uns in's Gefängniß werfen, so es Euch beliebt, aber die Pflicht gegen unsere Herrin verletzen, dazu könnt Ihr uns nicht zwingen," setzte Inglefield hinzu.

Diese Treue setzte den Rath nicht wenig in Verlegenheit. Man beschloß am Ende, dieselben wirklich gefangen zu halten, und eine Deputation an Mary abzusenden, welche ihr ernstliche Vorstellungen machen sollte. Zugleich mit der Deputation sandten sie einen Herrn, Namens Rich, welcher Mr. Rochesters Stelle bekleiden sollte.

Da die Deputation im Namen des Königs Audienz begehrte, wurde dieselbe auch sogleich vorgelassen, und höflich empfangen. Aber das Resultat dieses Zusammentreffens war das gleiche wie bisher. Mary

versicherte, sie sei die unwandelbar ergebene Unterthanin ihres Bruders, daß aber ihre Seele Gott gehöre, und daß sie ihren Glauben weder verleugnen, noch verheimlichen wolle.

„Dann," erwiederte der Lordkanzler, „bin ich beauftragt, sämmtliche Geistliche hinwegzuführen, und die Kirche so lange zu verschließen, bis Ihr Euch den Gesetzen füget. Ich bitte, Euren Kaplänen zu befehlen, daß sie vor uns erscheinen!"

„Meine Geistlichen sind alt genug, um für sich selbst zu entscheiden," erwiederte Lady Mary. „Sie sollen herbeikommen, und ihre Antwort geben. Ich zwinge sie nicht, sie mögen thun, was ihnen das Gewissen gestattet, Mylords!"

Die Kapläne erschienen auf den Befehl hin, und erklärten, daß es gegen ihr Gewissen sei, als Priester der katholischen Kirche einen ketzerischen Gottesdienst zu halten.

„Dann müßt Ihr mit uns gehen," erwiederte der Kanzler, „und Gehorsam lernen!"

„Wir stehen zu Eurem Gebote, Lord!" lautete die Antwort. „Aber wollet nicht vergessen, daß Kaiser Karl diesen Wortbruch an seiner Verwandten schwer ahnden wird," erwiederte einer der Kapläne.

„Inwiefern ein Wortbruch, Ehrwürden?"

„Mylord!" nahm Mary das Wort, „ich besitze ein Schreiben von der Hand des Kaisers, in welchem er bezeugt, daß der Rath ihm förmlich das Versprechen gegeben, mich nicht anzufechten. Ihr könnt Euch nicht verwundern darob, wenn ich den Worten des Kaisers mehr Glauben als den Eurigen schenke. Und wenn Ihr den Kaiser auch so wenig beachtet, so solltet Ihr mir freundlicher begegnen um meines Vaters willen, der Euch aus Nichts zu dem gemacht hat, was Ihr seid. Uebrigens wenn der Kaiser auch todt wäre, würde ich ebenso handeln, denn mein Gewissen gebietet es. Um aber aufrichtig mit Euch zu reden, so sage ich, daß ich zum ersten Male mich bitterlich beschweren werde über Euch, und den spanischen Gesandten bitten lassen, daß er meine Leiden und Drangsale Seiner Majestät vortrage. Ich will in Ruhe leben, Mylords, und obgleich ich schwächlich bin, wünsche ich nicht zu sterben. Aber wenn ich sterben sollte, will ich öffentlich gegen Euch

zeugen lassen, daß Ihr mir das Herz gebrochen habt. Was nun Euern neuen Haushofmeister, oder andern Diener betrifft, so nehmet sie wieder mit Euch, und meldet dem Rathe: ich sei alt genug in meinem 35. Jahre, um selbst meine Bedienung zu wählen!"

Nach dieser Rede schwieg sie sichtlich erschöpft. Lady Bryan, ihre vieljährige Erzieherin und Freundin, trat vor, bot ihr den Arm, und führte sie hinaus auf ihr Zimmer.

Die königliche Deputation begab sich nun verlegen, und einigermaßen beschämt hinab in die untern Zimmer, wo sie den Abschiedsbecher leerten, und dann ihre Pferde wieder bestiegen. Die beiden Geistlichen befanden sich in ihrer Mitte. Da trat der neue Haushofmeister zu dem Kanzler heran, und sprach boshaft lächelnd:

„Mylord, es muß noch ein Kaplan im Schlosse verborgen sein — es waren ihrer drei, als wir ankamen!"

„Dann durchsucht das ganze Haus," rief ärgerlich der Kanzler aus; „laßt keinen der Baalssöhne zurück!"

In diesem Augenblicke öffnete Lady Mary ein Fenster, das gerade dem Kanzler gegenüber war. Sie mußte den Befehl desselben verstanden haben. Mit freundlicher, fast schalkhafter Miene bog sie sich heraus, und rief den Herren zu:

„Mylords! ich lasse durch Euch die Herren des Geheimen Rathes bitten, daß sie mir recht bald meinen Intendanten wieder zusenden, denn seit seiner Entfernung bin ich genöthigt, meine Rechnungen selbst zu führen, und wahrlich, ich habe gelernt, wie viele Brodlaibe aus einem Maß Weizen gemacht werden! Ich weiß, mein Vater und meine Mutter erzogen mich nicht, daß ich Bier brauen und Brot backen solle, und um die Wahrheit zu reden, so habe ich das Hausgeschäft herzlich satt! Wenn die Lords meine Beamten bald wieder heimsenden wollen, werden sie mir einen Gefallen erzeigen. Wenn sie dieselben aber im Gefängniß behalten wollen, bei meiner Treu, sie werden um meinetwillen gerne dort bleiben! Ich bitte nur Gott, Eure Seelen wohl zu berathen, und Eure Leiber desgleichen, denn Viele unter Euch haben recht schwache Seelen, und gebrechliche Leiber!"

Die Diener der Prinzessin lachten laut auf bei diesen Worten, denn

die Angelegenheit nahm plötzlich eine komische Wendung. Mary schloß das Fenster, und die königliche Deputation sah sich verdutzt unter einander an.

„Wollen wir warten, bis wir den dritten Kaplan aufgefunden?“ fragte einer der Herren lächelnd.

„Ich nicht, und wenn noch eine Legion von dieser Rotte Korahs im Schlosse läge!“ versetzte der Kanzler. „Wir wollen fort, Mylord; mir scheint, es ist das Beste, was wir thun können!“

Nach einigen Minuten ritt die Deputation mit dem neuen Intendanten und ihrem Gefolge zum Schloßhofe hinaus.

„So, sie sind glücklich fort!“ rief Mary lachend aus. „Jetzt geschwind, liebe Lady Bryon, geht, den armen Kaplan aus seinem Verstecke zu holen! Wir können doch noch die Messe lesen lassen!“

Mary hielt ihr Wort, und beklagte sich bei dem Gesandten ihres hohen Verwandten. Kaiser Karl, obgleich leidend, und im Kriege mit Deutschland begriffen, ertheilte dennoch den Ministern Eduards einen so ernsten Verweis, daß diese wieder in den König drangen Mary's Halsstarrigkeit zu ignoriren, da sonst der Kaiser unfehlbar den Krieg gegen England erklären, oder sich mit Frankreich gegen England verbinden werde. Eduard besprach sich jetzt mit dem Erzbischof Cranmer, und dieser christliche Mann stimmte in die Bitte ein. Er bestätigte ebenfalls, daß Mary in Wahrheit früher das Versprechen erhalten habe, die Messe bei sich lesen zu lassen.

„Man muß oft ein kleines Uebel dulden, um ein größeres zu verhüten, Majestät!“ sprach Cranmer. „Die Lage Englands ist kritisch! Denkt an das Elend, wenn Kaiser Karl unser Land unterjochen würde, und uns seinem grausamen Gesetze unterwerfen! Karl kann nicht mehr gar zu lange leben; seine Gesundheit ist im hohen Grade geschwächt! Lebt er nicht mehr, dann dürfet Ihr schon strenger auftreten!“

„Ich sehe wohl, ich muß wieder nachgeben,“ lautete Eduards Antwort.

Cranmer verhielt sich Mary gegenüber überhaupt in politischen Angelegenheiten sehr passiv. Höchstens protestirte er gegen die Maßregeln Warwicks, welche seinem christlichen Sinne widerstrebten: die

Revision und Vollendung des Kirchenbuches nahm seine Kräfte ganz in Anspruch.

Die schönsten Abschnitte darin sind aus dem Brevierbuche übersetzt, aber auch die Originalgebete sind in schönster Harmonie mit diesen. Nach jahrelanger Arbeit war das Buch jetzt so weit vollendet, als es unter Eduards Regierung gedieh. Das Kirchenbuch war langsam und stufenweise zusammengefügt worden zu einem herrlichen Ensemble. Zuerst kamen die Artikel Heinrich VIII., diesen wurde die Litanei hinzugefügt, dann das erste Communionbuch. Der nächste Schritt war das Gebetbuch von 1549 gewesen. Jetzt endlich, im Jahre 1552, folgte die Lithurgie, wie sie jetzt noch gelesen wird. Nur in einigen wenigen Stellen zeigt sich der Einfluß des Calvinisten Ridley, und in der Auslegung des Abendmahls. Der Priester war nur ein Prediger, der Altar ein Tisch, der Eucharist nicht mehr Sacrament, sondern nur ein Liebesmahl der Vereinigung, eine Erinnerung an den Tod des Heilands. Nach Eduards Tode wurde diese Doctrine verändert nach der lutherischen Auslegung.

Wir haben nur noch zu erwähnen, daß von den gefangenen Mitschuldigen Somersets vier zum Tode verurtheilt wurden. Unter diesen befand sich Sir Thomas Arundel. Die Verurtheilung Arundels setzte Warwick nur mit großer Mühe durch. Die Jury blieb 24 Stunden lang im Monat Januar ohne Feuer, Essen oder Trinken beisammen eingeschlossen, ehe dieselbe sich einigte.

Die vier Opfer des Ehrgeizes und der Nachsucht starben, nachdem sie noch auf dem Schaffot gegen die Ungerechtigkeit ihres Urtheils protestirt hatten.

Im Monat Mai desselben Jahres wurde der junge König von den Blattern befallen. Er erholte sich zwar bald wieder, aber die tückische Krankheit schwächte sichtlich seine ohnedem zarte Constitution. Die Gegner des Warwick-Ministeriums, die Freunde Mary's, fingen an, wieder zaghaft in die Zukunft zü blicken, die Protestanten mit geheimer Besorgniß. Die vornehmsten Damen boten ihre Töchter der Prinzessin zu Ehrenfräuleins an, die Edelleute bezeugten jetzt öffentlich ihre Huldigungen in ihren Besuchen bei derselben, und in reichen Geschenken.

Mary benahm sich, wie immer bis dahin, mit der klügsten Rücksicht. Da sie lange leidend war, beliebte die feindliche Dudleypartei sie stets als die „arme, ohnmächtige Invalidin" zu verschreien, die zu nichts tauge, als in ihrem Landpalaste eingeschlossen zu liegen; Mary aber nahm ihren leidenden Zustand zur höflichen Entschuldigung, um die Zuvorkommenheit des katholischen Adels zurückzuweisen.

„Wundert Euch nicht, daß ich genöthigt bin, Eure Dienstanerbietungen abzulehnen," schrieb sie an Lady Rammond, „denn meine Verhältnisse sind von der Art, daß ich Eurer Tochter weder im späteren Leben nützlich sein, noch ihr jetzt bei mir Vergnügung gewähren könnte. Obgleich Ihr mir so gütig Eure Dienste anbietet, so kann ich sie nicht annehmen, da ich keine Dienste von Jemand will, welche ich nicht belohnen könnte!"

Die religiösen Zwistigkeiten, sowie die streng-peinliche Etiquette am Hofe, welche so beschwerlich für eine Invalidin, waren wohl daran Schuld, daß Schwester und Bruder sich jetzt selten sahen. Dennoch besuchte Mary den König in Greenwich, sobald er das Bett verlassen durfte, und wurde von diesem auf das Liebreichste empfangen. Er versprach sogar, einen Gegenbesuch bei der Prinzessin in ihrem Landhause Newhall abzustatten.

Warwick sah die Nothwendigkeit ein, jetzt durch Eduards Persönlichkeit alle Gerüchte über dessen Kränklichkeit Lügen zu strafen. Er hoffte, dadurch am Sichersten die Hoffnungen der Katholiken zu ersticken. Zu diesem Zwecke beredete er den König, eine Tour durch England zu machen, um sich dem Volke zu zeigen, was nicht geschehen war, obgleich die Sitte es erheischte. Eduard hatte jetzt das Alter erreicht, wo man ihm nicht mehr einen Familienbesuch verbieten durfte, doch suchte Warwick ihn von dem beabsichtigten Aufenthalte in Newhall abzubringen.

„Mylord," erwiederte der Jüngling ernst, „Ihr wißt, daß ich in allen Wegen Euren Rath achte und befolge, so es sich um das Wohl des Reiches handelt, aber bei diesem Besuche handelt es sich um mein Herz und Jane Gray's Ruhe. Da Ihr mir sagt, daß die Franzosen uns abermalige Unruhen bereitet haben, es darauf anlegen, auch Calais

uns zu entreißen, wie Boulogne; der Kaiser sich mit Frankreich gegen uns, zu Gunsten Mary's zu verbinden droht, und daß für England nur der Frieden erkauft werden kann, wenn ich mich förmlich mit Elisabeth von Frankreich verlobe — so erfordert es meine Pflicht zunächst, meine Cousine von dieser Absicht in Kenntniß zu setzen. Ich nahm Jane das Versprechen ab, daß sie meiner Liebe vertrauen wolle, so lange bis ich sie selbst eines Andern belehrte, und diese Zeit, fürchte ich, wird kommen. Ich muß sie auf die Möglichkeit vorbereiten, sagt Cranmer."

„Wolltet Ihr wirklich das hohe Opfer bringen, Majestät?" fragte Warwick freudig überrascht.

„Mylord, antwortet mir zunächst bei Eurem Gewissen, bei dem allerheiligen Gotte, an den wir beide glauben — seid Ihr überzeugt daß nur meine Verbindung mit Elisabeth uns in Frankreich einen dauernden Verbündeten gegen Kaiser Karl und den katholischen Aberglauben sichern wird? Mylord! es ist eine ernste Frage!" setzte Eduard in einem feierlichen Tone hinzu, „denn es handelt sich um das Lebensglück zweier liebenden Herzen, und — vielleicht sogar um mein Leben! Darum sprechet kein rasches Wort aus, und ich werde Euren Worten, als Gottes Befehl, Folge leisten!"

„Majestät! ich habe zu lange über diesen Plan nachgedacht, auch mich reiflich mit Andern besprochen, und kann daher bei dem allwissenden Gotte bezeugen, daß ich glaube, nur durch eine solche Verbindung werde uns Frieden zu Theil werden, und dürfen wir im Stande sein, dem Kaiser Schach zu bieten, vielleicht die Thronfolge zu Gunsten einer protestantischen Königin zu ändern. Wie Ihr wißt hat Somerset schon Unterhandlungen mit Frankreich wegen Eurer Verbindung mit Elisabeth angeknüpft. Dieselben wurden abgebrochen, ehe es zu einem bindenden Contracte kam, sintemal das französische Ministerium unsere finanzielle Noth zu benutzen trachtete, und den ganzen Betrag des Heirathsgutes verweigerte!"

„Ich weiß es wohl," erwiederte Eduard lächelnd. Unsere Vermittler forderten 1 Million Kronen, und die Franzosen boten uns 100,000. — Ich war damals sehr glücklich darüber, daß die Unterhandlungen in's Stocken geriethen, und hoffte die Angelegenheit sei auf immer abgethan.

Aber es scheint, Gott wolle es nicht anders, als daß das Opfer vollzogen werde. In meiner Krankheit, in der Stille meiner schlaflosen Nächte, ist der Entschluß in mir gereift, Eurem Rathe zu folgen, Lord! Aber der Gedanke an diese Verbindung hat im Stillen an meiner Lebenskraft gezehrt — mich auf's Krankenlager geworfen! Ich will mich mit Elisabeth verloben, Mylord — aber unter der Bedingung, daß unsere Vermählung erst vollzogen werde, wenn ich meinen 18. Geburtstag erlebt habe!"

„Warum nicht früher, Majestät?"

„Ich habe meine Gründe, Mylord — und Ihr möget sie erfahren, aber außer Euch Niemand, als meine arme Jane. Ich habe gelobt, daß ich nie der Gemahl einer Andern werden wolle, als der ihrige — und ich weiß, ich werde mein 18. Jahr nicht erleben. Eine Pflanze, der man die Wurzel ausgerissen, muß vertrocknen und welken. Was die Wurzel für den Baum oder die Pflanze — ist Jane's Liebe für mich! Ich werde —"

Ein heftiger, hysterischer Hustenanfall unterbrach hier die Rede des jungen Königs, welcher ihn so erschöpfte, daß er sich nachher matt und bleich in seinen Sessel zurücklehnte, und die Augen schloß. Warwick betrachtete ihn aufmerksam, mit einer gewissen Theilnahme, aber mehr mit der ängstlichen Spannung eines Arztes, denn als väterlich besorgter Freund. Eduard glich in diesem Augenblicke einer schönen, jugendlichen Leiche; die dunklen Ringe um die Augen, die mageren Wangen, der kränklich gelbe Teint, die schmächtige, magere Gestalt, waren Symptome, welche keine lange Lebensdauer verhießen. Mit Eduards Leben war aber Warwicks Stellung unzertrennlich verknüpft, wenn es ihm nicht gelang, Mary von der Thronfolge auszuschließen. Es mußte sein — sie durfte nicht zur Regierung gelangen, das wurde in diesem Augenblicke in der Seele des ehrgeizigen Staatsmannes bestimmt.

„O wie mir die Brust weh thut!" klagte Eduard leise, indem er die schmalen, weißen Hände auf dieselbe drückte. „Das ist ein bohrender Schmerz! meine Lunge muß schon sehr krank sein!"

„Das Reden greift Euch an — ich will Patrick O'Neal rufen, Majestät!"

„Nein, laßt nur, Mylord! der gute Vater Patrick ängstigt sich nur — wir wollen jetzt unsere schmerzliche Berathung vollends beschließen, dann will ich ruhen.“

„Es soll also sein! Ich darf durch den französischen Gesandten anfragen, ob der König von Frankreich geneigt wäre, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen?“

„Ja Mylord — nun laßt mich so wenig von der Sache hören, als möglich,“ sprach Eduard tonlos.

„Wenn Eure Majestät aber die Furcht hegen, daß es nie zu einer Vermählung kommen wird!“

„Furcht! ich hege keine Furcht vor dem Tode, Mylord, wenn ich Jane verlieren muß! Das Leben wäre mir nur lieb gewesen, wenn das holde Mägdlein es mit mir hätte theilen dürfen!“

„Ich hege die Ueberzeugung, Ihr werdet Eure Braut lieb gewinnen, Majestät, und vollends wenn Lady Jane vielleicht als die Gattin eines Andern glücklich wird!“

„Jane glücklich mit einem Andern!“ sagte Eduard mit einem wehmüthigen Lächeln. „O Mylord, eher mögen Sonne und Mond sich am Firmamente küssen! Achten und ehren mag sie vielleicht den Gemahl; weil Jane die geistige Kraft, die Pflichttreue besitzt, um ein Opfer würdiglich zu tragen — aber glücklich — nein! das wird sie ohne mich nie, Mylord! Unsere Liebe stammt von der Zeit her, wo wir kaum die ersten Worte stammelten! Die Liebe ist mit jedem Jahre mit uns gewachsen, bis sie eins geworden mit unserer Lebensquelle. Und wo fände Jane einen Gemahl, der sie so innig liebte, ihren innern Werth zu schätzen wüßte, wie ich?“

„Ich glaube, mein Sohn Guilford liebt sie eben so innig, Majestät; er betet sie förmlich wie eine Gottheit an, und nicht erst von heute ist diese Liebe, sie ist schon sehr alt.“

„Ach ja, ich weiß es! Der gute Guilford! er hat mich früher oft erzürnt mit seiner Verehrung. Jetzt bedaure ich ihn, da ich selbst entsagen muß.“

„Guilford leidet unter seiner Liebe, Majestät — ich bin um seine Gesundheit sehr besorgt! Er droht, in's Ausland zu gehen, und Kriegs-

dienste zu nehmen. Ihr wißt, wie sehr ihn die Mutter liebt, sie verzweifelt oft über ihres Lieblings Kummer. Wenn Eure Majestät auf Lady Jane's Hand verzichten wollet — warum Guilford nicht glücklich mit dem Besitze dieser Hand machen?"

Warwick fühlte, daß er ein kühnes Wort ausgesprochen hatte. Er erschrak selbst darüber, aber noch mehr über Eduards Bestürzung.

„Jane und Guilford Dudley!" stammelte er mühsam.

„Majestät, Euer Kampf würde leichter sein," fuhr Warwick fort, entschlossen, den Augenblick zu benutzen, „und auch für Lady Jane. Wird die Prinzessin Elisabeth Eure Gemahlin, dann könnte Jane als unvermählt, ohne den Anstand zu verletzen, nicht mehr bei Hofe erscheinen. Selbst während Eurer Verlobungszeit möchte es passender sein, wenn wir keine Veranlassung zu einem Gerüchte geben, was Jane's reinen Namen beflecken würde und den König von Frankreich vielleicht bestimmen, die Verbindung mit Euch abzubrechen. Als die Gemahlin meines Sohnes dürftet Ihr nicht nur Jane am Hofe haben, sondern diese würde gewiß bald durch Guilfords Liebe mit ihrem Opfer ausgesöhnt werden. Als Lady Jane's Schwiegervater besäße ich auch das Recht sie zu beschützen, falls ja Lady Mary Euch überlebte, Majestät, und Königin würde."

„Jane hat nichts von Mary zu befürchten, ihre Mutter ist ja Marys intimste Freundin."

„Aber Jane genießt nicht mehr die Gunst Lady Marys," erwiederte Warwick. „Lady Suffolk hat selbst gegen meine Gemahlin bemerkt, es thue ihr Leid, daß Jane so entschieden dem Protestantismus sich zugewendet, weil sie sehe, daß Lady Mary gar nicht so freundlich gegen ihre Tochter sei als früher. Lady Jane selbst scheint Mary zu fürchten und ungern bei dieser zu sein."

„Ja, ich weiß, Jane glaubt, sie werde einmal durch Marys Hand zum Tode verurtheilt werden; ich habe oft vergebens mich bemüht, ihr den Gedanken als kindisch auszureden. Gott wolle, daß es keine böse Vorahnung sei."

„Aber wenn Lady Mary Euch auf den Thron folgte, dürfen wir Alle den Tod erwarten."

„Das wäre entsetzlich und doch möglich! obgleich ich meine Schwester für zu christlich erachte, als daß sie sich an Unschuldigen rächen würde."

„Sie müßte es thun, Papst und Kaiser würden es verlangen, denn diesen würde Mary sich unterordnen."

„Kaiser Karl wird nicht ewig leben."

„Aber sein Sohn, der Infant, der eben so fanatisch gesinnt ist. Er hat in Augsburg ausgesprochen, ‚er wolle lieber ein Reich ohne einen einzigen Unterthanen erben, als einen einzigen Ketzer unter denselben dulden.' Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Kaiser der Prinzessin hat vermelden lassen, da er sie nicht früher selbst zur Gemahlin erhalten und jetzt für seine Cousine zu alt sei, trage er ihr seinen Sohn, als seinen werthvollsten Schatz, zum Gemahle an." *)

„Wie? meine ernste Schwester sollte einen Mann nehmen der 16 Jahre jünger ist als sie selbst? Nein, Mylord, der Infant soll ein Liebhaber weiblicher Schönheit sein, sagt man. Don Phillip wird meine kränkliche Schwester nicht als Gemahlin lieben."

„Sie zu lieben hält sich Don Phillip nicht für gebunden bei einer Staatswahl, Majestät, aber England ist nicht zu verachten, wenn die Braut ihm dasselbe als Heirathsgut zuführt."

„Nein, nein, Warwick, Euer Eifer um mich und mein Land treibt Euch zu weit; ich glaube nicht, daß eine solche Verbindung je zu Stande kommt."

„Aber Lady Mary scheint nicht abgeneigt zu sein, denn sie besitzt neuerdings das Portrait ihres Zukünftigen, das ihr der Chevalier de Renand heimlich zugestellt hat. Auch soll Lady Mary dem Kaiser haben mündlich vermelden lassen, sie trage zwar kein Verlangen ihrem jungfräulichen Stande untreu zu werden, sollte sie aber je glauben, daß Gott ein Opfer von ihr fordere, zur Wohlfahrt der heilig-katholischen Kirche, dann werde sie nur einen Katholiken zu ihrem Gemahle und einen Solchen nehmen, den Seine Kaiserliche Majestät für sie auswähle."

„Nun bei meiner Hoffnung auf ewige Seligkeit, Mary mag ihren

---

*) Geschichtlich.

Papisten heirathen, wenn sie so närrisch und unverständig ist, — aber mein Land soll sie nicht verschenken dürfen! Nein, eher lasse ich mir diese rechte Hand abhauen. Die Thronfolge muß abgeändert werden, Mylord, es muß und soll sein, damit ich ruhig sterben kann."

„Lady Elisabeth wäre eine würdige Nachfolgerin Eurer Majestät, wenn nicht durch ihre Erwählung ein blutiger Bürgerkrieg angefacht würde. Die beiden Schwestern als Rivalinnen würden sich gegenseitig erwürgen, das Land befeuchtet werden mit dem edelsten Blute. Ich habe schon lange einen andern Gedanken, Majestät, aber wage kaum ihn auszusprechen, er brächte mir den Tod durch einen Dolchstoß, wenn die beiden Prinzessinnen ihn nur ahnten."

„Redet Mylord, meiner Verschwiegenheit seid Ihr sicher, das wißt Ihr."

Warwick ging nach der Thür des Gemaches, öffnete dieselbe und schaute hinaus, dann kehrte er zurück und bückte sich zu dem Könige nieder.

„Wie wäre es, wenn Ihr Lady Jane zu Eurer Nachfolgerin erwähltet? — Ich besitze die Macht um sie zu beschützen und ihr den Thron zu sichern."

Trotz seiner Mattigkeit und leiblichen Schwäche sprang Eduard bei diesen Worten so hastig auf, daß Warwick erschrocken vom Sessel zurück wich, ungewiß, wie der König den Vorschlag aufgenommen.

„Jane — Jane — Königin von England," sprach der König in einem träumerischen Tone und mit einem schwärmerischen Blicke, „das ist mein Traum schon lange gewesen, aber sie sollte es als meine Gemahlin werden, nicht als meine Nachfolgerin."

„Dann gebt Ihr die Krone anstatt des Brautkranzes," sprach Warwick einschmeichelnd. „Nie wird eine Krone ein schöneres und würdigeres Haupt schmücken."

„O gewiß! Jane ist schön und gut, fromm und verständig, ihre weise, milde Gerechtigkeit muß auch ihre Feinde bezwingen, sie würde ihre Herrschaft befestigen durch den Zauber ihrer Anmuth und ihrer Herzensgüte; aber meine Schwestern würden es nie zugeben."

„Sie müßten es, wenn ich für Jane streite, Majestät. Aber eben

damit ich das Recht reclamiren darf, es zu thun, muß sie die Gemahlin meines Sohnes sein."

„Ja, ich sehe ein daß es gut wäre," erwiederte Eduard. „Aber ich kenne Jane, sie ist nicht ehrgeizig, liebt mehr die Stille. Selbst eine Krone würde sie nicht verlocken mir untreu zu werden, so lange sie auch mich treu ergeben erachtet."

„Aber Jane ist auch so hingebend, daß sie einwilligen würde, Guilfords Gemahlin zu werden, wenn Eure Majestät selbst den Brautwerber machten."

„Ich sollte das thun? Lord, wißt Ihr zu welcher Qual Ihr mich verdammen wollet?"

„Ich weiß, von wem ich ein solches Opfer verlange, von meinem Könige, der die Seelenstärke besitzt, einen Juwel zu verschenken, den er nicht besitzen darf," antwortete Warwick, indem er die Hand Eduards ergriff und sie mit Ehrfurcht küßte.

„Ihr hegt einen zu hohen Begriff von mir, Mylord, aber ich will die Sache im Gebete mit Gott und mir selbst berathen, vielleicht bescheert mir der Himmel diese Seelengröße von welcher Ihr redet, vielleicht werde ich Guilfords Wünsche erfüllt sehen können, ihm meine Jane übergeben, ohne daß das Herz mir bricht. Dazu muß ich erst mit Jane selbst reden, Lord."

„Eure Majestät sind zu gütig, zu gnädig, Gott erhalte Euer kostbares Leben. Aber ich gestattete mir in Demuth darum zu bitten, daß Jane noch nichts von unserm Plane wegen der Thronfolge erfahre. Wozu auch? es handelt sich nur um die Zukunft, und so Gott will, bleibt es bei dem Plane. Eure Majestät werden erstärken, sich vermählen und einem eigenen Leibeserben den Thron hinterlassen. Lady Marys Gesundheitszustand ist nicht von der Art, daß man ihr ein langes Leben weissagen könnte und wir befürchten müßten, sie gelangte je zur Regierung. Anders verhält es sich mit Janes Verlobung, Majestät. Die Königin von Schottland hat bereits von Eurer Inclination für die schöne Cousine nach Frankreich berichtet. Unsere Unterhändler müssen ermächtigt werden, eine Verlobung zwischen Euch abzuleugnen und dagegen Lady Jane als Guilfords Braut zu erwähnen.

Ich sehe einer Entscheidung Eurer Majestät bei Eurer Rückkehr entgegen."

„Ja, dann soll es entschieden sein, Lord. Einstweilen bleibe die Sache für Jedermann, auch für Eure Gemahlin, ein strenges Geheimniß."

Warwick gelobte es, und bald darauf verabschiedete er sich von dem jungen Könige, der wieder matt, gleichsam in seinem Sessel zusammenbrach, ein Bild des tiefsten, heftigsten Schmerzes. Er war jetzt etwas über 16 Jahr alt, seine Freundschaft, seine kindlich unbefangene Liebe zu der Jugendgespielin, hatte eine leidenschaftliche Färbung erhalten; und jetzt sollte er freiwillig der Liebe des holden Mädchens entsagen.

Wie ganz anders sah es in Warwicks Seele aus als er das schöne Schloß Grenwhich verließ und langsam durch den Park nach der Themse ging, wo die prachtvolle Gondel mit den, in Gold und Silber gestickten blauen Obergewändern und Mützen, gekleideten Ruderern des Herrn harrten. Wie stolz war sein Schritt, seine Haltung, wie triumphirend der Ausdruck des sonst so geheimnißvoll ruhigen Gesichtes. Er hätte laut aufjauchzen mögen, der stolze Mann, aber er wußte, daß er, in London angekommen, sich wieder in seine undurchdringliche Kälte hüllen müsse.

„Jane wird meine Schwiegertochter, ist um 3 Grad dem Throne näher als Ambrosius Gemahlin. Jane müßte auch den Vorzug erhalten, wenn sie noch weit ferner dem Throne stände, denn sie kann ich regieren, die stolze herrschsüchtige Lady Anne Seymour würde keine Einsprache dulden. Wenn Eduard wirklich vor seiner Vermählung sterben muß, dann soll Guilfords Vermählung gefeiert werden, ehe dieser Moment eintrifft. Ich lasse sie als Königin von meiner Parthei huldigen in aller Stille, und wenn sie den Thron eingenommen, dann muß Guilford mit ihr gekrönt werden und ich regiere für beide Kinder. Wünsche Dir Glück Warwick, hast heute einen glänzenden Sieg erfochten, für Deinen jüngsten Sohn wiederum eine Cousine des Königs gewonnen. Ah! wie Lady Mary und die stolze Elisabeth wüthen werden über die Frechheit und das unerhörte Glück Dudleys, des verachteten Parvenüs."

So dachte Lord Warwick, Herzog von Northumberland, und freudig rieb er die Hände zusammen. Nicht eine Mahnung vom Gewissen, oder die leiseste Regung der Theilnahme für die unschuldigen Opfer seiner ruchlosen Politik erwachte in dem kalten Herzen. Droben im einsamen Gemache betete der junge König unter heißen Thränen:

„Vater im Himmel nicht mein Wille sondern Dein Wille geschehe mit uns," während Warwick dachte: „Mein Wille muß alle Hindernisse mir aus dem Wege räumen. Die Thoren nur reden von Vorsehung und Gottes Wille, meine eigene Kraft hat mich erhöht, und sie soll mir ferner helfen. Eine gute Dosis von Heuchelei und ein fester Wille, führen den Mann zum erwünschten Ziele, auch ohne die Hülfe eines Gottes. Somerset war ein frommer Mann, das Zeugniß muß ich ihm geben, aber er war unklug genug sich mir zu widersetzen, und ich ließ ihn hinrichten. Wozu nützte seine Frömmigkeit? Sein Gott ließ ihn in Ruh, und ich? Ich bin jetzt die höchste Gewalt im Königreiche, mein Wort ist Befehl, dem selbst Eduard sich fügen muß. Was sich nicht vor mir beugt, muß brechen, wenn auch der Sturm sich erhebt und die Wellen an mein Schifflein schlagen, es wird nicht untergehen so lange ich das Ruder mit starker Hand führe. —"

„Ach stolzer Warwick! — noch führst Du zwar die Staatsruder mit gewaltiger Hand, aber Du vergissest, daß es über Dir noch einen Stärkeren giebt, der Dir das Ruder entreißen kann, sobald es ihm gefällt. Es muß Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den Aergerniß kommt," spricht dieser Stärkere in seinem Evangelium.

37. Kapitel.

Entsagung und Hoffnung.

Sobald man erfuhr, daß der König seiner Schwester in New-Hall einen Besuch zugedacht, versammelten sich dort viele Adelsfamilien, theils freiwillig, theils von Mary eingeladen. Unter den Letztern be-

fanden sich die Prinzessin Elisabeth und die Herzogin von Suffolk mit ihren drei Töchtern.

Trotzdem daß Francis Mullet, Mary's Hauptcaplan im Gefängniß saß, wurde dennoch regelmäßig Messe gelesen; nur unterließ man den Gottesdienst an den beiden Tagen, welche Eduard im Schlosse zubrachte.

Am Morgen nachdem der König mit seinem glänzenden Gefolge von Herren und Damen eintraf, hatte Lady Jane in Begleitung einer Gesellschaftsdame Mary's, Lady Anne Wharton, einige alte Bilder besichtigt, welche in der Capelle hingen. Als beide an dem Hochaltare vorüber gingen, verbeugte sich Lady Wharton tief worauf Jane mit einigen Befremden fragte, ob Lady Mary irgendwo in der Kapelle gegenwärtig sei?

„Nein, Ihre Gnaden sind nicht anwesend."

„Warum verbeugtet Ihr Euch denn?"

Lady Wharton deutete auf das Allerheilige, wo noch die Hostie ausgestellt war. „Ich beugte meine Knie vor dem der mich machte, vor meinem Schöpfer."

„Aber Lady Wharton, hat der Bäcker ihn nicht gemacht, sintemal die Hostie nur eine Oblate ist?"

Lady Wharton sah die junge Dame mit Blicken an, in denen sich wahres Entsetzen abspiegelte, dann bekreuzte sie sich andächtig. Schweigend verließen sie die Capelle.

Eine Stunde später war Empfang bei Lady Mary und gemäß der Etiquette versammelte man sich vor dem Erscheinen des Königs. Die Damen begrüßten inzwischen ihre Wirthin, die jüngeren kamen um ihr die Hand zu küssen als Morgengruß. Mary sprach freundlich mit Allen. Da nahten sich ihrem Sessel auch die drei Töchter Lady Suffolks; Jane als Aelteste trat zuerst vor und kniete vor der Prinzessin nieder, als sie aber die Hand derselben ergreifen wollte, zog sie Mary zurück, indem sie mit einem streng verweisenden Blicke sagte:

„Daß der Unglaube bei uns Wurzel gefaßt hat und in Blasphemie ausartet, wußte ich schon, aber ich glaubte nicht, daß auch Dein Herz so weit verführt worden, daß Deine fast noch kindlichen Lippen eine

Gotteslästerung aussprechen würden, wie Deine Bemerkung heute Morgen über die geheiligte Hostie. Lebte mein Vater noch, so möchtest Du diese Verhöhnung des Allerheiligsten mit dem Tower oder gar mit Deinem Leben büßen, Jane. Wenn Du auch jetzt kein irdisches Gericht zu befürchten hast, so solltest Du doch Gottes Gericht für Deine Seele fürchten."

Die Anwesenden sahen sich mit Bestürzung an, die beiden Suffolks wurden bleich wie der Tod. Jane aber stieß mit heftiger Erregtheit die Worte aus:

„O Gott mein Traum!"

Dann fiel sie leblos zu den Füßen der jetzt ebenfalls erschrockenen Prinzessin. Die zunächststehenden Damen eilten vor und hoben das junge Mädchen auf. Lord Dorset aber nahm ihnen die Tochter ab und trug dieselbe dem Ausgange des Saales zu.

Aber jetzt wurde die Doppelthür weit geöffnet und Eduard mit dem jungen Robert Dudley erschien. Kaum war sein Blick auf Dorset gefallen, welcher seine Tochter trug, als er mit einem leisen Ausrufe des Schreckes auf denselben zueilte und ängstlich fragte, was Jane fehle.

„Sie ist nur ohnmächtig, Majestät, ich will sie hinaustragen, es scheint, die Rede Ihrer Gnaden hat sie über die Maaßen erschreckt, daß ihr darüber die Sinne schwanden."

Dorset sprach diese Worte mit einem sichtlichen Verdrusse aus und verließ alsdann den Saal.

Eduard aber runzelte die dichten hellen Augbrauen und schritt mit hastigen Schritten auf Mary zu, welche sich bei dessen Eintritt erhoben hatte.

„Meine liebe Schwester, ich bitte, mir zu sagen, was vorgefallen, und warum Ihr diejenige kränktet und beleidigtet, welche ich zu meinen besten Freunden zähle."

Lady Mary kniete zweimal schnell hintereinander vor dem Könige nieder, das dritte Mal erwiederte sie ohne Aufzustehen:

„Majestät, mein allergeliebter Bruder, was Jane so bestürzt gemacht, war meine ernste Rüge, ob einer Gotteslästerung, die sie sich heute Morgen gestattet hat."

„Jane, eine Gotteslästerung!“ wiederholte Eduard ungläubig lächelnd. „Nun fürwahr, meine Schwester, wir glauben eher daß der Papst eine solche reden würde, als die reinen, frommen Lippen meiner Cousine.“

„Majestät, sie sagte, der Bäcker habe die Hostie gemacht, darum könne sie nicht Gott sein.“

„Ich glaube, diesen Glauben theilen Viele, die hier anwesend sind,“ erwiederte Eduard. „Warum gerade Lady Jane einem inquisitorischen Verhöre unterwerfen?“

„Majestät, ich dulde nicht, daß in meinem Hause das Allerheilige Sacrament verhöhnt werde, wenn auch Eure Minister diese Verhöhnung billigen und unterstützen.“

„Lady Mary!“ lautete die Antwort des jungen Königs, in einem scharfen, gereizten Tone. „Ihr vergeßt, wie oft wir Geduld mit Euren Irrthümern und Eurem Ungehorsam gehabt haben und daß Ihr noch nicht Königin von England seid, und darum vermahnen wir Euch, daß Ihr meine Freunde und Glaubensgenossen, die Euch der Ehre eines Besuches würdigen, nicht absichtlich beleidigen wollet. Wenn Eure Gnaden wünschen, daß ich noch in diesem Hause den heutigen Tag zubringe, so erweist Euch huldreich gegen Lady Jane. So lange Gott mir das Leben schenkt, werde ich meine Glaubensgenossen beschützen und ehe ich sterbe gedenke ich solche Maßregeln zu treffen, daß sie auch nach meinem Tode vor papistischem Haß und Verfolgung gesichert sein sollen.“

Die letzten Worte sprach Eduard mit einem starken Nachdrucke aus, als wünsche er, daß dieselben besondern Eindruck machen möchten. Er verfehlte auch seine Absicht nicht, denn Lady Mary erhob sich von ihren Knien, biß sich in die blutlosen, schmalen Lippen und spielte in nervöser Aufregung mit ihrem spanischen Fächer. Lady Elisabeth sah nachdenklich vor sich hin, die Hofleute tauschten bedeutsame Blicke mit einander aus.

„Lord Guilford Dudley,“ rief Eduard diesem zu, „ich ertheile Euch den Auftrag in meinem Namen, Euch nach dem Befinden unserer geliebten Verwandten zu erkundigen, und Lady Suffolk zu bitten, wenn Lady Jane sich erholt hat, nach der Tafel meinen Besuch zu erwarten.“

Guilford verließ mit freudig klopfendem Herzen den Saal. Eduard, als wolle er den üblen Eindruck verwischen, den seine strenge Rüge auf die katholischen Anhänger Mary's machen mußte, wandte sich jetzt mit freundlich ernster Miene zu seiner Schwester.

„Meine theure und geehrte Wirthin, wir verzeihen derjenigen von Euren Damen, welche die Anklägerin unserer Cousine bei Euch gemacht, dagegen dürfen wir hoffen, daß Ihr auch Lady Jane nicht ferner durch Eure Ungnade betrüben wollet."

„Ich habe nicht schwer zu verzeihen, Majestät," beeilte sich Mary zu antworten, „denn Jane hat nicht gegen mich gesündigt, sondern gegen einen Höhern. Daß sie die Achtung verletzte, die sie mir schuldig ist, werdet Ihr zugeben, Majestät, doch wir wollen nicht weiter von dieser Angelegenheit reden, sie hat bereits uns eine unangenehme Stunde bereitet. Geruhen Majestät eine Promenade in dem Garten zu machen bis zur Tafel? Unter den schattigen Lindenbäumen ist die Luft erfrischend. Das Sommerwindchen weht uns bereits den stärkenden Duft des Meeres zu."

Eduard zeigte sich einverstanden mit dem Vorschlage, denn er bedauerte die Spannung, welche entstanden war. Obgleich er Marys Anhänglichkeit an ihre Messe tadelte, schätzte er sie vielleicht im Herzen noch höher für ihre consequente Beharrlichkeit.

Die Zeit verging demnach Allen heiterer als man erwartet hatte. Mary konnte äußerst angenehm und belebend in der Unterhaltung sein, und sie that heute ihr Möglichstes. Guilford Dudley brachte die Nachricht, daß Jane sich völlig erholt habe, aber nicht bei der Tafel erscheinen werde.

„Ich will Lady Bryan zu ihr senden, sie zu holen," fiel Mary rasch ein.

„Nein, ich bitte, unterlaß es, Schwester," wehrte Eduard sanft. „Nach der Tafel will ich Lady Suffolk besuchen und Beide Euch zuführen, ich liebe es, Versöhnungsfeste zu feiern."

Im Garten hatte Elisabeth Robert Dudley leise gefragt:

„Was wollte der König damit sagen, daß er auch nach seinem Tode die Glaubensgenossen gegen den Papst sicher stellen wolle?"

„Euer Gnaden, diese Frage müßet Ihr dem Könige vorlegen, nicht mir, dem seine Worte eben so unverständlich sind.“

„Es lautete fast wie eine Drohung oder ein fester Plan.“

„Allerdings.“

„Er wird doch nicht Mary bei Seite setzen um —“

„Lady Elisabeth zu seiner Nachfolgerin zu ernennen? ich hoffe, er beabsichtigt es, und mein Vater wünscht es ebenfalls.“

„Unsinn, Robert, Ihr glaubt nicht was Ihr sprechet. Ein schrecklicher Verdacht ist in mir aufgestiegen, dem ich nicht gerne Worte verleihe. Eduards Theilnahme für Jane — doch nein — es ist unmöglich.“

„Was unmöglich, Euer Gnaden?“

„Daß er uns Beide von der Successionsliste streichen lassen will, zu Gunsten Jane Grays. Aber beim Himmel, das wäre ein unkluger Plan, wenn Euer Vater ihn erdacht hätte.“

„Ich weiß von keinem Plane, aber wenn mein Vater ihn wirklich hätte, dann ist er Mann ihn auszuführen.“

„Und ich sage er wird es nicht; eine solche Frechheit soll ihm den Kopf kosten, denn ich würde mit Mary gemeinsame Sache machen. Kaiser und Frankreich müßten uns zu Hülfe kommen und der Herzog würde schmählig unterliegen. Wir sehen es Beide schon ungern, daß Eduard Jane zu seiner Gemahlin erheben will, da es mehr zur Ehre unseres Hauses und zum Vortheile gereichte, wenn er sich mit einer Prinzessin von Frankreich vermählte. Aber wir würden dagegen keine Einsprache erheben, nie aber uns freiwillig unserer Rechte entziehen, dies meldet Eurem Vater von mir.“

„Wenn ich mich nicht irre, geht der König damit um, eine Verbindung mit Frankreich nachzusuchen. Er sehnt sich, den Frieden erhalten zu sehen und mein Vater desgleichen.“

„Ah! das ist eine erwünschte Nachricht. Ich werde meine Knie lieber vor einer Schwägerin beugen, die eine Prinzessin von Geburt ist, als vor Einer die unter mir im Range steht, wie Jane Gray. Auch Lady Mary hat stets eine katholische Königin gewünscht. Der heutige Auftritt und Janes unkluges, naives Glaubensbekenntniß wird meiner Cousine Zeitlebens die Huld meiner Schwester entziehen. Ich kenne Lady

Mary, sie wird diese demüthigende Zurechtweisung, welche Jane ihr zugezogen nie vergessen noch vergeben, vielleicht zu einer geeigneten Zeit rächen. Ich rathe Dorset, wenn meine Schwester den Thron besteigt, schleunigst das Meer zwischen ihm und seiner Tochter zu stellen."

Während dieses Zwiegespräches führte der französische und spanische Gesandte die folgende Unterhaltung:

„Chevalier, habt Ihr die Worte des Königs ganz begriffen?" fragte Noailles den Spanier.

„Ich glaube wohl, er würde Mary ihres Rechtes verlustig machen, wenn er es dürfte."

„Es dürfte! wer sollte ihn daran hindern, Lady Elisabeth als seine Nachfolgerin zu wählen?"

„Wir werden es thun, das heißt der Kaiser."

„Oh, Ihr rechnet fest darauf, daß Mary Euern Don Phillipp heirathet."

„Gewiß, daran zweifle ich nicht!"

„Aber ich, Chevalier de Renand! — Meine Regierung hat ein Wort drein zu reden, und wird einen kräftigen Protest einlegen. Frankreich wird nicht dulden, daß des Kaisers Sohn auch noch England besitze!"

„Wie wollt Ihr es verhindern, mit welchem Rechte?"

„Indem der König von Frankreich seinem Schwiegersohne beisteht, und nachher, so er ohne Leibeserben stirbt — der Prinzessin Elisabeth."

„Schwiegersohn?" wiederholte verblüfft der Spanier.

„Ja doch, Ihr wißt ja — es war schon bei Lebzeiten Somersets von einer ehelichen Verbindung zwischen Eduard und Mademoiselle de France die Rede."

„Aber diese Unterhandlungen wurden abgebrochen, weil der König in seine Jugendfreundin verliebt sei."

„Die Knabenliebe ist der vernünftigen Ueberlegung gewichen; ich habe bereits bei unserer Regierung angefragt, ob sie geneigt wäre, dieselben wieder aufzunehmen! Eduard hat seine Zustimmung ertheilt!"

„Aber Frankreich wird nicht darauf eingehen!"

„Müssen wir abwarten, Chevalier, aber ich glaube, die Allianz

kommt zu Stande! Vereinigt können Frankreich und England Euren fanatischen Kaiser wohl in Schach halten!"

„So weit sind wir noch nicht, Mr. de Noailles! Seht nur die schwindsüchtige Gestalt des Königs an. Sieht er aus, als ob er eine Hochzeit erleben werde, gar erwachsene Kinder, die als seine Nachfolger Mary verdrängen können? — Ich sage, es ist ein Frevel, den Ihr an Eurer schönen Prinzessin begehen würdet, wenn Ihr diese Verbindung befördern helfet!"

„Ich handle nicht gewissenloser als Ihr, wenn Ihr Euren jungen, lebensheitern Infanten an eine Gemahlin fesselt, die 16 Jahr älter als er ist, und noch dazu verblüht, elend und gebrechlich wie Mary ist."

Der Chevalier wußte hierauf nichts zu bemerken; er mußte die Wahrheit des Vorwurfes erkennen. Er hatte auch keine Zeit zu einer Erwiederung, denn die höchsten Herrschaften stiegen soeben die Treppe in den Speisesaal hinauf, und die Diplomaten ließen ihre Politik fallen, um sich an der verschwenderischen Tafel zu erquicken. Wie immer bei solchen Gelegenheiten ging es schweigsam zu an der ersten Tafel. Wie wir bereits bemerkten, pflegte der König aus Rücksicht auf seine Gäste, diese sehr selten anzureden. Eduard tafelte mit seinen beiden Schwestern, Lady Suffolk, den Gesandten, und einigen der vornehmsten Cavaliere. Nachdem der König Platz genommen, ließen sich die beiden Prinzessinnen nach dreimaliger Kniebeugung nieder, die Gäste begnügten sich mit einer einmaligen Kniebeugung vor der Majestät. So erforderte es die Sitte, und wie wir sehen, war das Leben am Hofe etwas beschwerlicher, als jetzt der Fall ist. Wir können uns auch nicht verwundern, daß Invaliden, wie Mary, sich hüteten, öfter als es unumgänglich nothwendig war, einen Besuch bei der Majestät abzustatten.

Nach der Tafel wandte sich Eduard an Lady Suffolk mit der Bitte, sie in ihre Zimmer begleiten zu dürfen, wofür diese mit einer tiefen Verbeugung sich für die hohe Ehre bedankte.

Jane hatte sich wieder erholt, sah aber noch blaß aus, als Eduard eintrat, ihr freundlich die Hand reichte, und sie aufforderte, sich neben ihn zu setzen. „Ich wünschte mit Dir und Lady Suffolk etwas Wichtiges zu besprechen," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Bei diesen Worten verließ die junge Gesellschafterin und Freundin Jane's, Anna Wharton, das Gemach.

Es entstand eine peinliche Stille nach ihrer Entfernung, denn Eduard schien ungewiß, wie er das Thema einleiten solle, ohne Jane zu erschrecken. Jane brach zuerst das Schweigen.

„Majestät! Ihr sehet traurig aus! Es war recht thöricht von mir, mich nicht besser zu beherrschen. Lady Mary meinte es nicht so böse, und ich hätte bedenken sollen, daß meine Aeußerung sie kränken müsse!“

„Du riefest aus: ‚O Gott, mein Traum!‘ Kannst Du ihn noch immer nicht vergessen, liebe Jane?“

„Nein, nein! ach mir war es, während die Prinzessin mich so drohend ansah, als stehe der Mann im rothen Mantel, mit dem Schwerte in der Hand, hinter ihr.“

„Lady Mary's Gunst hast Du jetzt verscherzt,“ erwiederte Lady Dorset. „Es thut mir sehr leid, da wir Freundinnen sind!“

„Du darfst Mary aber doch nicht fürchten,“ erwiederte Eduard, „denn ich werde Sorge tragen, daß sie Dir nichts anhaben darf. Mary soll mit meinem Willen nie Königin von England werden!“

„Majestät —“

„Ich sage dieses im Vertrauen zu meiner Herzensfreundin und deren Mutter,“ sprach Eduard. „Ihr werdet mich nicht verrathen! — Doch hierüber wollte ich nicht mit Euch reden, sondern über etwas das schon länger schwer auf meiner Seele lastet, und mich auf das Krankenlager warf. Es wird auch mein Tod sein, aber wenn der Herr befiehlt, müssen wir, seine Diener, gehorchen.

Er hielt hier inne, und drückte Jane's Hand an sein Herz. Dann glitt er sanft vor seiner jungen Freundin auf die Kniee nieder.

„Majestät! Vetter Eduard! Ihr dürft nicht vor mir knieen!“ rief Jane erschrocken aus.

„Dann laß mich wenigstens zu Deinen lieben Füßen liegen, und meine Beichte ablegen,“ erwiederte Eduard, sich vor ihr auf den Boden setzend, und Jane's beide Hände erfassend.

„Du machst mir bange, Eduard — sage doch um Gotteswillen, was Dich schmerzt!“

„Ich ahne es, Majestät,“ sprach Lady Suffolk.

„Jane,“ sprach Eduard nach einigen Minuten, „Du versprachst, Du wollest nie einem Gerüchte über meine Vermählung mit einer Andern Glauben schenken, sondern nur meinen eigenen Worten. Nun wohlan, dieser Augenblick ist jetzt da! Ich habe mich entschlossen, auf Dich, mein süßes Leben, Seele meiner Seele, Herz meines Herzens, als meine Gemahlin zu verzichten. Aber es darf nur sein, wenn Du einwilligst, wenn Du gleich mir das Opfer bringen willst, um unserm Lande den Frieden zu erhalten, um England vor dem Zorne des grausamen, fanatischen Spaniers zu schützen! Ich gab Dir mein Wort, Jane, ich nannte und liebte Dich als meine süße Braut, darum will ich nicht eher mich mit Elisabeth de France verloben, als bis Du mir freiwillig mein Wort zurückgegeben hast. Rede, Liebling! sprich, meine Herzens-Jane, sieh mich nicht so bestürzt und entsetzt an,“ bat der König.

Das junge Mädchen versuchte zu reden — sie öffnete die Lippen — aber kein Laut entschlüpfte ihnen, fast unbeweglich blickten die großen, weichen Augen in das zu ihr empor gerichtete Antlitz des jungen Königs.

Dieser richtete sich auf, bis er vor ihr kniete, und schlang dann die Arme um die Bebende.

„Ich habe Dich erschreckt! Vergieb mir, Jane, o vergieb mir — es soll nicht sein, wenn es Dich so tief erschüttert! Möge kommen, was da wolle, ich trotze jedem Uebel, jedem Mißgeschicke, bleibt mir nur Deine Liebe!“

„Majestät, sollte es wirklich Noth thun, daß Ihr Beide Euch aufopfert?“ fragte Lady Suffolk.

„Warwick sagt es — Alle sagen es —“

„Warwick würde ich in dieser Sache nicht unbedingt trauen, Majestät — er trachtet sehnlichst danach, Jane mit seinem Sohne zu vermählen. So Gott will, werdet Ihr auch den Frieden erhalten sehen, ohne Euer eigenes, und das Herz meines Kindes zu brechen.“

„Der Himmel verhüte, daß ich ein so schweres Unrecht an Dir begehe, meine Jane. Sprich selbst das Urtheil aus — und wie Du willst, so soll es sein. Ich glaubte, das Wohl meines Reiches wäre mir heiliger, denn Deine Liebe, aber jetzt — jetzt fühle ich, daß Du

mir theurer bist, denn Reich und Krone, und auch der Friede meines Landes!"

„Nein," sprach Jane jetzt leise, „es muß sein — ich sehe es — Gott will es, und — und es soll sein!" setzte sie hinzu, in Thränen ausbrechend.

„Jane, bedenke was Du sagst, mein Kind," mahnte Lady Suffolk. „Ich kenne Dein Herz, ich weiß, Du wirst es nicht ertragen, wenn der König eine Gemahlin hat!"

„Ich kann es ertragen, Mutter, denn ich will es! Sollte ich den Kelch nicht trinken, den mein Vater mir reicht," setzte sie dann mit ruhigerer Stimme hinzu.

„Aber ich verlange noch ein zweites Opfer von Dir," sprach Eduard, „wenn Du mir entsagst! Wenn ich Elisabeth de France mich vermählen muß — dann sollst auch Du einen Gemahl nehmen, damit ich Dich im Hofkreise sehen und sprechen darf, ohne die Eifersucht Frankreichs zu reizen, oder Deinen Namen mit einer unwürdigen Verleumdung zu beflecken. Willst Du Guilfords Gattin werden?"

„Nie!" lautete Jane's Antwort. „Eduard, ich kann und will auf Deine Hand, Deine Liebe Verzicht leisten, weil Deine Pflichten dieses Opfer von uns erheischen; aber fordere nichts weiter von mir, nicht daß ich am Altare einen Meineid begehe, und meinem Gemahle Liebe gelobe, so mein Herz mir sagt, daß ich nie einen Andern wie Dich lieben werde. Nie, niemals! Ich werde mich auf eins meiner väterlichen Güter zurückziehen, und in stiller Einsamkeit mein Leben zubringen."

„Also wolltest, könntest Du mich verlassen? Verweigerst mir auch noch den einzigen Trost, daß ich Dich sehen dürfte?"

„Ja, lieber Eduard, ich werde es thun, denn es muß sein, wenn wir beide nicht eine Todsünde begehen wollen," erwiederte Jane ernst und feierlich. „Ich könnte Dich nicht sehen, nicht Deine Gemahlin, ohne — sie um den Besitz Deiner Liebe zu beneiden, und wärest Du nicht glücklich — suchtest mich wieder — dann würdest Du vielleicht die gleiche Sünde begehen, welche Dein Vater an Lady Boleyn und Katharine von Arragonien beging."

„Ohne Deine Freundschaft, Deine Liebe könnte ich nicht leben, Jane."

„Beides wird Dir bleiben bis zu meinem Tode, aber ein Opfer, wenn es dem Herrn wohlgefällig sein soll, darf nicht ein halbes sein! Unser Heiland spricht: die Ehe soll heilig sein, darum sollst Du Deine Gemahlin einzig lieben, sie Deine beste Freundin bleiben. Bei dem Herrn werden unsere Seelen nach überstandner Prüfungszeit ewiglich verbunden sein!"

„O Du große, starke Seele, wie beschämst Du mich!" rief Eduard aus. „Und doch, je mehr ich Deinen Werth erkenne, Jane, desto schwerer wird mir die Entsagung, auch für die kurze Spanne Zeit, die ich noch auf Erden ohne Dich zubringen muß."

„Du wirst nicht sterben, Du mußt leben, um dem Worte Gottes ein Beschützer und Beförderer zu sein!"

Eduard schüttelte das Haupt. „Nein, ich rede die Wahrheit, Jane, und eben die Ueberzeugung, daß ich niemals der Gemahl Elisabeths de France werde, hat mir den Beschluß eingegeben, die Unterhandlungen mit Frankreich wieder anknüpfen zu lassen. Ich habe Dr. Wendy gezwungen, daß er sich offen über meinen Zustand ausspreche. Du kennst ihn als einen erfahrenen, berühmten Arzt, überdies als einen treuen Freund unserer Familie. Er betrachtet mich fast wie sein eigenes Kind, da er von der Geburt auf mich gepflegt hat. Ich bat ihn, mir zu sagen, ob mein Husten schlimmer werden würde, damit ich bei Zeiten, wie ein guter Haushalter, mein Haus beschicke, auch meine Seele auf den Ruf des Herrn zu seinem Hochzeitsmahle vorbereite. Ich will nicht schlafend gefunden werden, wenn sein ernster Bote an meine Thür klopft, sondern gerüstet und reisefertig mit dem Stab der Gnade sein."

„Was sagte der Doctor?" fragte Jane gespannt.

Eduard warf wieder seine Arme um die schlanke Gestalt seiner Freundin, und blickte dieselbe mit einem Blicke voll unaussprechlicher Liebe an, mit einem Blicke, in dem noch die unbefangene Unschuld der Jünglingsseele mit dem ersten erwachenden Funken der Leidenschaft auf das Ergreifendste verschwistert war. Jane's Wangen rötheten sich, ihre

Gestalt erbebte in süßer keuscher Wonne, schüchtern senkten sich ihre Augen vor dem beredten Blicke ihres Freundes.

„Was Dr. Wendy sagte, fragst Du mich?“ fuhr Eduard nach einer kurzen Pause fort, während er lächelnd Jane's reizendes Erglühen betrachtete. „Soviel nur darfst Du wissen, daß Du nie den Schmerz erleben wirst, Elisabeth als meine Gemahlin zu sehen. Der Herr hat mich mahnen lassen, daß er bald an meine Thür klopfen werde. Ich gehe Dir voran, damit meine Seele über meine Jane als schützender Genius wachen, und einst, wenn auch Deine Todesstunde schlägt, Deine Seele empor zum Throne Gottes tragen darf. Der Herr der Liebe wird uns segnen und sprechen: ‚Was die Erde getrennt, sei hier ewiglich verbunden, denn wer ausharret bis an's Ende, soll die Krone des Lebens empfahen!‘ Küsse mich, Jane, mit Deinen lieben, keuschen Lippen, wie Du es oft thatest, als wir noch Kinder waren!“ bat er sanft schmeichelnd.

Ueber Jane's Wangen fielen die großen, klaren Thränenperlen — auch Lady Suffolk wandte sich heftig bewegt ab, und ging an's Fenster. Sie wollte die Liebenden nicht durch ihre Gegenwart stören.

Jane beugte sich sprachlos zu dem Knieenden nieder, legte ihre weichen Arme um seinen Nacken, und drückte ihre Lippen auf den Mund ihres Freundes.

„Ich danke Dir, mein Herzliebchen!“ Dann legte der Jüngling sein Haupt auf ihren jungfräulichen Busen.

„O wenn Dein treues Herz einst mein Sterbekissen sein dürfte — wie leicht würde mir der letzte Kampf,“ sprach der König leise und träumerisch, während er die müden Augen schloß. Eine tiefe Stille trat plötzlich ein.

Als Lady Suffolk sich wieder zu dem jungen Paare wandte, gab ihr Jane ein Zeichen, stehen zu bleiben, und ließ dann das jungfräuliche Haupt sinken, bis ihre Wange das blonde Lockenhaar Eduards berührte.

Lady Suffolk faltete die Hände, und betrachtete mit feuchten Blicken, und dem Ausdrucke unaussprechlichen Schmerzes dieses ergreifende, lebende Tableaux. Der König war eingeschlafen, sein feines, marmorblasses Gesicht drückte keinen Schmerz aus, mehr einen tiefen Frieden,

den die Welt der Seele nicht zu verleihen vermag. Ein sanftes Lächeln schwebte um den feinen, aber dennoch nicht unmännlichen, oder weibischen Mund. Es lag ein Zug von fester Willenskraft in Eduards Gesicht ausgeprägt, den er bei aller Sanftmuth auch wirklich besaß.

Jane in ihrem dunkeln, sittsam am Halse geschlossenen Kleide, mit dem kleinen Kreuze — als einzigen Schmuck um den schlanken Hals — glich jetzt der Madonna, die sich liebevoll bekümmert, und doch in stiller Gottesergebung den schlummernden Sohn überwacht.

„Wie wird das enden?“ dachte die Mutter. „Ist es Gottes Wille, daß Beide auf dem Altar der Politik geopfert werden?“ Die Herzogin schlich sich leise auf den Fußzehen bis in die Nähe der Thür, und ließ sich dort als Wache nieder. Um keinen Preis durfte ein uneingeweihtes Auge den König in dieser Stellung erblicken!

„Es ist zum Glück die Stunde, wo die Hitze den Hof zur Ruhe zwingt,“ dachte Lady Suffolk. „Ich habe keine Besuche zu erwarten, man wird annehmen, der König unterhalte sich mit uns!“

Es verging fast eine Stunde — Jane hielt unbeweglich stille, um den geliebten Schläfer nicht zu wecken. Der Jungfrau war es wehmüthig zu Sinne — ein Gefühl überkam sie, als ob es das letzte Mal sei, wo sie den Freund traulich umfangen dürfe.

Endlich bewegte sich der Schlafende; er öffnete plötzlich die Arme, und sprach mit noch geschlossenen Augen im Tone ernster Bitte: „Bleibe noch, Jane! Jane! —“

„Er träumt!“ sagte Jane leise — „träumt von mir!“

„Du mußt ihn aufwecken,“ flüsterte Lady Suffolk ängstlich. „Ich fürchte, man könnte uns überraschen, mein Kind!“

„O noch nicht, Mutter, laß ihn ruhen, er ist müde!“

„Du auch, mein Kind!“

„O nein, ich könnte ihn den ganzen Tag so halten,“ lautete Jane's Antwort, als sie mit einem lieblichen Lächeln zur Mutter aufschaute. Diese küßte die jungfräuliche Stirn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Aber jetzt schlug Eduard die Augen auf, und sah verwundert Jane an, dann Lady Suffolk.

„Majestät haben gut geruht,“ sprach lächelnd die Letztere.

„Geruht? Habe ich wirklich geschlafen? Und Du liebes, goldenes Herz hast mich liegen lassen?"

„Ich dachte, Du müßtest sehr müde, oder meine Unterhaltung sehr langweilig sein, darum gönnte ich Dir den sanften Schlummer," sagte Jane schelmisch. „Meine liebe Mutter hat inzwischen Schildwache gestanden!"

„Liebe, theure Herzogin! erlaubt, daß ich Euch die Hand küsse für so viele Liebe!" rief Eduard aus, die Hand Lady Suffolks ergreifend.

„Majestät haben einen Traum gehabt — war er freundlicher Natur?" fragte die schöne Frau.

„Ja gewiß — ich werde ihn nie vergessen! Ich wandelte einem schönen Garten zu, und wollte hinein — ich führte Jane mit mir, und wir waren sehr glücklich. An der kleinen, engen Pforte des Gartens stand ein schöner Engel mit silberweißen Flügeln. Der ließ mich zuerst eintreten — als ich aber Jane nach mir ziehen wollte, drängte der Engel sie sanft zurück, und sprach gütig:

‚Du allein bist heute in das Paradies berufen. Deine Freundin ist noch nicht geläutert durch das Feuer der Prüfung, ihre Seele noch nicht gewaschen in dem Blute des Märtyrerthums. Aber sei getrost, sie wird Dir nachfolgen, ehe zwei Mal die Erde ihren Lauf um die irdische Sonne vollbracht hat!'

Ich rief aber nach Dir — und da sah ich nichts mehr, bin halb erwacht. Redete ich im Traum?"

„Ihr nanntet Jane's Namen zweimal, Majestät!"

„Ach! ich dachte es mir. — Aber wie lange habe ich geschlafen?"

„Eine gute Stunde, Majestät!"

„So lange! ich fühle mich so gestärkt, wie noch nie," sagte Eduard, und sein sanftes Gesicht glänzte fröhlich. „Ich werde diesen schönen Traum nie vergessen! Ich weiß nun gewiß, ich werde Dich dereinst nicht lange verlieren, meine süße Jane!"

„Auch ich werde ihn nicht vergessen — er soll mein Trost sein — für unsere Trennung!"

„Trennung! rede nicht davon, wenn Du mich liebst, Jane. Erstlich ist es noch ungewiß, ob Frankreich bei der Verbindung bleiben will,

und zweitens, wenn sie auch fest beschlossen ist, habe ich zur Bedingung gemacht, daß ich nicht vor meinem 18. Jahre zu der Vermählung genöthigt werde. Bis dahin — bis dahin, meine liebe Jane, bleibt es zwischen uns, wie bisher. Das heißt, Du bleibst meine liebste Freundin und ich Dein liebster Freund und Bruder."

„Ich fürchte nur, Majestät, daß Lord Warwick in meinen Gemahl dringen wird, Jane's Hand seinem Sohne zu schenken."

„Er mag es thun — aber Jane darf nicht eher Dudley's Braut werden, als bis ich es bestimmt und ausdrücklich befehle, oder Jane selbst darum bitte!"

„Was Ihr hoffentlich niemals wünschen, noch befehlen werdet," sprach Jane ängstlich. „Ich liebe Guilford ebensowenig, wie seine Eltern."

„Ich weiß nicht — wäre doch möglich, daß es so käme, liebe Jane — Verhältnisse möchten eintreten, die es wünschenswerth machen, daß Du in Lord Warwick einen kräftigen Beschützer gegen Lady Mary habest. Wenn ich Dich bitten lasse, Guilfords Gemahlin zu werden — dann liege ich auf dem Todtenbette — und Du wirst meine letzten Wünsche erfüllen; unbedingt, und ohne weitere Aufklärung wirst Du mir vertrauen. Nicht wahr, meine Herzens-Jane?"

Die Jungfrau sah ihre Mutter an. —

„Versprich es, mein Kind! Der König wird seine weisen Gründe haben, wenn er so diesen Wunsch Dir mittheilt," antwortete Lady Suffolk.

„Es sei — Dein Wille sei mir zu jeder Stunde heilig," erwiederte Jane, „kein Opfer sei mir zu schwer, wenn ich damit Deine letzten Tage erleichtere. — Ich werde Dir gehorchen, und an Deinen Traum gedenken, der mir verheißt:

Ehe zwei Mal die Erde ihren Lauf um die irdische Sonne vollbracht — ist Jane mit Dir im Paradiese."

„Vergiß aber auch das andere Wort des Engels nicht: wer getreu bis an das Ende — dem wird die Krone zu Theil," setzte Eduard hinzu. Dann küßte er beide Damen, und verließ sie hastig. —

Jane blickte einige Augenblicke nach der Thür, wo der König verschwunden war. Lady Suffolk legte den Arm um sie.

„O Mutter! das war die bitterste Stunde, die ich wohl jemals erleben werde! Nun fürchte ich nichts mehr — auch den Tod nicht!"

„Mein Kind! denke, Deine Liebe war ein Traum!"

„Ja, ja, aber der Traum war so schön! so schön!"

Und das schöne Haupt sank auf die Brust der Mutter.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.